This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

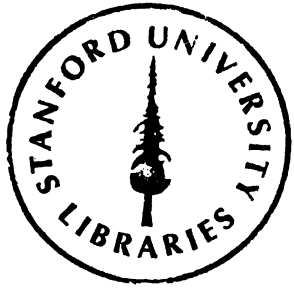
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rheinische Jahrbücher

ZA


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Rheinische Jahrbücher

zur

gesellschaftlichen Reform.

Herausgegeben

unter Mitwirkung Mehrerer

von

Hermann Püttmann.

Erster Band.

Darmstadt, 1845.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Die Tendenz dieſes Buches wird aus jedem einzelnen Aufſatze in demſelben deutlich erkannt. Es wäre deshalb überflüſſig, ein Wort darüber zu verlieren, und ich begnüge mich hier blos von der Eintheilung des Inhalts zu ſprechen.

Vor Allem war es nöthig jede Einſeitigkeit zu meiden, und nicht allein eine Beleuchtung der geſellſchaftlichen Zuſtände der Gegenwart zu geben, ſondern auch die Lehre des Communismus wiſſenſchaftlich darzuſtellen, um ſowohl ihre mehr als genügende Berechtigung den gelehrten Egoiſten und Staatsmännern gegenüber darzuthun, als auch gleichzeitig zu zeigen, inwiefern die deutſche Geſellſchaftswiſſenſchaft ſich von der franzöſiſchen und engliſchen in ihrer bisherigen Ausbildung unterſcheidet. Man wird aus den (voran-

ſtehenden) Beiträgen von Heß *), Engels, Grün, Mathäi, Semmig ꝛc. erſehen, daß alle Doctrinen der Vergangenheit aufgehen müſſen in der endlich praktiſch gewordenen Lebensweisheit, — daß alle Gebilde der Selbſtſucht wie nächtige Schemen verſchwinden vor dem flammenden Lichte des Tages.

Die zweite Abtheilung dieſes Buches bezweckt durch Beiſpiele die Erbärmlichkeit und Barbarei unſeres gegenwärtigen geſellſchaftlichen Zuſtandes zu beweiſen. Es iſt hier, wie der Leſer ſehen wird, Alles friſch aus der neueſten Civiliſationsperiode; es ſind Alles Thatſachen, die leider nichts — Wunderbares an ſich tragen. Selbſt das in poetiſcher Form Auftretende (z. B. Willkomm's Novelle) enthält nichts Fremdes oder Erdichtetes, ausgenommen dieſe Form als glänzender Rahmen um eine einfachtreue Vedute.

Die ſozialen Gedichte am Schluſſe haben ſich dieſelbe Aufgabe geſtellt. Unſere Lyrik ſchwankte in letzter Zeit bewußtlos umher, bald rückwärts getrieben zu den klaſſiſchen Muſtern, bald wild vorwärts ſtürmend und ſich an Alles klammernd, was ihr grade entgegenfuhr. So kam es, daß die Einen ſich in veralteten Anſchauungen und Ausdrucksweiſen verloren, die Andern

*) Dieſer Freund hat mir bei der Redaction der wiſſenſchaftlich gehaltenen Aufſätze ſehr thätigen Beiſtand geleiſtet und auch für die Zukunft eine gleiche Mitwirkung zugeſichert.

aber ihre poetiſche Kraft oft vergeudeten an nichtige Stoffe, an politiſche Albernheiten u. dgl. Das Unbefriedigende, Haltloſe dieſes Modetreibens mußte aber in kurzer Zeit eine große Leere und Oede der dichteriſchen Production herbeiführen, was erklärlich war, da die künſtlichen Herren es nicht würdig oder zu gewagt fanden ins volle wahre Leben zu greifen, und lieber von Schafen und Blümchen oder von Conſtitutionen und deutſchen Flotten ſangen, als von Menſchen. Ich zweifle aber nicht, daß in Zukunft die gemachte Kunſtpoeſie von der natürlichen Volksdichtung gänzlich verdrängt wird, und dies um ſo mehr, da die letztere keine Autoritäten anzuerkennen hat und von allen Feſſeln des Herkommens frei iſt. Wir werden erfahren, welch tiefes poetiſches Gefühl in den „Proletariern" zur Erſcheinung kommt, ſobald ſie ſich zum Menſchenthum begeiſtert emporgerungen haben, uud wie es ihnen dann nicht an Worten fehlen wird, um ihre Thaten zu beſingen. —

Ich übergebe dieſe Blätter mit innerer Befriedigung den Leſern, den reichen wie den armen. — Daß es unter jenen Viele geben wird, die mit erbleichenden Zügen, mit Ingrimm dieſe Warnungen, dieſe Lehren, dieſe Schilderungen leſen, kann nicht anders ſein, ja es muß und ſoll ſo ſein. Möge das Buch auf die Verſtockten meduſenartig wirken, ſie haben's verdient

und wollen ihrem Schicksal nicht entgehen; — die Andern aber, die geistig Ringenden und vor Allem die geistig und materiell Unterdrückten möge es erheben, und ihnen den Trost verleihen, daß die Zukunft auch in ihre Herzen Ruhe und Frieden bringen, auch ihre Felder und Häuser segnen wird!

Den Verzweifelnden ist dies Buch gewidmet!

Mai 1845.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Ueber das Geldweſen, von M. Heß 1
Verſammlungen in Elberfeld 35
Politik und Sozialismus, von K. Grün 98
Deutſcher Liberalismus, von Fr. Schmidt 145
Socialiſtiſche Bauſteine, von R. Matthäi 155
Communismus, Socialismus, Humanismus, von H. Semmig . 167
Der allgemeine Beſitz, von E. Weller 175
Der Berliner Local-Verein für das Wohl der arbeitenden Claſſen, von E. Meyen 198
Der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein zu Köln 215
So lebt und ſtirbt der Arme. Erzählung aus dem Leben des Volkes, von E. Willkomm 250
Proletarier in England, von G. Weerth 309
Adreſſe der deutſchen Arbeiter in London an Johannes Ronge . 327
Elend 330
Gedichte.
I. Von Georg Weerth.
1) Erſt achtzehn Jahr 347
2) Freund Lenz 350
3) Ein Feſtlied 351
4) Vernunft und Wahnſinn 352
5) Lied aus Lancaſhire 355
II. Von Schmidt.
Der Verbrecher 356

Seite

III. Von Theodor Opitz.
1) Bekenntniß 358
2) Unbezahlbar 358
3) Wintertag 359
IV. Lieder nach Texten der Offenbarung. Von Otto von Wenckstern 360
V. Von Gustav Reinhard Neuhaus.
Stanzen 362
VI. Brüderschaftslieder eines rheinischen Poeten.
1) Jagdrecht 366
2) Der Weber 369
3) Der Banquier 370
4) Begräbniß des Reichen 371
VII. Von Hermann Püttmann.
1) Verzage nicht! 373
2) Die Gefangenen 374
3) Der Winter 378
4) Rübezahl 380

Ueber das Geldweſen.

Von

M. Heß.

„Der Handel hat die Marke ſeiner Selbſtſucht,
Das Siegel ſeiner allbejochenden
Macht auf ein glänzend Erz gedrückt und hat
Es Geld genannt. Vor ſeinem Bilde beugt
Sich die gemeine Größe, wie der eitle
Reichthum und der verarmte Stolz, der Pöbel
Der Bauern, Bürger, Edlen, Prieſter, Könige;
Verblendet ehren Alle ſie die Macht,
Die ſie hinabtritt in den Staub des Elends —
Und in dem Tempel ihres feilen Herzens
Thront Gold als ein lebendiger Gott .....
.... Verkauft wird Alles;
Ja, ſelbſt des Himmels Licht iſt feil. Die Gaben,
Die überreich der Erde Liebe ſpendet,
Die kleinſten und verächtlichſten Geſchöpfe,
Die in der Tiefe hauſen; Alles, was
Das Leben friſtet, ja das Leben ſelbſt;
Das winzige Scherflein Freiheit, das dem Menſchen
Noch die Geſetze ſpenden, die Gemeinſchaft
Mit Menſchen, jene Pflichten, die ſein Herz
Aus Menſchenliebe zu verrichten ſchon

Ihn treiben sollte, wird zur Waare hier
Auf einem Markt, wo unverschleierte
Selbstsucht auf Jedes zeichnet seinen Preis,
Den Stempel seiner Herrschaft. Selbst die Liebe
Ist käuflich. Sie, der Trost für alles Weh,
Zerreißt mit Todesqualen nun das Herz.
In der zurückschaudernden Umarmung
Selbstsüchtiger Schönheit ruht mit fröstelndem
Erzittern greises Alter......
......Doch grauköpfige Selbstsucht
Ist nun zum Tod getroffen, und sie wankt
Dem Grab entgegen — und ein schönrer Morgen
Wird jetzt des Menschen Tag beginnen, wenn
Mit Liebeswort und Werken nur die Gaben
Der Erde rings gespendet werden, wenn
Reichthum und Armuth, Durst nach Ruhm, die Furcht
Vor Schande, Krankheit, Elend und der Krieg
Mit seinen tausend Schrecken, selbst der Graus
Der Hölle leben wird nur im Gedächtniß
Der Zeit, die gleich der Büßerin Magdalene
Erschaudernd blickt auf ihrer Jugend Tage."

Shelley, Königin Mab.
(Nach der Übersetzung von Julius Seybt.)

I.

Leben ist Austausch von produktiver Lebensthätigkeit. Der Körper jedes lebendigen Wesens, z. B. des Thieres, der Pflanze, des einzelnen Menschen, ist, wie das Medium des Austausches der produktiven Lebensthätigkeit dieses oder jenes Wesens, ein unveräußerliches Lebensmittel, Medium seines Lebens, außer denjenigen Organe des Körpers, welche die Centralpunkte des Austausches, [illegible] eine [illegible], unsere äußerlichsten Organe sind, z. B. Hirn und Herz. — Was von den Körpern der Thiere, das gilt auch von den Körpern der großen Individualitäten, und es gilt somit von der [illegible] [illegible], der [illegible] Weltkörper, wie von den einzelnen

den ſogenannten ſocialen Körpern. — Die Atmoſphäre der Erde, das unveräußerliche Medium des Austauſches der irdiſchen Productionen, iſt das irdiſche Lebenselement, die Sphäre, in welcher die Menſchen ihre ſociale Lebensthätigkeit mit einander austauſchen — nämlich der Verkehr in der Geſellſchaft — iſt das unveräußerliche ſociale Lebenselement. Die einzelnen Menſchen verhalten ſich hier als bewußte und bewußt handelnde Individuen zur Sphäre des Austauſches ihres geſellſchaftlichen Lebens, wie ſie ſich als unbewußte Individuen, als Körper, zur Sphäre des Austauſches ihrer körperlichen Lebensthätigkeit, zur Atmoſphäre der Erde verhalten. Sind ſie von ihrem ſocialen Lebensmedium getrennt, ſo können ſie eben ſo wenig leben, wie ſie, von ihrem körperlichen Lebensmedium getrennt — wenn ihnen ihre Lebensluft entzogen iſt — körperlich leben können. Sie verhalten ſich zum ganzen Geſellſchaftskörper, wie die einzelnen Glieder und Organe zum Körper des einzelnen Individuums ſich verhalten. Sie ſind todt, wenn ſie von einander getrennt werden. Ihr wirkliches Leben beſteht nur im gegenſeitigen Austauſch ihrer productiven Lebensthätigkeit, nur im Zuſammenwirken, nur im Zuſammenhang mit dem ganzen geſellſchaftlichen Körper.

2.

Der gegenſeitige Austauſch der individuellen Lebensthätigkeit, der Verkehr, die gegenſeitige Erregung der individuellen Kräfte, dieſes Zuſammenwirken iſt das wirkliche Weſen der Individuen, ihr wirkliches Vermögen. Sie können ihre Kräfte nicht realiſiren, verwerthen, verwirklichen, bethätigen, ſie bringen es gar nicht zum Leben, oder (wenn ſie es bereits zum Leben gebracht haben) ſterben wieder ab, dafern ſie ihre Lebensthätigkeit nicht gegenſeitig, im Verkehre mit den Genoſſen derſelben Gemeinſchaft oder mit den Gliedern deſſelben Körpers, austauſchen. — Wie die Luft der Erde die Werkſtätte der Erde, ſo iſt der Verkehr der Menſchen die humane Werkſtätte, in welcher die einzelnen Menſchen zur Verwirklichung, Bethätigung ihres Lebens oder Vermögens kommen.

Je ſtärker ihr Verkehr, deſto ſtärker iſt auch ihre Productionskraft, und ſolange der Verkehr beſchränkt, iſt auch ihre Productionskraft noch beſchränkt. Ohne ihr Lebensmedium, ohne Austauſch ihrer individuellen Kräfte, leben die Individuen nicht. Der Verkehr der Menſchen entſteht nicht etwa aus ihrem Weſen; er iſt ihr wirkliches Weſen, und zwar iſt er ſowohl ihr theoretiſches Weſen, ihr wirkliches Lebensbewußtſein, wie ihr praktiſches, ihre wirkliche Lebensthätigkeit. Denken und Handeln gehen nur aus dem Verkehr, dem Zuſammenwirken der Individuen hervor — und was wir myſtiſch „Geiſt“ nennen, iſt eben dieſe unſere Lebensluft, unſere Werkſtätte, dieſes Zuſammenwirken. Jede freie Thätigkeit — und es gibt keine andere, als freie Thätigkeit, denn was ein Weſen nicht aus ſich ſelbſt heraus, alſo frei wirkt, iſt gar keine, wenigſtens nicht ſeine, ſondern eines andern Weſens That; alſo jede wirkliche, praktiſche wie theoretiſche, Lebensthätigkeit — iſt ein Gattungsact, ein Zuſammenwirken verſchiedener Individualitäten. Dieſes Zuſammenwirken erſt verwirklicht die Productionskraft und iſt demnach das wirkliche Weſen eines jedes Individuums.

3.

Das menſchliche Weſen, der menſchliche Verkehr, entwickelt ſich, wie jedes Weſen, im Verlaufe einer Geſchichte durch viele Kämpfe und Zerſtörungen hindurch. Das wirkliche Weſen, das Zuſammenwirken der Individuen der menſchlichen Gattung, hat, wie alles Wirkliche, eine Entwickelungs- oder Entſtehungsgeſchichte. Die ſociale Welt, die humane Organiſation, hat ihre Naturgeſchichte, ihre Geneſe, ihre Geſchichte der Schöpfung, wie jede andere Welt, wie jeder andere organiſche Körper. Die Naturgeſchichte der Menſchheit hatte aber begonnen, als die der Erde vollendet war, als nämlich die Erde ihre letzte und höchſte Organiſation, den Menſchenkörper, und ſomit alle ihre körperlichen Organiſationen, bereits producirt hatte. Die Naturgeſchichte der Erde, welche, nach der Anſicht der Geologen, wohl viele Millionen Jahre gedauert hatte, iſt ſchon ſeit vielen Jahrtauſenden aus und be-

ſchloſſen; die Erde iſt vollendet. Die Naturgeſchichte der Menſchheit dagegen iſt bis jetzt noch nicht zu Ende; wir leben noch immer im Kampfe. Die Menſchheit iſt noch nicht vollendet; aber ſie iſt ihrer Vollendung nahe. Schon ſehen wir in der Ferne das gelobte Land der organiſirten Menſchheit; ſchon können wir es mit unſern Augen erreichen, dieſes Land der Verheißung, auf welches die ganze bisherige Geſchichte der Menſchheit hindeutet — obgleich wir es noch nicht mit Füßen betreten können. — Falſch iſt es, in der Vollendung der Naturgeſchichte, im Ende der Schöpfungsgeſchichte der Menſchheit das Ende der Menſchheit ſelbſt, ihren „jüngſten Tag" zu erblicken — eine optiſche Täuſchung, welcher von jeher diejenigen unterworfen waren, die ſich keine andere Wirklichkeit, als die beſtehende denken konnten — obgleich die beſtehende ſie nicht befriedigte, ſie daher eine andre wünſchten — und die eben deßhalb im Untergange ihrer ſchlechten und im Aufgange einer beſſern Welt den Untergang der Welt und den Anfang des Jenſeits erblickten. — Auch diejenigen ſind noch dieſer Täuſchung des „jüngſten Tages" unterworfen, die zwar an kein beſſeres Jenſeits, aber auch an kein beſſeres Dieſſeits, als das gegenwärtig beſtehende glauben — die das chriſtliche Dogma von der Unvollkommenheit des Dieſſeits, aber ohne die Tröſtung des Jenſeits, zum ihrigen machen — die von einem unendlichen Fortſchritte träumen und kein anderes Ende deſſelben annehmen, keine andere Vollendung, als den Tod oder irgend ein lebloſes Phantom, das ſie „Geiſt" nennen. — Auch ſie, die Philoſophen, gehören zu denen, die ſich keine andere Wirklichkeit, als die beſtehende ſchlechte, denken können — gehören zu dem antediluvianiſchen Gethier, welches im Untergange der alten Welt ſeinen eignen Untergang, in der vollendeten Organiſation der Menſchheit nur den Tod erblickt — weil ein richtiger Inſtinct ihnen ſagt, daß ſie ſelbſt einen weſentlichen Beſtandtheil der alten, untergehenden, ſchlechten Wirklichkeit bilden. — Wenn die vorſündfluthlichen Ungeheuer — welche die Erde vor ihrer Ausbildung, vor ihrem reifen Alter, in ihren „Flegeljahren," erzeugt hatte — Bewußtſein gehabt hätten, ſo würden ſie ganz in derſelben Weiſe,

wie unſre Philoſophen, Theologen und Pfaffen, raiſonnirt und renommirt haben. Auch ſie würden an keine höheren Schöpfungen, an keine vollendeten Erdengebilde, an keine Menſchen geglaubt haben; auch ſie würden mit dem Untergange des vorweltlichen Ungeziefers den Untergang der Welt heranmahen zu ſehen geglaubt haben. — So wenig aber, wie mit der vollendeten Geſtalt der Erde das Ende, vielmehr der Anfang ihres wirklichen Lebens gekommen iſt, ebenſo wenig kommt mit der vollendeten Geſtalt der Menſchheit, d. h. mit ihrer Vollkommenheit, das Ende derſelben, im Gegentheil erſt ihr wahrer Anfang.

4.

Eine Nothwendigkeit in der menſchheitlichen Entwickelung, in der Bildungs- oder Naturgeſchichte, nothwendig in der Schöpfungsgeſchichte der Menſchen, iſt ihre gegenſeitige Zerſtörung, welche hervorgeht aus dem Widerſpruche ihres Verkehres innerhalb ihrer Vereinzelung. — Die Entſtehungsgeſchichte des humanen Weſens oder der Menſchheit erſcheint zunächſt als Selbſtzerſtörung dieſes Weſens. Die Menſchen opferten ſich ſchon ihren himmliſchen und irdiſchen Götzen, lange bevor es noch eine himmliſche und irdiſche, religiöſe und politiſche Oekonomie gab, die es rechtfertigte. Sie zerſtörten ſich, weil ſie ſich im Anfange nur als vereinzelte Individuen erhalten, weil ſie nicht als Glieder eines und deſſelben organiſchen Ganzen, als Glieder der Menſchheit, harmoniſch zuſammenwirken konnten. Wäre ſchon von vornherein ein organiſirter Productenaustauſch, eine organiſirte Thätigkeit, ein Zuſammenwirken Aller möglich geweſen, ſo hätten die Menſchen freilich ihre geiſtigen und materiellen Bedürfniſſe ſich nicht als einzelne Individuen auf eigne Fauſt, durch rohe Gewalt oder raffinirten Betrug, ſich abzuringen oder zu erwerben brauchen, ſo hätten ſie ihre geiſtigen und materiellen Güter nicht außer ſich zu ſuchen nöthig gehabt, ſo hätten ſie ſich durch ſich ſelbſt ausbilden, nämlich ihre Fähigkeiten in Gemeinſchaft bethätigen können. Das heißt aber ſo viel, als: kämen die Men-

ſchen als ausgebildete humane Weſen zur Welt, ſo brauchten ſie keine Bildungsgeſchichte durchzumachen. Mit andern Worten: Hätte die Menſchheit nicht mit vereinzelten Individuen begonnen, ſo hätte ſie die egoiſtiſchen Kämpfe um ihre ihr noch fremden und äußerlichen Güter nicht durchzukämpfen nöthig gehabt. — Wir können jetzt, am Ende dieſes brutalen Kampfes um das eigne Weſen, jetzt, wo unſer Weſen, theoretiſch wenigſtens, ausgebildet iſt, allerdings eine Menſchengeſellſchaft ohne Selbſtzerſtörung denken und in's Leben einführen, eine vernünftige, organiſche menſchliche Geſellſchaft mit mannichfaltigen, harmoniſch zuſammenwirkenden Productionen, mit mannichfaltigen organiſirten Wirkungskreiſen, welche den verſchiedenen Lebensrichtungen, den mannichfaltigen Thätigkeiten des Menſchen entſprechen, ſo daß jeder ausgebildete Menſch ſeine Fähigkeiten und Talente nach Beruf und Neigung in der Geſellſchaft frei bethätigen kann. Jetzt können wir es; denn jetzt iſt das menſchliche Vermögen, das menſchliche Weſen (die Production und die Communication der Conſumtion der Producte zum Behufe der ferneren Production) bis zum Ueberfluſſe entwickelt. Die Naturkräfte ſtehen dem Menſchen nicht mehr als fremde und feindliche gegenüber; er kennt und verwendet ſie zu menſchlichen Zwecken. Die Menſchen ſelbſt rücken ſich täglich näher. Die Schranken des Raumes, der Zeit, Religion und Nationalität, die Schranken der Individuen fallen krachend zuſammen, ein Schrecken für den bornirten, eine Wonne für den gebildeten Menſchenfreund! Wir brauchen nichts mehr, als die Lichtatmoſphäre der Freiheit anzuerkennen, nichts mehr, als die Wächter der Nacht abzuſchaffen, um uns alleſammt freudig die Hände drücken zu können. Ja, jetzt iſt die Menſchheit mündig; Nichts hindert ſie, ihre Erbſchaft, die Frucht der Sklavenarbeiten und elementariſchen Kämpfe vieler Jahrtauſende, endlich anzutreten! Ihr gegenwärtiges Elend ſelbſt beweiſt dies wohl am Schlagendſten; denn es iſt nicht eine Folge des Mangels, ſondern des Ueberfluſſes an Productionsvermögen. England bringt in die entfernteſten Winkel der Erde, um Conſumenten zu ſuchen; aber die ganze Erde iſt oder

wird bald ein zu kleiner Markt für ſeine Productionen, die fortwährend in geometriſcher Progreſſion ſteigen, während ſeine Conſumenten in arithmetiſcher Progreſſion zunehmen, ſo daß die Malthus'ſche Theorie — nach welcher bekanntlich die Conſumenten in geometriſcher, die Producte nur in arithmetiſcher Progeſſion zunehmen ſollen — recht eigentlich die Umkehrung der Wahrheit iſt. — Ja wohl, jetzt ſind die Menſchen zum vollſtändigen Genuſſe ihrer Freiheit oder ihres Lebens reif. — Nicht ſo im Anfange. Das menſchliche Productionsvermögen mußte erſt ausgebildet, das humane Weſen entwickelt werden. Es waren anfänglich nur rohe Individuen, wo die einfachen Elemente der Menſchheit, welche entweder noch nicht mit einander in Berührung kamen und, wie die Pflanzen, ihre Nahrung, ihre leiblichen Bedürfniſſe ganz unmittelbar von der Erde erhielten, oder nur ſo mit einander in Berührung kamen, daß ſie in einem brutalen, thieriſchen Kampfe ihre Kräfte austauſchten. Die erſte Form des Productenaustauſches, des Verkehres, konnte daher nur der Raubmord, die erſte Form menſchlicher Thätigkeit nur die Sklavenarbeit ſein. — Auf dieſer Baſis des hiſtoriſchen Rechtes, die noch unangefochten, konnte es zu keinem organiſirten Austauſch, konnte es nur zu einer Verſchacherung der Producte kommen — und dahin iſt es dann gekommen. — Die auf der hiſtoriſchen Baſis fußenden Geſetze haben nur den Raubmord und die Sklaverei geregelt, haben nur, was im Anfange zufällig, bewußt- und willenlos geſchah, zur Regel, zum Princip erhoben. Die bisherige Geſchichte iſt nichts als die Geſchichte der Regelung, der Begründung, der Durchführung, der Verallgemeinerung des Raubmordes und der Sklaverei. — Wie es zuletzt dahin gekommen iſt, daß wir Alle ohne Ausnahme und in jedem Momente unſere Thätigkeit, unſere Productionskraft, unſer Vermögen, uns ſelber verſchachern — daß der Kannibalismus, der gegenſeitige Raubmord und die Sklaverei, mit dem die Geſchichte der Menſchheit begonnen hatte, zum Principe erhoben wurde — und wie erſt aus dieſer allgemeinen Ausbeutung und univerſellen

Leibeigenſchaft die organiſche Gemeinſchaft hervorgehen kann — das ſoll im Folgenden nachgewieſen werden.

5.

Das Individuum zum Zweck erhoben, die Gattung zum Mittel herabgewürdigt: das iſt die Umkehrung des menſchlichen und des natürlichen Lebens überhaupt. Der Menſch opfert mit Bewußtſein ſein individuelles Leben dem Leben der Gattung, wenn eine Colliſion zwiſchen beiden eintritt. Selbſt die noch nicht denkenden Weſen, die Thiere, welche empfinden, vergeſſen ihren Inſtinct der Selbſterhaltung, ihren Selbſterhaltungstrieb, wo dieſer mit ihrem Selbſterzeugungstrieb, mit ihrem Gattungsweſen oder Productionsinſtinct in Colliſion geräth. Die Liebe, wo ſie auch immer erſcheint, iſt mächtiger, als der Egoismus. Die Henne geht einen ungleichen Kampf ein, wenn ſie ihre Küchlein gegen Angriffe vertheidigen muß. Katzen hungern freiwillig Tage lang, um ihren Gattungstrieb befriedigen zu können, auch aus Gram über den Verluſt ihrer Jungen, die ihnen gewöhnlich von grauſamen Menſchen geraubt werden. Die Natur iſt nur immer auf die Selbſterzeugung, auf Erhaltung des Gattungslebens, der eigentlichen Lebensthätigkeit bedacht. — Die Individuen ſterben immer in der natürlichen Weltordnung, und zwar fangen ſie an abzuſterben von dem Augenblicke an, wo ſie aufgehört haben, zeugungsfähig zu ſein. Bei manchen Individuen aus der Thierwelt iſt ſogar der Hochzeitstag der Sterbetag. Beim Menſchen, der auch durch ſein Denken, Fühlen und Wollen einen Gattungsact verrichten kann, iſt das allmälige Schwinden aller ſeiner Geiſteskräfte der ſichere Vorbote ſeines natürlichen Todes. — Auf dieſe Weltordnung iſt die natürliche Weltanſchauung begründet, welche in der Gattung das Leben ſelbſt, im Individuum dagegen nur das Mittel zum Leben erblickt. Die umgekehrte Weltanſchauung herrſcht dagegen im Zuſtande des Egoismus, weil dieſer Zuſtand ſelbſt der einer verkehrten Welt iſt. — Unſern Philiſtern, unſern chriſtlichen Krämern und jüdiſchen Chriſten, iſt das Individuum Zweck, das Gattungs-

leben dagegen Mittel des Lebens. Sie haben ſich eine aparte Welt für ſich geſchaffen. — Theoretiſch iſt die klaſſiſche Geſtalt dieſer verkehrten Welt der chriſtliche Himmel. In der wirklichen Welt ſtirbt das Individuum, im chriſtlichen Himmel lebt es immer fort; im wirklichen Leben bethätigt ſich die Gattung im Individuum und mittelſt deſſelben, im Himmel lebt das Gattungsweſen, Gott, außerhalb der Individuen, und nicht dieſe ſind das Medium, durch welches Gott ſich bethätigt, durch welches das Gattungsweſen lebt, ſondern umgekehrt, vermittelſt Gottes leben die Individuen. Das Gattungsweſen iſt hier zum Mittel für das Leben der Individuen herabgewürdigt; das chriſtliche „Ich" braucht ſeinen Gott; es braucht ihn für ſeine individuelle Exiſtenz, für ſeine heilige, unſterbliche Seele, für ſein Seelenheil! „Wenn ich nicht der Unſterblichkeit theilhaftig zu werden hoffte, dann würde ich mich weder um Gott, noch um die ganze Dogmatik kümmern." — In dieſen wenigen Worten, welche von einem ſehr frommen Manne herrühren, iſt das ganze Weſen des Chriſtenthums enthalten. Das Chriſtenthum iſt die Theorie, die Logik des Egoismus. — Der klaſſiſche Boden der egoiſtiſchen Praxis dagegen iſt die moderne, chriſtliche Krämerwelt — auch ein Himmel, auch eine Fiction, auch ein eingebildeter, vermeintlicher, Vortheil für das individuelle Leben, entſprungen aus der krankhaften, egoiſtiſchen Aberwitzheit der depravirten Menſchheit. — Das Individuum, welches nicht durch ſich für die Gattung, ſondern durch die Gattung für ſich allein leben möchte, muß ſich auch praktiſch eine verkehrte Welt ſchaffen. In unſrer Krämerwelt iſt daher praktiſch, wie im chriſtlichen Himmel theoretiſch, das Individuum Zweck, die Gattung nur Mittel des Lebens. Das Gattungsleben bethätigt ſich hier ebenfalls nicht im Individuum und mittelſt deſſelben; es iſt auch hier, wie im Himmel, außerhalb der Individuen geſetzt und zum Mittel derſelben herabgewürdigt; es iſt hier das Geld. Was der Gott für's theoretiſche Leben, das iſt das Geld für's praktiſche Leben der verkehrten Welt: das entäußerte Vermögen der Menſchen, ihre verſchacherte Lebensthätigkeit. Das Geld

iſt der in Zahlen ausgedrückte menſchliche Werth — es iſt der Stempel unſrer Sklaverei, das unauslöſchliche Brandmal unſrer Knechtſchaft — Menſchen, die ſich kaufen und verkaufen können, ſind eben Sklaven. Das Geld iſt der geronnene Blutſchweiß der Elenden, die ihr unveräußerliches Eigenthum, ihr eigenſtes Vermögen, ihre Lebensthätigkeit ſelbſt zu Markte tragen, um dafür das caput mortuum derſelben, ein ſogenanntes Capital einzutauſchen und kannibaliſch von ihrem eignen Fette zu zehren. — Und dieſe Elenden ſind wir Alle! Wir mögen uns theoretiſch noch ſo ſehr von dem verkehrten Weltbewußtſein emancipiren, ſo lange wir nicht auch praktiſch aus der verkehrten Welt heraus ſind, müſſen wir, wie es im Sprichwort heißt, mit den Wölfen heulen. Ja, wir müſſen unſer Weſen, unſer Leben, unſere eigene, freie Lebensthätigkeit fortwährend veräußern, um unſere elende Exiſtenz friſten zu können. Wir erkaufen uns fortwährend unſere individuelle Exiſtenz mit dem Verluſte unſerer Freiheit. — Und wohlverſtanden, nicht etwa nur wir Proletarier, auch wir Capitaliſten ſind dieſe Elenden, die ſich das Blut ausſaugen, ſich ſelber aufzehren. Wir Alle können unſer Leben nicht frei bethätigen, können nicht ſchaffen oder für einander wirken — wir Alle können unſer Leben nur verzehren, können uns nur gegenſeitig auffreſſen, wenn wir anders nicht verhungern wollen. Denn das Geld, das wir verzehren und um deſſen Erwerb wir arbeiten, iſt unſer eigenes Fleiſch und Blut, welches in ſeiner Entäußerung von uns erworben, erbeutet und verzehrt ſein muß. Wir Alle ſind — das dürfen wir uns nicht verhehlen — Kannibalen, Raubthiere, Blutſauger. — Wir ſind es ſo lange, als wir nicht Alle für einander thätig ſind, ſondern Jeder für ſich erwerben muß.

6.

Das Geld ſoll, nach den Principien der politiſchen Oekonomie, das allgemeine Tauſchmittel, alſo das Lebensmedium, das menſchliche Vermögen, die wirkliche Productionskraft, der wirkliche Schatz der Menſchheit ſein. —

Wenn dieſer entäußerte Schatz wirklich dem inneren entſpräche, ſo wäre jeder Menſch gerade ſo viel werth, als er baar Geld hat oder Geldeswerth beſitzt — und wie die conſequente Theologie den Menſchen nur nach dem Maaße ſeiner Orthodoxie, ſo dürfte die conſequente Oekonomie ihn nur nach der Schwere ſeines Geldſackes ſchätzen. — In der That aber kümmert ſich die Oekonomie, wie die Theologie, gar nicht um den Menſchen. Die Nationalökonomie iſt die Wiſſenſchaft des irdiſchen, wie die Theologie die Wiſſenſchaft des himmliſchen Gütererwerbs. Die Menſchen aber ſind ja keine Güter! Die Menſchen haben für den rein „wiſſenſchaftlichen“ Oekonomen und Theologen gar keinen Werth. — Wo dagegen dieſe beiden heiligen Wiſſenſchaften angewendet werden, alſo in der Praxis unſrer modernen Krämerwelt, wird der Menſch wirklich nur nach ſeinem Geldſacke geſchätzt — wie in der Praxis des chriſtlichen Mittelalters, die theilweiſe noch florirt, nach ſeinem Glaubensbekenntniß.

7.

Das Geld iſt das Product der gegenſeitig entfremdeten Menſchen, der entäußerte Menſch. Geld iſt nicht das „edle Metall“ — wir haben jetzt mehr Papiergeld, Staats- und Bankpapier, als Metallgeld — Geld iſt, was da geltet für menſchliche Productionskraft, für wirkliche Lebensthätigkeit des menſchlichen Weſens. Capital iſt daher nach der nationalökonomiſchen Definition: aufgehäufte, vorräthige Arbeit — und ſofern die Production aus dem Austauſche der Producte hervorgeht, iſt das Geld der Tauſchwerth. Was nicht vertauſcht, was nicht verkauft werden kann, hat auch keinen Werth. Sofern die Menſchen nicht mehr verkauft werden können, ſind ſie auch keinen Pfennig mehr werth — wohl aber, ſofern ſie ſich ſelbſt verkaufen oder „verdingen“. Die Oekonomen behaupten ſogar, der Werth des Menſchen ſteige in dem Maaße, als er nicht mehr verkauft werden könne und daher, um zu leben, ſich ſelbſt zu verkaufen genöthigt ſei, und ſie ziehen hieraus den Schluß, daß der „freie“ Menſch mehr „werth“ ſei, als der

Sklave. Ganz richtig. Der Hunger iſt ein mächtigerer Trieb zur Arbeit, als die Peitſche des Sklavenbeſitzers, und die Geldgier ein ſtärkerer Reiz für den Privateigenthümer, alle ſeine Kräfte aufzubieten, als das gnädige Lächeln des zufriedenen Herrn. — Die Nationalökonomen vergeſſen nur, daß der „Werth“ der „Freiheit“ in dem Maaße wieder abnehmen muß, je allgemeiner ſie wird. Je mehr „freie“ Menſchen ſich zur Sklavenarbeit drängen, d. h. je feiler, deſto wohlfeiler werden oder ſind ſie. Die leidige Concurrenz verdirbt den Preis der „freien“ Menſchen — und es gibt in der That, auf der Baſis des egoiſtiſchen Privaterwerbes, kein anderes Mittel, den „Werth“ des Menſchen wieder zu heben, als die Wiederherſtellung der Sklaverei.

8.

Die antike Sklaverei iſt die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten menſchlichen Verkehrs; ſie iſt auch die menſchlichſte. — Natürlich und menſchlich iſt's, daß man ſich nur unfreiwillig verkaufen läßt. Es iſt dagegen unnatürlich und unmenſchlich, daß man ſich ſelbſt freiwillig verkauft. Zu dieſem Höhepunkt der Niederträchtigkeit, der Unnatur und Unmenſchlichkeit, hat es nur die moderne Krämerwelt mittelſt des Chriſtenthums, der Unnatur par principe, bringen können. Der Menſch mußte erſt das menſchliche Leben verachten lernen, um ſich deſſelben freiwillig zu entäußern. Man mußte erſt verlernen, das wirkliche Leben, die wirkliche Freiheit als ein unſchätzbares Gut zu betrachten, um dieſelbe feil zu bieten. Die Menſchheit mußte erſt die Schule der Leibeigenſchaft durchmachen, um der Sklaverei principiell zu huldigen. — Unſere modernen Krämer ſind die würdigen Nachkommen der mittelalterlichen Leibeigenen, wie dieſe Letzteren, die chriſtlichen Sklaven, die würdigen Nachkommen der heidniſchen. Wie die romantiſche Leibeigenſchaft eine potenzirte antike Sklaverei, ſo iſt die moderne, chriſtliche Krämerwelt eine potenzirte romantiſche Leibeigenſchaft. Die Alten hatten die Entäußerung des menſchlichen Lebens noch nicht zur chriſtlichen Selbſtentäußerung, die Zerfallenheit der menſchlichen Geſellſchaft noch nicht in's Be-

wußtſein, dieſes Factum noch nicht zum Princip erhoben. Die Alten waren naiv; ſie nahmen das, was im Weſen der Welt lag, in der ſie ſich bewegten (und in der wir uns gegenwärtig noch bewegen) — die Entäußerung der Menſchen — unbefangen hin. Wie die Religion das Menſchenopfer, das ſie erheiſcht, von den Alten gebracht bekam, ſo hatte auch die Politik das ihrige bekommen, ohne daß man dieſe Barbarei „wiſſenſchaftlich" zu begründen und vor dem noch ſchlummernden böſen Gewiſſen gleißneriſch zu beſchönigen ſuchte. — Als dieſes erwachte, entſtand das Chriſtenthum. Das Chriſtenthum iſt die Sophiſtik des erwachten böſen Gewiſſens der depravirten Menſchheit, iſt der Befreiungsverſuch von den Vorwürfen dieſes böſen Gewiſſens. Aber der Chriſt befreit ſich nicht dadurch vom Gewiſſensbiß, daß er die verelendete Menſchenwelt aus ihrem Elende befreit, ſondern dadurch, daß er ſich einredet, dieſes menſchliche Elend ſei nichts Verkehrtes, vielmehr etwas Rechtes, das wirkliche Leben ſei von Rechts wegen das äußerliche, die Entäußerung des Lebens der Normalzuſtand der Welt überhaupt. — Der Chriſt unterſcheidet zwiſchen dem „innern" und „äußern" Menſchen, d. h. zwiſchen Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Der menſchliche „Geiſt", d. h. der Reſt, der übrig bleibt, wenn alles „Leibliche" abgezogen iſt — und was da übrig bleibt, iſt unſichtbar, weil es eben Nichts iſt — der menſchliche „Geiſt" alſo iſt das heilige und unveräußerliche Leben des Menſchen; der menſchliche „Leib" aber iſt das unheilige, ſchlechte, verwerfliche, äußerliche und daher auch veräußerliche Leben. Der unwirkliche Menſch kann ſich nicht als Sklave verkaufen; der wirkliche Menſch iſt ohnehin ein verworfenes Ding, und er kann daher nicht nur, er ſoll im Elende ſein: den Elenden iſt das Himmelreich. — Die unmittelbare Folge dieſer Lehre war, daß man die Sklaverei factiſch beſtehen ließ, ſogar für gerechtfertigt hielt, nur daß man nicht mehr Menſchen, ſondern bloße Leiber verkaufte, — ein großer Fortſchritt, aber ein Fortſchritt — tiefer in den Moraſt hinein. Nachdem einmal das Princip der Verkäuflichkeit auf dieſe Weiſe gewonnen, war der univerſellen Leibeigenſchaft, der allgemeinen, gegen-

ſeitigen und freiwilligen Selbſtverſchacherung unſerer Krämer die Bahn gebrochen.

9.

Das Weſen der modernen Schacherwelt, das Geld, iſt das realiſirte Weſen des Chriſtenthums. Der Krämerſtaat, der ſogenannte „freie" Staat iſt das verheißene Gottesreich, die Krämerwelt das verheißene Himmelreich — wie umgekehrt Gott nur das idealiſirte Kapital, der Himmel nur die theoretiſche Krämerwelt. — Das Chriſtenthum hat das Princip der Verkäuflichkeit entdeckt. Um die Anwendung ſeines Princips hat es ſich aber noch nicht bekümmert. Da ihm die Wirklichkeit das Schlechte und Nichtige war, ſo konnte es ſich um die Wirklichkeit überhaupt nicht kümmern, alſo auch nicht um die Verwirklichung ſeines Princips. Es war ihm daher ſehr gleichgültig, ob die Menſchen ſich wirklich veräußerten, d. h. Leibeigene, leibliche Sklaven wurden. Dieſe „äußerliche" Praxis überließ es den „äußerlichen", „weltlichen" Machthabern. Und ſo lange auch dieſe noch in der theoretiſchen Entäußerung, im chriſtlichen Glauben mehr oder weniger befangen waren, ſo lange auch dieſe es noch nicht zum praktiſchen Chriſtenthum gebracht hatten, war die wirkliche Leibeigenſchaft, trotz ihrer theoretiſchen Rechtfertigung, etwas rein Zufälliges. Das Chriſtenthum hat in der Wirklichkeit zunächſt Nichts in der claſſiſchen Sklaverei geändert; die exiſtirende Sklaverei blieb — ſie wurde nur mit einem Principe bereichert. Aber ein neues Princip iſt ja keine neue Exiſtenz, eine Unterſcheidung, die unſeren neueſten Chriſten, den letzten Philoſophen, noch ſehr geläufig iſt. Wer kann ſich auch über dieſen Scharfſinn wundern? — Wird nur eine Theorie gegeben — das Chriſtenthum hat aber, ähnlich der Philoſophie, nur eine Theorie gegeben — ſo wird das Verhältniß zur Praxis des Lebens gleichgültig; die Theorie iſt eine „Wahrheit", die „ihrer ſelbſtwegen" gelehrt und gelernt, gegeben und aufgenommen wird, nicht der Anwendung wegen. Daher war es im Mittelalter ebenſo zufällig, wie im Alterthum, ob ein Menſch wirklicher Sklave wurde, oder ob er in

der wirklichen „Welt“ frei blieb. Der Unterſchied zwiſchen der mittelalterlichen Leibeigenſchaft und antiken Sklaverei liegt nur in der Idee. In der Wirklichkeit dagegen war die erſtere von der letzteren auch nicht um ein Haar verſchieden. Sie war weder beſſer, noch ſchlechter. Konnte der Menſch im Mittelalter ebenſo wenig, wie im Alterthum, vermöge ſeines Weſens Anſprüche auf wirkliche Freiheit machen — da man im Alterthum dieſes Weſen noch nicht kannte und aus dieſem Grunde nicht anerkannte, im Mittelalter aber das menſchliche Weſen nur im „Geiſte“ und in der „Wahrheit“, im göttlichen Jenſeits, und aus dieſem anderen Grunde nicht in der Wirklichkeit des Lebens anerkannte — ſo ſtellte man ſich doch auch im Mittelalter ſo wenig, wie im Alterthum, die Aufgabe, den Menſchen überhaupt, d. h. jeden Menſchen, zum wirklichen Sklaven zu machen. Es exiſtirte daher auch hier, wie dort, noch etliche Freiheit; es gab im Mittelalter factiſch, d. h. zufällig, wie im Alterthum, neben den „etlichen“ Menſchen, die, wie Ariſtoteles meinte, zur Sklaverei „geboren“ ſeien, auch „etliche“ Freigeborne, „Wohlgeborne“, „Hochwohlgeborne“, „Hochgeborne“. Die Leibeigenſchaft war daher in der Wirklichkeit auch noch die natürliche Form des auf den Raubmord begründeten Austauſches. Die mittelalterliche Leibeigenſchaft war in der Wirklichkeit keine Selbſtentäußerung der Menſchen und konnte es auch nicht ſein; denn zum unmittelbaren, natürlichen Leibeigenen kann ſich der Menſch ja nicht ſelber machen. Das unmittelbare Leben des Menſchen, ſein natürlicher Leib, kann nur von andern Menſchen angeeignet werden. Zur unmittelbaren Leibeigenſchaft gehörten andere Menſchen, welche keine Leibeigenen waren. Der Leibeigene des Mittelalters konnte keine Leibeigene beſitzen; er beſaß Nichts — beſaß er doch ſeinen eigenen Leib nicht als Eigenthum — wie ſollte er andere Leiber beſitzen. — Hätten die Chriſten ſich um die Geſetzgebung des Dieſſeits bekümmert, ſo hätten ſie bald einſehen müſſen, daß die „weltlichen“ Zuſtände ihrem Principe noch widerſprachen, daß hier noch viel zu viel „Natürlichkeit“ herrſchte. Sie hatten ſich aber nicht darum bekümmert, weil die Chriſten theoretiſche Egoiſten waren. — Als man jedoch

im Laufe der Zeit aufgeklärt, praktiſch wurde, und das Chriſtenthum auch dieſſeits verwirklichen wollte; als man das „reine" Chriſtenthum anwenden, die „Idee" realiſiren wollte: da entdeckte man, daß die „geiſtige" Freiheit und Gleichheit, die das Chriſtenthum proclamirte, noch keineswegs realiſirt ſei. Um die ſcharfſinnige Unterſcheidung zwiſchen Leib und Geiſt auch in's Leben einzuführen, mußte man noch viel ſcharfſinniger, als die blos theoretiſchen Egoiſten zu Werke gehen. Es mußte eine Form des ſocialen Lebens gefunden werden, in welcher die Entäußerung des Menſchen ſich eben ſo univerſell geſtaltete, wie im chriſtlichen Himmel. Die freien Geiſter ohne Leiber mußten auch dieſſeits erſcheinen — ein wahrhaft koloſſaler Unſinn, den aber der Scharfſinn unſerer chriſtlich gebildeten modernen Geſetzgeber und politiſchen Oekonomen zu Tage gefördert hat. Das Chriſtenthum iſt in unſerer Krämerwelt realiſirt.

10.

Die modernen Geſetzgeber, welche als aufgeklärte und praktiſche Chriſten ſich nicht bei der Geſetzgebung des Jenſeits beruhigen konnten, ſondern die chriſtliche Welt, ihren Himmel, auf Erden haben wollten, mußten die ſeligen Geiſter des Himmels dieſſeits zur Erſcheinung bringen. Eine ſolche Geiſterbeſchwörung war aber keine Hexerei, es war Alles ſchon dazu vorbereitet, und die modernen Geſetzgeber konnten daher auch, obgleich ſie keine Hexenmeiſter waren, die Beſchwörung leicht zu Stande bringen. Man brauchte nur den factiſch bereits vorhandenen Privatmenſchen der (aus der Leibeigenſchaft hervorgegangenen) bürgerlichen Geſellſchaft des Mittelalters, welcher Alles, was zu ſeinem Gattungsleben gehörte, von ſich abgethan, abgezogen, abſtrahirt und im Himmel, d. h. theoretiſch, dem Gotte, — auf Erden, d. h. praktiſch, dem Gelde vindicirt hatte — man brauchte nur dieſen todten Reſt des wirklichen Menſchen, dieſe abſtracte „Perſönlichkeit", heilig zu ſprechen, zu ſanctioniren: ſo war das geſchlechtloſe Individuum des chriſtlichen Himmels auch dieſſeits rea-

lösst. Mit anderen Worten: es brauchte nur von Seiten der Politik und Nationalökonomie hinsichtlich des praktischen Lebens zu geschehen, was ehedem von Seiten der Religion und Theologie hinsichtlich des theoretischen Lebens geschah — man brauchte nur mehr die praktische Entäußerung des Lebens ebenso, wie die theoretische, zum Princip zu erheben — so war der himmlische Egoismus auch auf der Erde durchgeführt. Das that man. Man sanctionirte den praktischen Egoismus, indem man die Menschen als einzelne Individuen, indem man die abstracten, nackten Personen für die wahren Menschen erklärte, indem man die Menschenrechte, die Rechte der unabhängigen Menschen proclamirte, also die Unabhängigkeit der Menschen von einander, die Trennung und Vereinzelung, für das Wesen des Lebens und der Freiheit erklärte und die isolirten Personen zu freien, wahren, natürlichen Menschen stempelte. Diese Monaden durften folgerichtig nicht mehr unmittelbar mit einander in Verkehr treten — was in dem auf den Raubmord begründeten, in unserem Verkehr so viel heißt, als: nicht mehr in den Verkehr gebracht, nicht mehr unmittelbar gekauft und verkauft werden. Dieser unmittelbare Verkehr, der unmittelbare Menschenhandel, die unmittelbare Sklaverei und Leibeigenschaft mußte aufgehoben werden, sonst wären ja noch die Menschen von einander abhängig gewesen; an die Stelle der unmittelbaren aber mußte die vermittelte, an die Stelle der factischen die principielle Leibeigenschaft treten, welche alle Menschen frei und gleich macht, d. h. isolirt und tödtet. — Mit der Aufhebung der factischen Sklaverei wurde nicht der Raubmord, sondern der unmittelbare Raubmord aufgehoben. Es war nichts als die Anwendung des logischen Egoismus, wodurch die antike und mittelalterliche Sklaverei jetzt aufgehoben wurde. Erst jetzt konnte das Princip der Sklaverei — die Entäußerung des menschlichen Wesens durch die Isolirung der Individuen und die Herabwürdigung jenes Wesens zum Existenzmittel dieser Individuen — allgemein in's Leben treten. Der principiell durchgeführte Egoismus der modernen Krämerwelt hebt diesseits

wie jenſeits, theoretiſch und praktiſch, allen unmittelbaren Verkehr, alles unmittelbare Leben auf und geſtattet daſſelbe nur noch als Mittel zur Privateriſtenz. — Wo aber aller menſchliche Verkehr, jede menſchliche Thätigkeit unmittelbar aufgehoben iſt und nur noch als Mittel zur egoiſtiſchen Exiſtenz ausgeübt werden kann; wo von der natürlichſten Liebe, vom Verkehr der Geſchlechter an, bis hinauf zum Gedankenaustauſch der ganzen gebildeten Welt, nichts ohne Geld ausführbar iſt; wo es keine andere praktiſche, als verſilberte, verſchacherte Menſchen gibt; wo jede Herzensregung erſt verſilbert werden muß, um in's Leben treten zu können: da wandeln die himmliſchen Geiſter auf Erden — da iſt der entmenſchte Menſch auch dieſſeits — die jenſeitige „Seligkeit“ zum dieſſeitigen „Glück,“ der theoretiſche Egoismus praktiſch geworden — das bloße Factum der wirklichen Sklaverei zum Princip erhoben und conſequent durchgeführt.

II.

Die Scheidung von Privatmenſch und Gemeinweſen, des häuslichen Lebens vom öffentlichen Leben, war factiſch immer vorhanden; denn ſie iſt nichts Anderes als die Scheidung von Perſon und Eigenthum. Die von allen ihren Exiſtenzmitteln getrennte, abgezogene „Perſönlichkeit,“ dieſes Geſpenſt ohne Leib und Leben, jagte vom Anfange der Geſchichte an nach ſeinem verlornen Körper und ſuchte ihn bald im himmliſchen Jenſeits, im Gotte, dem Verleiher der ewig fernen, nimmer erreichbaren Seligkeit, bald im irdiſchen Jenſeits, im Gelde, dem Verleiher des ewig fernen, jenſeitigen, nimmer erreichbaren Glückes. Dieſe Scheidung von Perſon und Eigenthum, welche factiſch beſtand, ſolange die Religion und Politik beſtand, brauchte nur principiell anerkannt und ſanctionirt zu werden, ſo war damit eben dieſes ausgeſprochen, daß das Geld allein das Gemeinweſen oder Staatsweſen ſei, der Menſch aber ſein bloßer Lohnträger, recht eigentlich nur ein lumpiger Geldſackträger. — Im modernen Staatsweſen iſt daher auch nicht der Menſch, ſondern der Geldſack Geſetz-

geber — und vertritt der Privatmenſch die heilige „Perſönlichkeit," ſo vertritt der Staatsmenſch dagegen das heilige „Eigenthum." So wie früher die Geſetzgeber ihre Machtvollkommenheit von Gott, ſo erhielten ſie dieſelbe nunmehr vom Eigenthume, vom Gelde. — Die Heiligkeit des von der Perſon, vom Menſchen abgezogenen abſtracten „Eigenthums" ſetzt ebenſo ſehr die Heiligkeit der von ihrem Eigenthume abgezogenen abſtracten, nackten, leeren „Perſönlichkeit" voraus, wie umgekehrt dieſe jene. Das abſtracte, entäußerte, äußerliche und veräußerliche „Eigenthum" kann nur in ſeiner heiligen Reinheit, getrennt von allem Menſchlichen erſcheinen, wenn die „Perſönlichkeit" ebenfalls in ihrer heiligen Reinheit, getrennt nämlich von allem wirklichen Eigenthum, erſcheint. — Es wurde alſo eine ſcharfe Gränzlinie um jeden Einzelnen gezogen, innerhalb welcher die heiligen Perſönlichkeiten ſich befinden ſollen. Dieſe heiligen Perſönlichkeiten ſind die ſeligen Geiſter des Himmels auf der Erde; es ſind die Leiber dieſer Schatten — ihre Gränzlinie iſt ihre Oberhaut. Die gegenſtändliche Atmoſphäre des Menſchen aber, welche im Himmel Gott, das übermenſchliche Gut, iſt auf Erden das außermenſchliche, das unmenſchliche, das handgreifliche Gut, die Sache, das Eigenthum, das vom Producenten, ſeinem Schöpfer, abgezogene Product, das abſtracte Weſen des Verkehrs, das Geld. So wurde denn die „Perſon" heilig geſprochen, nicht etwa, weil ſie ein menſchliches Weſen — ihr Weſen iſt vielmehr ganz und gar von ihr abgezogen, das Allgemeinmenſchliche kommt im Egoismus nicht in Betracht — ſondern weil ſie ein „Ich" iſt! — Andrerſeits wurde das „Eigenthum" heilig geſprochen, auch nicht, weil es menſchlich — es iſt ja nur eine Sache, und nicht einmal eine übermenſchliche, wie Gott im Himmel, ſondern eine außermenſchliche — es iſt vielmehr heilig, weil es das Mittel zur egoiſtiſchen Exiſtenz iſt, weil es vom „Ich" gebraucht wird (in der Praxis wird der Egoismus des Jenſeits greifbar). — Aber der Egoismus, der nur die nackte Perſon, abgezogen oder unabhängig von ihrer natürlichen und menſchlichen Umgebung getrennt, von ihrer phyſiſchen und ſocialen At-

moſphäre conſerviren, in einer lebloſen, unorganiſchen, unthätigen, ſteinartigen Exiſtenz erhalten will — der Egoismus, der nicht weiter fühlt, als bis zu ſeiner Oberhaut, und nicht weiter ſieht, als ſeine Naſe reicht — dieſes bornirte Weſen zerſtört vielmehr das wirkliche Leben des Individuums ſelbſt. — Es fiel den weiſen chriſtlichen Geſetzgebern gar nicht ein, daß der Menſch nicht von der Atmoſphäre, in der er athmet, getrennt werden kann, ohne in ſeiner Abgeſchiedenheit elendiglich zu erſticken; daß zu ſeinem natürlichen oder phyſiſchen Leben nicht nur dasjenige, was innerhalb der von ihnen gezogenen Gränzlinien des Leibes, ſondern die ganze Natur gehört; daß zu ſeiner geiſtigen oder ſocialen Lebensthätigkeit nicht nur die in ſeinem Innern bleibenden Producte, Gedanken und Gefühle, ſondern alle Producte des ſocialen Lebens gehören. Sie dachten nicht daran, daß der von ſeiner Umgebung abgeſchnittene Menſch ein abgezogenes, ein geſchundenes Weſen iſt, welches ebenſo wenig noch lebendig, wie das rohe Thierfleiſch, von dem die Haut abgethan, wie ein athmendes Geſchöpf, dem die Luft entzogen worden iſt. Sie haben dem Menſchen alle ſociale Lebensluft entzogen und es ihm frei geſtellt, ſich dafür mit dem Gelde, dieſem materialiſirten chriſtlichen Geiſte oder Gotte, zu umdunſten und möglichſt zu conſerviren. Und dieſen in Spiritus geſetzten heiligen Leichnam haben ſie zum freien Menſchen, zur unantaſtbaren, heiligen, unendlichen Perſönlichkeit proclamirt! — Was thun dieſe heiligen Leichname, um ſich zu conſerviren? — Sie ſuchen ſich den Spiritus, ihr abgezogenes Weſen, ohne welches ſie verfaulen, gegenſeitig zu entziehen; ſie berauben ſich, um nicht ohne Eigenthum zu ſein — ſie morden ſich, um leben, d. h. um erbärmlich exiſtiren zu können! — Man glaubte alſo menſchliche Freiheit und Gleichheit geſchaffen zu haben, indem man eine auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthiers conſequent durchführte. Dieſe Freiheit nannte man die natürliche Freiheit des Menſchen! Die freiſinnigen Geſetzgeber! Sie haben zu den armen Menſchen etwa folgendermaßen geſprochen: „Von Natur ſeid Ihr frei, und Eure

natürliche Freiheit, Eure nackte Perſönlichkeit, ſoll Euer unantaſtbares, unveräußerliches Eigenthum bleiben. Aber was zu Eurem geſellſchaftlichen Leben gehört (und dazu gehört freilich Alles, Ihr könnt auch Euer natürliches Leben nicht friſten, wenn Ihr die von der Geſellſchaft erzeugten Lebensmittel nicht erwerbt), alſo was zu Eurem Leben gehört, müßt Ihr Euch einzeln einander abringen. Ihr müßt Eure natürliche Freiheit eben dazu benutzen, Euch die Mittel zum Leben zu erwerben. Ihr erwerbt ſie, indem Ihr Eure natürliche Freiheit veräußert; aber freiwillig veräußert! Keiner iſt gezwungen, ſeine natürliche Freiheit zu veräußern, ſich zu verkaufen, zu vermiethen, zu verdingen — wenn er es vorzieht, zu verhungern. — Aber hütet Euch, Andere, die es beſſer verſtehen, ihre natürliche Freiheit umzuſetzen, zu verſilbern, hütet Euch, dieſe ehrlichen Leute in ihrem Erwerbe zu ſtören! Wollt Ihr erwerben, ſo müßt Ihr Euch Eurer natürlichen Freiheit freiwillig begeben, ſie feil bieten, wie die andern ehrlichen Leute auch. — Dafür könnt Ihr aber, wenn Ihr Euch etwas erworben habt, wiederum die natürliche Freiheit Anderer kaufen und benutzen."

Der Menſchenhandel, der Handel mit der menſchlichen Freiheit, mit dem menſchlichen Leben, iſt heutiges Tages zu univerſell, als daß er beim erſten Blick in die Augen fallen könnte. Man ſieht recht eigentlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es ſind keineswegs etwa die Beſitzloſen allein, die ihre Freiheit gegen Exiſtenzmittel verſchachern. Je mehr Einer bereits „erworben" hat, deſto mehr will er ferner noch „erwerben" — er möchte am Ende die ganze Welt zu ſeinen Privatzwecken ausſaugen. Ja, man wird den Handel mit ſeiner eignen Freiheit und der Freiheit Andrer ſo gewohnt, man wird endlich ſo eingeknechtet, daß von freier Thätigkeit, vom wahren Leben, auch keine Ahnung, keine Gedankenſpur mehr übrig bleibt. Wenn die Sklaverei bei den Beſitzloſen ſichtbarer, ſo iſt ſie bei den Beſitzern deſto mehr Gemüthszuſtand. — Aber für dieſes Geſchlecht geborner Sklaven iſt ſelbſt die ſichtbare Sklaverei unſichtbar! — Unſere Arbeiter und Arbeiterinnen, unſere Tag-

löhner, Knechte und Mägde, die froh ſind, wenn ſie Herren finden, das ſind nach modernen Begriffen freie Arbeiter — und der Herr, der recht viele Hände beſchäftigt und recht viele Leute füttert, iſt ein „ehrenwerthes“ (gewöhnlich auch äußerſt freiſinniges) „nützliches Glied der bürgerlichen Geſellſchaft“ .. Aber jene Schwarzen im „freien“ Nordamerika, die ganz in derſelben Weiſe, wie unſere „freien“ Arbeiter, für Herrn arbeiten — jene Sklavenbeſitzer, die ganz in derſelben Weiſe, wie unſere ehrenwerthen, freiſinnigen, nützlichen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, recht viele Hände beſchäftigen und recht viele Leute füttern? — O, wie unchriſtlich!... Allerdings, es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem „infamen“ Menſchenhandel an den Küſten Afrika's und dem ehrbarlichen Menſchenhandel an unſern Thüren! Iſt ja ſogar ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der modernen Sklaverei im chriſtlichen Nordamerika und der antiken im heidniſchen Griechenland! Die Griechen haben ſich Sklaven gehalten, um dem Gemeinweſen ihre Dienſte widmen, der Freiheit leben, Künſte und Wiſſenſchaften in freier Muße cultiviren zu können; die Alten hatten noch keine Maſchinen, welche die Sklaven, die menſchlichen Maſchinen, entbehrlich gemacht hätten, würden aber, wenn ſie im Beſitze der neuen Erfindungen geweſen wären, wie dies Ariſtoteles mit klaren Worten ausſprach, keine Sklaven gehalten haben, um ihrer Habſucht zu frohnen. — Die Modernen aber, die Chriſten, kaufen ſich nur Menſchen, weil ſie mit den gekauften billiger arbeiten können, als mit den gemietheten, erklären dagegen jenen Menſchenhandel für infam, ſobald er minder einträglich oder gar gefährlich für die Exiſtenz der Krämer zu werden droht. — Und nun gar der Menſchenhandel an unſern Thüren! Welch ein weſentlicher Unterſchied! — Bei uns iſt die Sklaverei keine einſeitige mehr; ſie iſt gegenſeitig: ich mache nicht nur Dich, Du machſt auch mich zum Sklaven, und nicht indem wir uns unmittelbar unſere Freiheit einander rauben — das wäre nicht ausführbar — ſondern indem wir uns gegenſeitig die Mittel zur Freiheit, zum Leben entziehen. Wir können daher nicht mehr gegen unſern Willen verkauft

werden; wir müſſen uns freiwillig verkaufen! Wir können uns ſogar nicht mehr verkaufen, nein, wir müſſen uns nur ſtets vermiethen, verdingen — wir müſſen uns nur, wie geſagt, ſtets ganz freiwillig unſerer Freiheit begeben! Ja, unſere modernen Geſetzgeber haben wohl unterſchieden zwiſchen dem Verkaufen und Verdingen.... Dieſer Scharfſinn iſt entſetzlich! Aber ach! Der Scharfſinn unſerer modernen Geſetzgeber iſt nichts als Sklavenſinn. — Wie geſagt, der modernen Krämerwelt iſt ſelbſt die ſichtbare Sklaverei eine unſichtbare.

12.

Die Aufgabe, das Chriſtenthum zu realiſiren, d. h. die Aufgabe, den Menſchen auch im wirklichen, realen Leben, in der Praxis, nicht blos in der phantaſtiſchen Theorie, alles und jedes Vermögen abſolut zu entziehen und einem eingebildeten, chimäriſchen Weſen beizulegen — die Aufgabe, unter der Vorſpiegelung eines mit Händen greifbaren Himmels die Erde ebenſo handgreiflich zur Hölle zu machen — die Aufgabe, den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben alle menſchliche Lebensluft zu entziehen, ſie unter die Luftpumpe des Egoismus zu bringen und den Todeskampf dieſer Elenden als die normale Lebensthätigkeit des Menſchen aufzufaſſen — dieſe Aufgabe hat die Krämerwelt gelöſt! — Unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen gegenüber iſt nicht nur das Alterthum, iſt auch das Mittelalter noch menſchlich. Die mittelalterliche Geſellſchaft mit ihrem ganzen fluchwürdigen Anhängſel barbariſcher Geſetze und Inſtitutionen, hat die Menſchen nicht ſo durch und durch geſchändet, wie die moderne. Im Mittelalter gab es neben Leibeignen, die nichts waren und nichts hatten, auch Menſchen, die ein ſociales Beſitzthum, einen ſocialen Charakter hatten, etwas waren. Die Stände und Corporationen, obgleich nur egoiſtiſche Aſſociationen, hatten einen ſocialen Charakter, einen, wenn auch nur beſchränkten, Gemeingeiſt; der Einzelne konnte in ſeinem ſocialen Wirkungskreis aufgehen, ſich mit dem Gemeinweſen, obgleich nur in bornirter Weiſe, verſchmelzen. — Ganz anders

jetzt, wo die Formel für die universelle Leibeigenschaft gefunden ist. Das gesellschaftliche Leben der Menschen ist nun vollständig aller edlen Triebe baar. Es gibt kein soziales Besitzthum, kein lebendiges Eigenthum, keinen Menschen mehr, der wirklich etwas hätte oder etwas wäre. Dieser allgemeine Plunder, von dem man sich einbildet, an ihm etwas zu besitzen, ist ein Phantom, nach dem man vergebens hascht! — Denn worin besteht das wahre soziale Eigenthum? Doch nur in den Mitteln zum Leben und Wirken in der Gesellschaft. Das Eigenthum ist der Leib des gesellschaftlichen Menschen und als solcher erste Bedingung zum Leben in der Gesellschaft — wie der natürliche Leib, das natürliche Eigenthum, erste Bedingung zum Leben überhaupt. Was ist aber unser gesellschaftliches Eigenthum? — Dieser allgemeine Plunder, dieses Geld, ist kein organischer, lebendiger Leib. Ja, es soll den socialen Körper, das organische Gattungsleben, den gesellschaftlichen Verkehr repräsentiren; aber es kann es nicht, weil es seiner Natur nach anorganisch, ohne Gliederung, ohne innern Unterschied, nichts als eine todte Masse, eine Summe oder Zahl ist. Wie kann der Werth eines lebendigen Wesens, des Menschen und seines höchsten Lebens und Wirkens, wie kann der Werth des Socialllebens in Summen, in Zahlen ausgedrückt werden? — Zu diesem Unsinn konnte man nur gelangen, nachdem man das wirkliche Leben seiner Seele beraubt, zerstückt und zertheilt, und die eine Hälfte in's Jenseits, die andern in's Diesseits versetzt hatte. — Man stelle sich eine Geisterwelt ohne Körper, also eine Chimäre vor, stelle dieser eine Körperwelt ohne Geist, ohne Leben, eine todte Materie — also wieder eine Chimäre — gegenüber, lasse sodann jene entleibten Geister nach dieser entseelten Materie rennen, um sich größere oder kleinere Stücke von ihr abzuringen und mit sich fortzuschleppen: so hat man ein getreues Bild von der chimärischen Welt, in der wir leben. — Wir mögen uns noch so viel von jener todten, entseelten, anorganischen Materie, von jenem allgemeinen Plunder, dem wir, wie Gespenster ihrem verlornen Leibe, nachjagen, erringen und erwerben: so haben wir doch damit noch kein wirkliches,

lebendiges Eigenthum oder wahres Besitzthum, nämlich, was unser Leben und Wirken in der Gesellschaft, unsere sociale Thätigkeit, bestimmt und bedingt, sondern nur den materialisirten christlichen Gott, den Geist oder Spiritus, in dem wir unsern irdischen Leichnam conserviren, in der todten, [illegible] Existenz erhalten können. — Das Geld kann nie und nimmer Eigenthum werden, muß vielmehr von jeder noch nicht verdorbenen Menschennatur als etwas ihr Aeußerliches, dem Menschen nicht Eigenthümliches betrachtet werden, weil gerade das, was den Charakter jedes wahren und wirklichen Eigenthums bildet, das innige Verwachsensein von Besitzer und Besitzthum, hier als das widerwärtigste, verächtlichste Laster erscheint. — Wer sich sonst mit seinem Eigenthume, mit seinem wirklichen socialen Besitzthum, so sehr identificirt, daß er wie die Seele mit ihrem Körper verwachsen ist und darin aufgeht; wer seinen Posten so ganz ausfüllt, daß eine Trennung des Mannes von seinem Wirkungskreise gar nicht denkbar ist — eine Erscheinung, die jetzt zu den Ausnahmen gehört, weil der Inhalt aller socialen Bestrebungen jetzt das Geld ist — ein solcher Mann ist ein Ehrenmann, ein ächter Mensch; denn nicht die christliche und philosophische Erhebung über das gemeine Leben, sondern die Hingebung, das Leben und Wirken für einander macht den Menschen zum Menschen. — Das Verwachsensein von Besitzer und Besitzthum ist also der Charakter des wirklichen Eigenthums, des gesellschaftlichen sowohl, wie des natürlichen überhaupt — Alles, was ich mir wirklich angeeignet habe, was also mein lebendiges Eigenthum, ist mit mir innigst verwachsen, muß es sein und soll es daher auch sein. — Was ist aber der, welcher mit unserm sogenannten Eigenthume, mit dem Geldeigenthume, innigst verwachsen ist? Wer sich mit seinem Gelde so sehr identificirt, daß er nicht von ihm zu trennen, was ist der? — Ein elender Wicht! — Und dennoch müssen wir diesen allgemeinen Plunder als unsere erste Lebensbedingung, als unser unentbehrliches Eigenthum betrachten, da wir ohne denselben uns nicht conserviren können. Du mußt also ewig streben, dir Etwas anzueignen, was nicht angeeignet

werden kann, was dir ewig fern, jenſeits bleibt. Du kannſt in deinem Gelde nur einen entſeelten Leib beſitzen, den du auch nie und nimmer beſeelen kannſt, der nimmer dein Eigenthum werden kann! Du mußt dich glücklich ſchätzen, einen Leib zu haben, der dir nicht angehört, glücklich, deinen eignen Leib, dein eignes Fleiſch und Blut, deine Lebensthätigkeit, gegen dieſen Plunder austauſchen zu können, alſo dich ſelbſt verkaufen zu können — was doch im Mittelalter und Alterthum wenigſtens noch als Unglück betrachtet wurde — du mußt dich glücklich ſchätzen, ein moderner Leibeigner zu ſein; denn du biſt ſtets der Gefahr ausgeſetzt, in jenen Urzuſtand der ſeligen Geiſter zurückzufallen, den unſere Geſetzgeber vom chriſtlichen Himmel herabbeſchworen und als Normalzuſtand des „natürlichen“ Menſchen proclamirt haben — du biſt ſtets der Gefahr ausgeſetzt, eine reine, freie, nackte Perſon zu werden!

13.

Die Krämerwelt iſt die praktiſche Schein- und Lügenwelt. — Unter dem Scheine abſoluter Unabhängigkeit die abſolute Bedürftigkeit; unter dem Scheine des lebendigſten Verkehrs die tödtlichſte Abſperrung jedes Menſchen von allen ſeinen Mitmenſchen; unter dem Scheine eines, allen Individuen geſicherten, unantaſtbaren Eigenthums ihnen wirklich all ihr Vermögen entzogen; unter dem Scheine der allgemeinſten Freiheit die allgemeinſte Knechtſchaft. — Kein Wunder, daß in dieſer realiſirten Lügenwelt der Betrug die Norm, und die Ehrlichkeit ein Verſtoß iſt; daß die Niederträchtigkeit zu allen Ehren gelangt, und der Mann von Ehre dem Elend und der Schande anheim fällt; daß die Gleißnerei ihren Triumph feiert, und die Wahrheit für unanſtändig gilt; daß die Halbheit halb und halb in der Majorität, die Entſchiedenheit aber entſchieden in der Minorität; daß endlich die freieſte Einſicht das deſtructivſte, der bornirteſte Knechtsſinn dagegen das conſervativſte Element iſt!

14.

Das von ſeiner Lebenswurzel, ſeinem Lebenselemente, getrennte, wie eine faule Frucht vom Lebensbaume abgefallene, daher

absterbende, isolirte Individuum kann nur künstlich der Fäulniß entzogen oder conservirt werden. Ein lebendiges Wesen conservirt sich nicht, sondern bethätigt sich, erzeugt sich jeden Augenblick von Neuem. Um aber wirklich leben, d. h. sich bethätigen oder erzeugen zu können, müssen die verschiedenen einzelnen Glieder eines und desselben größeren organischen Körpers mit einander sowohl, wie mit ihrem gemeinschaftlichen Lebenselemente oder Lebensmaterial, unauflöslich verbunden sein; sie und ihr Körper und ihre Lebensatmosphäre dürfen nicht von einander getrennt sein. Diese Trennung, Isolirtheit und Zerfallenheit der Individuen ist das Charakteristische der Thierwelt, des Egoismus — und diesen thierischen Charakter hatte die Menschheit bisher deshalb, weil sie noch im Entstehen war; denn die Thierwelt selbst ist nichts Anderes, als die im Entstehen begriffene Menschheit. Diese nämlich hat eine doppelte Entstehungsgeschichte; die eine — ihre erste Entstehungsgeschichte — ist die Entstehungsgeschichte ihres noch unbewußten oder körperlichen Daseins, und diese tritt uns in der natürlichen Thierwelt entgegen; die andere — ihre zweite Entstehungsgeschichte, welche aus und nach der ersten folgt, und nach welcher sie erst vollendet, vollständig, vollkommen existirt — ist die Entstehungsgeschichte ihres bewußten, geistigen oder gesellschaftlichen Daseins, und diese tritt uns in der socialen Thierwelt entgegen. — Wir befinden uns jetzt auf der Spitze, dem Culminatpunkte der socialen Thierwelt; wir sind daher jetzt sociale Raubthiere, vollendete, bewußte Egoisten, die in der freien Concurrenz den Krieg Aller gegen Alle, in den sogenannten Menschenrechten die Rechte der isolirten Individuen, der Privatpersonen, der „absoluten Persönlichkeit", in der Gewerbefreiheit die gegenseitige Ausbeutung, den Gelddurst, sanctioniren, der Gelddurst, der nichts Anderes, als der Blutdurst des socialen Raubthieres ist. Wir sind keine Grasfresser mehr, wie unsere gutmüthigen Vorfahren, die zwar auch sociale Thiere, aber noch keine sociale Raubthiere waren, die sich, der großen Mehrzahl nach, wie die gutmüthigen Hausbestien, nur füttern ließen — wir sind Blutsauger, die sich gegenseitig schinden

und aufzehren. Wie das Thier im Blute nur ſein eignes Leben, aber in einer thieriſchen, brutalen Weiſe — ſo genießt der Menſch im Gelde ſein eignes Leben in einer brutalen, thieriſchen, kannibaliſchen Weiſe. Das Geld iſt das ſociale Blut, aber das entäußerte, das vergoſſene Blut. — Die Juden, die in der Naturgeſchichte der ſocialen Thierwelt den welthiſtoriſchen Beruf hatten, das Raubthier aus der Menſchheit zu entwickeln, haben jetzt endlich dieſe ihre Berufsarbeit vollbracht. — Das Myſterium des Judenthums und Chriſtenthums iſt in der modernen jüdiſch-chriſtlichen Krämerwelt offenbar geworden. Das Myſterium des Blutes Chriſti, wie das Myſterium der altjüdiſchen Blutverehrung, erſcheint hier endlich ganz unverhüllt als das Myſterium des Raubthieres. — Im alten Judenthum war der Blutcultus nur ein prototypiſcher; im mittelalterlichen Chriſtenthum wurde er theoretiſch, idealiſtiſch, logiſch verwirklicht, d. h. man verzehrte wirklich das entäußerte, vergoſſene Blut der Menſchheit, aber nur in der Imagination, das Blut des Gottmenſchen. In der modernen, jüdiſch-chriſtlichen Krämerwelt tritt endlich dieſer Hang und Drang der ſocialen Thierwelt nicht mehr ſymboliſch oder myſtiſch, ſondern ganz proſaiſch hervor. In der Religion der ſocialen Raubthiere war noch Poeſie. War es auch nicht die Poeſie des Olymps, ſo war's doch die Poeſie des Blocksberges. — Gemein und proſaiſch wurde die ſociale Thierwelt erſt, als die Natur wieder ihre Rechte geltend machte, und der iſolirte Menſch, dieſer armſelige Sklave des Alterthums und Leibeigene des Mittelalters, ſich nicht mehr mit der himmliſchen Speiſe begnügen wollte; als er ſtatt nach geiſtigen nach materiellen Schätzen zu ringen begann und ſich ſein entäußertes Leben, ſein vergoſſenes Blut nicht mehr in ſeinen unſichtbaren Magen, ſondern in ſeine ſichtbare Taſche ſpielen wollte. Da wurde das heilige Taſchenſpielerkunſtſtück ein profanes, der himmliſche Betrug ein irdiſcher, der poetiſche Götter- und Teufelskampf ein proſaiſcher Thierkampf, die myſtiſche Theopophagie eine offenbare Anthropophagie. Die Gotteskirche, das himmliſche Grabgewölbe, worin der Pfaffe,

die Hyäne der ſocialen Thierwelt, ein imaginäres Leichenmahl hielt, verwandelte ſich nun in den Geldſtaat, in das irdiſche Schlachtfeld, wo die gleichberechtigten Raubthiere ſich gegenſeitig das Blut ausſaugen. Im Geldſtaate, im Staate der freien Concurrenz hören alle Privilegien, alle Rangunterſchiede auf; es herrſcht hier, wie geſagt, eine poeſieloſe, auf die Gleichheit des Todes begründete Freiheit des Raubthieres. Dem Gelde gegenüber ſind die Könige nicht mehr berechtigt zu erobern, weil ſie die Löwen der Thiermenſchen, ſo wenig wie hier der finſtere Pfaffe noch ein Recht hat, ſich an Leichenduft zu laben, weil er ihre Hyäne iſt. Vielmehr haben dieſe, gleich den übrigen Thiermenſchen, ihr Recht nur noch vermöge ihres gemeinſamen Naturrechtes, vermöge ihrer gemeinſamen Qualität als Raubthiere, als Blutſauger, als Juden, als Geldwölfe.

15.

Das Geld iſt das zum todten Buchſtaben erſtarrte, das Leben tödtende, wie der Buchſtabe das zu todtem Gelde erſtarrte, den Geiſt tödtende Verkehrmittel iſt. Die Erfindung des Geldes und Buchſtabens wird den Phöniciern, demſelben Volke zugeſchrieben, welches auch den Judengott erfunden hat. — Ein ſchriftſtellernder Witzbold glaubte daher etwas ſehr Geiſtreiches gegen die Abſchaffung des Geldes geſagt zu haben, indem er in einer ſeiner Schriften, welche „Bewegung der Production" betitelt iſt, das geiſtige Capital, welches wir in den Schriften (beſonders in den ſeinigen) beſitzen, mit dem materiellen Capitale verglich, welches wir im Gelde beſitzen, und dann hinzufügte: „Eine Abſchaffung des Geldes hätte alſo die gleiche Bedeutung, wie eine Abſchaffung der Schrift: es wäre ein Commando an die Weltgeſchichte, in den Mutterleib zurückzukehren." — — Den Unterſchied zunächſt zwiſchen dem materiellen Capital, welches wir im Gelde beſitzen, und dem geiſtigen, welches wir durch die Schrift uns aneignen können, hat Herr Schulz überſehen. Dieſer Unterſchied iſt kein geringerer, als der zwiſchen wahrem und falſchem Eigenthume. Allerdings kann ich mir durch die Schrift geiſtige Schätze aneignen. Aber

es wird keinem Menſchen einfallen, den Schatz, den wir uns durch Wort und Schrift aneignen, zum Privateigenthum Einzelner ſtempeln zu wollen, die ihn ſodann ihren Privaterben überliefern könnten. Allerdings, ich kann eine Bibliothek, einen ſogenannten Bücherſchatz erben und erwerben; ich kann auch ſogenannte Offenbarungen durch heilige Schriftzüge empfangen; aber je mehr dieſer Erwerb ſich dem Gelderwerb nähert, je äußerlicher, zufälliger, je mehr dem Gewinn und Verluſt unterworfen er iſt, deſto werthloſer, deſto geiſtloſer iſt mein „geiſtiger" Schatz. Oder glaubt Herr Schulz, daß ich mit den Buchſtaben und den Büchern ſchon den Geiſt in Empfang genommen? — Die Sprache iſt das lebendige, geiſtreiche Verkehrsmittel, aber nicht die Buchſtaben gelten. Das geiſtige Geld iſt nur geltend, ſofern es organiſch mit dem Menſchen verwachſen iſt. Die Sprache kann organiſch mit dem Menſchen verwachſen ſein, weil ſie ein organiſches, gegliedertes Ganze iſt. Das Geld kann nicht mit dem Menſchen organiſch verwachſen ſein, wie bereits oben gezeigt worden. Das Geld gleicht daher nicht der Schrift als lebendiger Sprache, ſondern der Schrift als todten Buchſtaben. — Der Buchſtabe, das iſt allerdings ſehr bezeichnend, ſoll, wie das Geld, von den Erfindern des Molochs erfunden worden ſein. Die Sprache iſt aber weder hier, noch dort erfunden worden. — Wenn eine Erfindung nicht mehr nöthig, nicht mehr brauchbar, ſogar ſchädlich geworden, dann benutzt man ſie nicht mehr, ohne daß man deshalb „in den Mutterleib" zurückzukehren braucht. Daß die Erfindung der Buchſtaben und der Münzen eine „nützliche" Erfindung, ſogar eine „nothwendige" war, wird nicht beſtritten. Beſtritten wird nur, daß ſie deshalb auch in Zukunft noch „nützlich" und „nothwendig" ſein wird. — Es iſt ganz richtig, daß in dem bisherigen Zuſtande der Iſolirung der Menſchen, in der bisherigen gegenſeitigen Entfremdung der Menſchen, ein äußerliches Symbol erfunden werden mußte, welches den geiſtigen und materiellen Productenaustauſch repräſentirte. Durch dieſe Abſtraction vom wirklichen, geiſtigen und lebendigen Verkehr wurde das Vermögen, die

Productionskraft der Menſchen während ihrer Entfremdung geſteigert; ſie hatten nämlich in dieſem abſtracten Verkehrsmittel ein vermittelndes Weſen ihrer eigenen Entfremdung; ſie mußten, weil ſie ſelbſt Unmenſchen, d. h. nicht vereinigt waren, das Vereinigende außer ſich, d. h. in einem unmenſchlichen, übermenſchlichen Weſen ſuchen. — Ohne dieſes unmenſchliche Verkehrsmittel würden ſie gar nicht in Verkehr gekommen ſein. Sobald aber die Menſchen ſich vereinigen, ſobald ein unmittelbarer Verkehr zwiſchen ihnen ſtatt finden kann, muß das unmenſchliche, äußerliche, todte Verkehrsmittel nothwendig abgeſchafft werden. Nicht willkürlich kann und wird dieſes todte und tödtende Verkehrsmittel abgeſchafft werden; die Abſchaffung deſſelben geſchieht eben ſo wenig auf „Commando", wie deſſen Schaffung. So wie das Bedürfniß eines äußerlichen Vereinigungsmittels während der inneren Zerfallenheit des Menſchengeſchlechtes die geiſtigen und materiellen Götzen in's Leben gerufen hatte, ſo wird das Bedürfniß einer unmittelbaren, innigen Vereinigung der Menſchen dieſe Götzen wieder vernichten. Die Liebe, welche in den Himmel geflohen iſt, als die Erde ſie noch nicht zu faſſen vermochte, wird ihren Wohnſitz wieder an dem Orte, wo ſie geboren und genährt wird, in der Bruſt der Menſchen haben. Wir werden unſer Leben nicht mehr vergebens außer und über uns ſuchen. Kein fremdes Weſen, kein drittes Mittelding wird ſich mehr zwiſchen uns eindrängen, um uns äußerlich und ſcheinbar zu vereinigen, zu „vermitteln", während es uns innerlich und wirklich trennt und entzweit. — Mit den Handelsſpeculationen werden die philoſophiſchen und theologiſchen Speculationen, mit der Politik die Religion aufhören. Getrieben von der innern Nothwendigkeit unſerer Natur und der äußeren Noth der Verhältniſſe werden wir mit dieſem ganzen Unſinn und Heuchlerkram unſerer Philoſophen, Gelehrten, Pfaffen und Staatskünſtler, welche mit der Unmenſchlichkeit und Niederträchtigkeit unſerer bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchön harmoniren, ein für allemal ein Ende machen, indem wir uns in Gemeinſchaft vereinigen und alle die äußerlichen Verkehrsmittel, alle dieſe Pfähle in unſerem Fleiſche als fremde Körper ausſtoßen.

16.

Die organiſche Gemeinſchaft, welcher wir entgegen ſehen, konnte erſt in Folge der höchſten Entfaltung aller unſerer Kräfte mittelſt des ſchmerzlichen Stachels der Noth und der böſen Leidenſchaften in's Leben treten. Die organiſche Gemeinſchaft, die reife Frucht der menſchlichen Entwickelung, konnte nicht in's Leben treten, ſo lange wir noch nicht ganz entwickelt waren, und wir konnten uns nicht entwickeln, wenn wir nicht mit einander in Verkehr traten. In der Entwickelung des Verkehrs aber haben wir noch als Einzelne und Vereinzelte mit einander gerungen. Wir haben um unſere geiſtigen und materiellen Verkehrsmittel mit einander gerungen, weil wir als Vereinzelte dieſer Verkehrsmittel bedurften, um leben zu können. Wir haben ihrer bedurft, weil wir noch nicht vereinigt waren, die Vereinigung oder das Zuſammenwirken unſerer Kräfte aber unſer Leben iſt. Wir haben alſo unſer eigenes Leben noch außer uns ſuchen müſſen, uns daſſelbe im gegenſeitigen Kampfe erringen müſſen. Durch dieſen Kampf haben wir aber etwas ganz Anderes errungen, als was wir zu erringen ſtrebten und hofften. Wir glaubten, ein äußerliches Gut zu erringen, und wir haben nur uns ſelbſt darin entwickelt. Dieſer Wahnſinn war uns aber nur ſo lange heilſam und förderlich, als er wirklich dazu beitrug, unſere Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln. Nachdem dieſelben entwickelt ſind, würden wir uns nur gegenſeitig zu Grunde richten, wenn wir nicht zum Communismus übergingen. Unſere Kräfte werden jetzt durch den Kampf nicht mehr weiter entwickelt, ſchon deshalb nicht, weil ſie entwickelt ſind. Wir ſehen es aber auch täglich, daß wir unſere Kräfte einerſeits nur fruchtlos vergeuden, und daß ſie andrerſeits durch den Ueberfluß an Productionskräften gar nicht mehr zur Entwickelung kommen können. — Wenn die liberalen Bourgeois uns noch immer von der Nothwendigkeit des Fortſchrittes durch den Kampf der Concurrenz unterhalten, ſo kommt dies daher, weil ſie gedankenloſe Schwätzer ſind, weil ſie Anachronismen machen, oder vom Egoismus verblendet und unfähig ſind, Wahrheiten zu begreifen, die

ſich Jedem aufdrängen, der nur die Augen aufthun will. Wir können uns auf der Stufe der Entwickelung, wohin wir gelangt ſind, nur mehr gegenſeitig ausbeuten und aufzehren, wenn wir uns nicht in Liebe mit einander vereinigen. Keine Jahrhunderte, wie die gedankenloſen Liberalen meinen, keine Jahrzehnte werden mehr vergehen, und die hundertfältig geſteigerten Productionskräfte werden die große Mehrzahl Derer, die von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, in's tiefſte Elend geſtürzt haben, weil ihre Hände werthlos geworden ſind; während einige Wenige, die ſich mit der Anhäufung der Capitalien beſchäftigen, im Ueberfluſſe ſchwelgen und in ekler Genußſucht untergehen werden, wenn ſie nicht vorher ſchon der Stimme der Liebe und Vernunft Gehör gegeben, oder der Gewalt nachgegeben haben.

17.

Die Entſtehungsgeſchichte der Geſellſchaft iſt beſchloſſen; der ſocialen Thierwelt wird bald die letzte Stunde ſchlagen. Abgelaufen iſt die Uhr der Geldmaſchine, und vergebens verſuchen unſere Staatskünſtler des Fort- und Rückſchrittes, ſie noch im Gange zu halten . . . . . .

Verſammlungen in Elberfeld.

Wir haben im verfloſſenen Winter in den Zeitungen viel von „Bürgerverſammlungen“ geleſen. Aber von den communiſtiſchen Verſammlungen, welche im Monat Februar in Elberfeld ſtattfanden, iſt uns, abgeſehen von einigen Schmähartikelchen der Barmer Zeitung, nichts zu Geſicht gekommen, obgleich dieſe Verſammlungen den übrigen wenigſtens darin glichen, daß auch ſie der hochlöblichen Regierung nicht ſehr gefielen und, wie wir ſehen werden, mit einem großen Aufwand von Reſcripten und Maßregeln verboten wurden. — Die Urſache dieſes auffallenden Stillſchweigens ſämmtlicher liberaler Zeitungen mögen unſere Leſer ſich auf irgend eine beliebige Weiſe erklären.

Ueber die Entſtehungsgeſchichte der Elberfelder communiſtiſchen Verſammlungen wollen wir nicht viele Worte verlieren. Mehrere angeſehene Bürger und Beamten Elberfelds erſuchten den eben damals dort angekommenen Communiſten Heß, mit ſeinen ziemlich zahlreichen Geſinnungsgenoſſen des Wupperthals einen Samſtag Abend im Zweibrücker Hof zuzubringen und ſich dort öffentlich über den Communismus zu unterhalten, damit man endlich einmal erfahre, was denn eigentlich dahinter ſei. — Es kamen aber ſchon in dieſe erſte Zuſammenkunft mehr gebetene und ungebetene Gäſte, als man erwartet hatte. Aus den freundſchaftlichen Beſprechungen wurden daher lebhafte Debatten, aus der Zuſammenkunft eine große Verſammlung. Man ging am folgenden Samſtag Abend ohne eigentliche Verabredung wieder

in denselben Gasthof, am dritten Samstag Abend desgleichen und würde solchergestalt diese Zusammenkünfte ad infinitum fortgesetzt haben, wenn nicht Alles in dieser Welt einmal ein Ende haben müßte. Aber diese Versammlungen starben, wie gesagt, keines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes, wenn es auch wahr ist, daß zuletzt das größte Local in Elberfeld zu klein gewesen wäre, um alle die Leute zu fassen, welche sich herandrängten, das neue communistische Evangelium zu hören. Wie es heißt, wollten schon die Proletarier der guten Stadt Elberfeld, welche sich nicht getrauten, in einer so vornehmen Gesellschaft selbst gleich zu erscheinen, eine Deputation von vier Personen aus ihrer Mitte absenden, welche ihnen über die communistischen Debatten Bericht abstatten sollten. Möglich, daß dieses kühne Vorhaben die nächste Veranlassung des plötzlichen Verbotes war; denn die Regierungen scheinen es noch immer lieber zu sehen, daß jede große und schöne Idee möglichst entstellt unters Volk komme, um der Brutalität, welche aus der Unwissenheit und dem halben Wissen entspringt, ihren Spielraum zu lassen. — Wer am Ende von den Folgen dieses Manövers am Meisten zu leiden hat, scheinen sie noch immer nicht zu ahnen. — Die Rathschlüsse der Herren sind unergründlich!

Wir theilen hier nur die größern Reden der communistischen Wortführer mit. Die übrigen Debatten, welche interessant genug waren, können wir leider nur beiläufig erwähnen, erstens weil kein Protokoll geführt wurde, und unser Gedächtniß uns täuschen könnte, dann aber auch, weil wir von den andern Rednern nicht ermächtigt worden sind, ihre Vorträge hier zu veröffentlichen. — Aus denselben Gründen müssen wir die Verhandlungen, welche an drei verschiedenen Tagen, also in drei gesonderten Abtheilungen stattgefunden haben, in eine einzige zusammenschmelzen.

Heß: Meine Herren! Es ist wohl nicht nöthig, Sie erst von dem geistigen, moralischen und physischen Elende der heutigen Gesellschaft zu unterhalten. Darin ist wohl jeder Mann von Herz mit mir einverstanden, daß wir, wenn wir auch selbst noch so

vortheilhaft geſtellt ſind, beim Anblicke dieſer Welt voll Elend nicht glücklich leben. Nur darauf hin möchte ich Ihre Aufmerkſamkeit lenken, daß die ſämmtlichen Uebel der heutigen Menſchenwelt, die man gewöhnlich der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur zuſchreibt, ihren letzten Grund in der unorganiſirten menſchlichen Geſellſchaft haben. Auch hab' ich's ſchon oft ausſprechen hören, daß die Idee des Communismus an ſich ſchön und wahr, daß ſie aber leider nicht ausführbar ſei. — Wenn ich nicht ſehr irre, ſo ſind dieſe beiden Punkte, nämlich die Ausführbarkeit des Communismus und die Grundurſache der menſchlichen Uebel, wohl am Meiſten der Beleuchtung bedürftig. Ich glaube daher die kurze Zeit, die uns heute zur Beſprechung unſeres Gegenſtandes zugemeſſen iſt, am Beſten zu benutzen, wenn ich mich darauf beſchränke, dieſe Partieen etwas näher zu beleuchten.

Die Idee des Communismus, m. H., mit welcher Jeder ſich einverſtanden erklärt, iſt das Lebensgeſetz der Liebe, angewandt auf das Socialleben. — Das Geſetz der Liebe lag ſtets im Menſchen, wie in allem Leben; aber der Verſuch, dieſes Geſetz auf das Socialleben anzuwenden, wurde erſt gemacht, als in den Menſchen das Bewußtſein ihres Lebens zu reifen anfing, als der Menſch ſein eignes Leben immer deutlicher zu fühlen begann, als er immer klarer erkannte, daß eben in der Liebe allein die Kraft, die Lebenskraft, die Schöpferkraft liegt — als er mit dieſer, ſeiner innern Anſchauung vom Leben, einerſeits das Leben der Natur verglich und fand, daß ſich hier überall ſein Lebensbewußtſein bewährt, daß die Liebe, welche er als ſein Leben erkannte, auch das wirkliche Naturleben iſt — andrerſeits aber ſeine nunmehr durch die Naturwiſſenſchaft bewährte und bereicherte Lebensanſchauung mit dem geſellſchaftlichen Leben verglich und zu ſeinem Entſetzen fand, daß hier, in ſeiner eignen Welt, Nichts dieſem Lebensgeſetze entſprach, daß ihm hier Alles widerſprach — als er, mit Einem Worte, die Entdeckung machte, daß er in einer — verkehrten Welt lebt! — Nach dem erſten Staunen und Entſetzen, das ſich bei dieſer traurigen Entdeckung des Menſchen bemächtigte, glaubte er den Grund der Verkehrt-

heit ſeiner eignen Welt darin allein ſuchen zu müſſen, daß das Lebensbewußtſein der Menſchen bis jetzt ein verkehrtes war; denn, dachte er, wie konnte die menſchliche Geſellſchaft, das Erzeugniß des menſchlichen Verſtandes und Willens, eine vernünftige ſein, ſolange dieſer Wille und Verſtand ſelbſt noch unvernünftig war? Aber, m. H., dieſer Grund iſt offenbar nicht der letzte. Denn wir müſſen weiter fragen: Woher iſt das verkehrte Lebensbewußtſein entſtanden? Wir wollen verſuchen, hierauf zu antworten.

Kein lebendiges Weſen ſpringt ſogleich vollkommen ausgebildet in's Daſein. Alles entwickelt ſich vielmehr erſt im Laufe der Zeit. Man nennt dieſe Entwickelung: die Geſchichte, Entſtehungsgeſchichte eines Weſens. Wenn Sie, m. H., jetzt die Idee des Communismus an und für ſich ſchön und wahr finden, ſo kommt dies daher, weil Ihr Lebensbewußtſein ſchon gereift iſt, weil Sie erkennen, daß das wahre Leben in der Liebe allein beſteht. Eine lange Reihe von Jahrhunderten, gedüngt mit dem Angſtſchweiß und dem Blute des um ſein Daſein noch erſt ringenden Menſchengeſchlechts gehörte dazu, dieſes Lebensbewußtſein, dieſe Frucht hervorzutreiben und zu reifen. — Wie unſer Planet eine Entwickelungsgeſchichte hatte voller Naturrevolutionen, elementariſcher Kämpfe und Stürme — wie hier viele Schöpfungen erſt zu Grunde gehen mußten, bevor ſich die vollendeten Geſtalten des gegenwärtigen gereiften Erdalters bilden und in harmoniſcher Wechſelwirkung gegenſeitig nach den ewigen Geſetzen der Liebe friedlich fördern konnten: ebenſo mußten auch in der Menſchengeſchichte elementariſche Kämpfe vorhergehen, bevor ihre vollendete Organiſation entſtehen konnte. Das Elementariſche, Unorganiſche geht dem Organiſchen, Harmoniſchen ſtets vorher. Das Menſchengeſchlecht lebte nicht vom erſten Augenblick ſeines Entſtehens an in ausgebildeten großen geſellſchaftlichen Vereinen, wie jetzt, und noch viel weniger in organiſirten Wirkungskreiſen. Es waren im Anfange nur vereinzelte Individuen — es waren alſo nur die Elemente der Menſchheit, welche aus dem Schooße der Erde hervorgingen — und erſt nach und nach traten dieſe Individuen, traten dieſe

menſchlichen Elemente mit einander in Verbindung, in Verkehr, in Wechſelwirkung. Wie hätte unter dieſen Individuen, die erſt anfingen, mit einander zu verkehren, ſchon ein ausgebildeter Verkehr, eine gegenſeitige Verſtändigung über das, was ihnen zuträglich, ſtattfinden ſollen? — Wenn die Einigkeit, das verſtändige Zuſammenwirken verſchiedener Individuen, kurz, wenn das Leben in der Liebe, wenn das organiſche Leben erſt das wahre und wirkliche Leben iſt, ſo begreifen Sie leicht, daß dieſe Einigkeit, dieſe Verſtändigung der Menſchen erſt nach einer langen Reihe von Kämpfen in's Daſein treten konnte. So lange ſich die Menſchen noch nicht verſtändigt hatten, mußten ſie ſich bekämpfen, und nur von ihren Kämpfen hat uns die bisherige Geſchichte zu berichten. — Schon früh mußten die Menſchen mit einander in Verkehr treten. Je mehr Producte der Natur und Erzeugniſſe der Kunſt die Menſchen aus ihrer Umgebung kennen lernten, deſto mehr Bedürfniſſe erwachten in ihnen, deſto nothwendiger wurde ein gegenſeitiger Austauſch der Producte; denn nicht jedes Land, nicht jedes Volk, nicht jeder einzelne Menſch kann ſelbſt Alles hervorbringen. Aber der Productenaustauſch beſtand anfangs nur darin, daß der Stärkere den Schwächern, wenn er mit ihm in Berührung kam, bekämpfte und beraubte. Die erſte Form des Productenaustauſches war eben der Raubmord. Und ſo wie die erſte Form des Productenaustauſches oder des Verkehrs der Raubmord, ſo war die erſte Form der Production oder Arbeit: die Sklaverei. Die Sieger begnügten ſich nicht damit, den Beſiegten ihre Producte zu rauben, ſie wollten ſich auch der Producenten verſichern; ſie ſahen bald ein, daß es vortheilhafter ſei, die Beſiegten, welche den Kampf überlebten, zu Sklaven zu machen und ſie auf dieſe Weiſe auszubeuten, als ſie kannibaliſch zu verzehren. So wurde der Egoismus immer raffinirter. Auf dieſer hiſtoriſchen Baſis, m. H., entwickelten ſich Production und Verkehr bis zur freien Concurrenz, in der wir uns jetzt bewegen, ohne es uns eingeſtehen zu wollen, daß dieſer Verkehr noch immer auf dieſelbe egoiſtiſche Baſis der gegenſeitigen Ausbeutung begründet iſt, von welcher er ausgegangen. Ein Blick auf unſere

Zuſtände zeigt es jedoch deutlich, daß wir uns nach wie vor gegenſeitig verkaufen und ausbeuten. Iſt dieſe Ausbeutung eine raffinirtere im Laufe der Zeit geworden, ſo iſt ſie darum nicht menſchlicher, vielmehr um ſo unmenſchlicher, je mehr wir gegenwärtig gezwungen ſind, uns freiwillig und gegenſeitig zu verkaufen, je weniger wir Alle dieſem Menſchenhandel uns entziehen können, je univerſeller der Menſchenhandel geworden iſt. Denn wir Alle müſſen unſere Lebensthätigkeit verſchachern, um dagegen andrer Menſchen Lebensthätigkeit einzuſchachern — und was iſt denn die Summe aller unſerer Fähigkeiten und Kräfte, die wir in den Handel bringen und verſilbern müſſen, was iſt ſie anders, als unſer eignes, ganzes Leben? — Nicht der Leib, den wir nur äußerlich antaſten, ſondern ſeine wirkliche Kraft bildet unſer Leben. Verkaufen wir dieſe unſere Kraft, ſo verkaufen wir eben unſer Leben ſelbſt. Das Geld iſt das Zeichen unſerer Sklaverei; denn was iſt es anders, als der in Zahlen ausgedrückte menſchliche Werth? Sind aber Menſchen, welche bezahlt werden können, Menſchen, die ſich gegenſeitig kaufen und verkaufen, etwas Anders als Sklaven? — Wie ſollten wir es auch anfangen, dieſem Menſchenhandel zu entgehen, ſolange wir vereinzelt leben und Jeder auf eigne Fauſt für ſich erwerben muß, um ſeine Exiſtenzmittel zu gewinnen? — Wer gibt uns die Mittel zum Leben, die Mittel zu unſerer phyſiſchen und ſocialen Lebensthätigkeit, wenn wir ſie uns nicht durch Kauf und Verkauf unſeres eignen Lebens erwerben? — Wir ſind in einem ewigen Widerſpruche, in einem ewigen Kampfe begriffen. Es iſt der Widerſpruch des ſich immer ſteigernden Verkehres innerhalb der Vereinzelung. Wir ſind getrennt von einander, Jeder lebt und wirkt nur für ſich allein, und wir Alle können uns doch keinen Augenblick entbehren. Jeder Einzelne hat die Erzeugniſſe der ganzen erſchloſſenen Menſchenwelt, von China bis Nordamerika nöthig, um menſchlich leben und wirken zu können, und iſt doch nur auf ſeine vereinzelte Kraft angewieſen, um ſich alle dieſe Bedürfniſſe anzueignen. — Nicht die nützliche Thätigkeit, die wirkliche Leibes- und Geiſteskraft, nicht die redliche

Arbeit entſcheidet hier das Loos des Einzelnen — denn was iſt die größte Kraft des Einzelnen gegenüber einer Welt? — ſondern der Zufall und das gemeine Kunſtſtück — wer am Schnellſten den in Zahlen ausgedrückten Menſchenwerth, das Geld, ſich in ſeine Taſche ſpielen kann — das ſind die blinden und unſittlichen Mächte, welche das Loos der Menſchen beſtimmen!

Als das wahre Lebensbewußtſein in den Menſchen zuerſt erwachte, fühlte man wohl ſchon das Verkehrte unſerer ſocialen Verhältniſſe; aber man ſah nicht ſogleich ein, daß das verkehrte Lebensbewußtſein, aus dem man ſich eben zu befreien anfing, ebenſo ſehr ein Erzeugniß des verkehrten Lebens, der verkehrten Welt iſt, in welcher die Menſchen bisher lebten, als umgekehrt wiederum dieſe verkehrte Welt ein Erzeugniß des bisherigen unreifen Lebensbewußtſeins iſt. Man ſah nicht ſogleich die nothwendige Wechſelwirkung des wirklichen, geſellſchaftlichen Lebens und des Lebensbewußtſeins ein. Man richtete die Kritik gegen das Letztere, gegen die Religion, gegen die Politik, gegen Kirche und Staat, gegen den theoretiſchen Ausdruck des praktiſchen Egoismus, und glaubte ſolchergeſtalt die Welt reformiren zu können, ohne zu bedenken, daß dies ebenſo erfolglos ſein mußte, wie wenn ein Arzt eine Krankheit dadurch curiren wollte, daß er die Symptome derſelben äußerlich wegcurirt. Das verkehrte Bewußtſein und ſeine Erſcheinungsformen, Kirche und Staat, ſind Nichts, als die Symptome eines verkehrten Lebens — ſie ſind das Bild eines wirklichen Leibes, der nicht dadurch anders wird, daß man das Bild anders, ſchöner malt.

Aber, m. H., die Zeit der religiöſen und politiſchen Revolutionen iſt jetzt zu Ende. Man ſieht ein, daß das egoiſtiſche Lebensbewußtſein und ſeine Exiſtenzformen, Kirche und Staat, von ſelbſt aufhören, aber auch nicht eher aufhören, als wenn das egoiſtiſche Leben, der Privaterwerb, der Menſchenhandel aufhört. So lange dieſer praktiſche Egoismus nicht aufhört, wird man den Menſchen vergebens von Aufklärung, Freiheit, Vernunft und Liebe ſprechen. Die Maſſe der Menſchen wird es nicht glauben,

daß das menſchliche Leben und das Leben überhaupt in der Liebe, in der Wahrheit, in der Freiheit beſteht. Sie wird den Egoismus mit ſeinem ganzen Gefolge von Uebeln als den Grundcharakter der menſchlichen Natur betrachten, weil er es in der That iſt, ſo lange die Menſchen getrennt, Jeder für ſich lebt und wirkt. Sie meinen vielleicht, ich widerſpreche mir, indem ich einmal die Liebe und ein anderes Mal den Egoismus für das wirkliche Leben, für das des Naturmenſchen erkläre. Aber, m. H., die menſchliche Natur iſt kein Steinblock, kein einfacher Körper, der ſtets derſelbe iſt und bleibt, die menſchliche Natur muß ſich eben entwickeln, und noch iſt ſie ebenſo wenig ganz entwickelt, wie die Geſellſchaft ganz entwickelt iſt. — Aus der jetzigen Maſſe der Menſchen können Sie keinen Schluß auf die menſchliche Natur ziehen. So viel aber iſt gewiß: wenn ein Menſch das wahre Lebensbewußtſein haben kann, ſo können's auch alle Menſchen haben, und wenn ſie es nicht haben, ſo iſt nicht die menſchliche Natur daran ſchuld — ſonſt könnten wir Alle, die wir hier verſammelt ſind, noch nicht einmal eine Ahnung vom wahren Leben haben, denn wir ſind doch Alle nichts mehr als Menſchen — ſondern die äußeren Verhältniſſe ſind es, welche es noch nicht geſtatten, daß alle Menſchen ihre Natur ganz entwickeln.

Wenn man ſagt, der Communismus ſei als Idee etwas ſehr Schönes, aber er ſei unausführbar, ſo ſagt man damit Nichts weiter, als was die Theologen und Philoſophen, Prieſter und Staatsmänner von jeher ſagten. Man hält ſich für beſſer, als die Maſſe der Menſchen. Wenn Sie, m. H., den Communismus an ſich für gut halten, ſo kommt dies daher, weil Sie das Leben in der Liebe und Vernunft für das wahre Leben halten. Sie glauben aber, daß Ihr Lebensbewußtſein nicht in Allen entwickelt werden kann. — Warum glauben Sie das? — Weil Sie ſich keine andere Form der Entwickelung dieſes Bewußtſeins denken, als die der theoretiſchen Belehrung — eine Form, in der bisher alle Prieſter und Philoſophen gewirkt hatten, ohne die Rohheit und Unwiſſenheit, Bosheit und Dummheit dadurch aus der Welt verbannt zu haben. Aber die Entwickelung der menſchlichen

Natur kann noch in einer anderen, in einer praktiſchen Weiſe ſtattfinden, und ſie kann nicht nur in dieſer Weiſe ſtattfinden, ſie findet in der That nur oder doch hauptſächlich und weſentlich in dieſer Weiſe ſtatt. — Laſſen wir jene theoretiſche Form fahren, bilden wir uns nicht ein, die Welt durch unſere Ideen bekehren zu können. Der Communismus iſt keine Theorie, wie irgend ein philoſophiſches Syſtem, das uns gelehrt wird. Der Communismus iſt der Schluß der Entſtehungsgeſchichte der Geſellſchaft.

Sehen Sie um ſich, m. H., betrachten Sie einmal genauer dieſe moderne Geſellſchaft mit ihrer ſich täglich rieſenmäßiger geſtaltenden Induſtrie, die bis in die entfernteſten Weltgegenden dringt, um ihren Productenconſumenten zu ſuchen, die heute in ein Land von 300 Millionen Einwohner gedrungen iſt, um ſich neue Abſatzwege für ihre Producte zu verſchaffen, um nicht in ihren eignen Productionen zu erſticken, und die, nach den Berechnungen von Sachkennern, in wenigen Jahren ſchon dieſes Land mit ihren Productionen überſchwemmt und eine neue Kriſis, eine neue mercantiliſche Stockung hervorgerufen haben wird, in welcher Tauſende vom Mittelſtande, Millionen vom Arbeiterſtande zu Grunde gehen. — Wohin wird dieſe ungeregelte Induſtrie, dieſes Schwert in der Hand eines Kindes, am Ende führen? Glauben Sie, daß dieſe moderne Induſtrie, die kaum ein halbes Jahrhundert alt iſt und faſt die ganze Welt mit ihren Erzeugniſſen überſchattete und eine bereits unausfüllbare Kluft zwiſchen Reichen und Armen, Capitaliſten und Proletariern in's Daſein gerufen hat — glauben Sie, daß dieſer Geldgötze, der ſeine eigenen Erzeuger verſchlingt, noch lange beſtehen kann, ohne die Menſchen alleſammt bis auf einige Wenige hinzuſchlachten? Wir haben in dieſer ehrenwerthen Verſammlung viele praktiſche Geſchäftsmänner unter uns, ſie mögen es mir aus ihrer eigenen langjährigen Erfahrung bezeugen, ob es Uebertreibung iſt, wenn ich behaupte, daß dieſe moderne Rieſeninduſtrie mit Rieſenſchritten ihrem eigenen Untergange entgegengeht und unſere ganze Civiliſation mit ſich in den Abgrund der Barbarei reißen würde, wäre nicht eine höhere Idee, als diejenige, welche unſerer bisherigen

Civiliſation zur Grundlage diente, wäre nicht eine andere Weisheit, als die Weisheit des Privategoismus und Privaterwerbs, wäre, mit einem Worte, nicht der Communismus da, um dieſen reißenden Strom, wenn er Alles überſchwemmen und in ſeine Fluthen begraben will, zum Nutzen des wahren, menſchlichen Lebens zu verwenden. Nicht die Welt zu bekehren, iſt unſere Aufgabe — noch niemals hat eine Theorie die Welt bekehrt, wenn nicht die Welt, das Leben ſelbſt, dieſe Theorie erzeugt hat — unſere Aufgabe iſt es nur, eine Erkenntniß, die ſich Jedem, der gebildet genug iſt, um im Buche der Geſchichte leſen zu können, von ſelbſt aufdrängt, ſo weit zu entwickeln, daß wir nicht eines Tages, wenn uns dieſe Erkenntniß allein retten kann, rathlos zu Grunde gehen. — Wir wollen es nicht in Abrede ſtellen, nein, wir ſchämen uns deſſen nicht, daß unſer Herz, unſer Mitgefühl mit dem geiſtigen, ſittlichen und phyſiſchen Elende unſerer Nebenmenſchen uns zur Idee und Fortbildung des Communismus antreibt; aber es iſt nicht unſer Herz allein, nicht eine bloße Schwärmerei, es iſt auch der Verſtand, es iſt, um mit Feuerbach zu reden, das zu Verſtand gekommene Herz, welches uns die Zuverſicht einflößt, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, in der ſich alle Menſchen als Glieder einer und derſelben Familie betrachten und in Gemeinſchaft zuſammen wirken werden. Wäre nicht die moderne Induſtrie da, um erſt dieſe egoiſtiſche Geſellſchaft aus ihren Fugen zu heben und ihr dann als communiſtiſche ihren Ueberfluß an Productionskräften zu bieten, — wir würden weder die Idee des Communismus bekommen haben, noch weniger an ſeine Ausführbarkeit glauben. Auf dem Punkte aber, wo jetzt die menſchliche Wiſſenſchaft und Kunſtthätigkeit ſteht, iſt es eben ſo gewiß, daß alle Menſchen mit einer ſo leichten Mühe, wie ſie ſich Niemand verdrießen laſſen wird, ein bequemes, genußreiches, freies Leben führen können, wenn ſie ſich vereinigen und in Gemeinſchaft leben und wirken, als es gewiß iſt, daß ſie im Privaterwerbe zu Grunde gehen.

Wir müſſen oft den Einwurf hören, viele Arbeiten ſeien ſo mühſam, abſtoßend und ſelbſt der Geſundheit ſo ſchädlich, daß kein Menſch ſich dazu verſtehen würde, ſie zu verrichten, wenn

er nicht durch die Noth dazu gezwungen wäre. Diese Bemerkung, welche, wie man glaubt, den größten Einwurf gegen den Communismus bildet, ist vielmehr einer der triftigsten Gründe für denselben. Berücksichtigen Sie einmal, meine Herren, die hohe Stufe der Ausbildung, welche die Mechanik gegenwärtig erlangt hat, und sagen Sie selbst, ob Sie sich irgend eine Arbeit denken können, welche nicht, wenn man nur ernstlich wollte und keine Kosten scheute, für den Menschen bequem gemacht werden könnte. Angenommen aber, es sollten Arbeiten übrig bleiben, die, trotz aller mechanischen Hülfsmittel, für den Menschen unbequem bleiben, mit welchem Rechte wollten Sie diese Arbeiten den Einen aufbürden und den Anderen nicht. Wäre es nicht vielmehr Recht und Pflicht, solche Arbeiten durch gemeinsame Uebernahme sich gegenseitig zu erleichtern? Haben wir denn ein Recht, die Menschen, die das Unglück haben, arm geboren zu werden, als Parias zu behandeln, um Anderen dagegen das Privilegium eines bequemen Lebens zu sichern? — In einer Gesellschaft, welcher allgemeines Menschenwohl mehr werth ist, als alle Schätze der Welt, in einer Gesellschaft, welche keine Kosten scheut, um die Arbeiten so zu gestalten, daß der Mensch sie ohne Nachtheil für sein Leben verrichten kann, in einer Gesellschaft, welche Arbeiten, die sich vom allgemein menschlichen Gesichtspunkte aus nicht rechtfertigen lassen, lieber ungeschehen läßt, in einer solchen Gesellschaft, sage ich, können solche unmenschliche Arbeiten, wie in unserer, auf Raubmord, Sklaverei, Thorheit und Ungerechtigkeit begründeten Gesellschaft, gar nicht mehr vorkommen. Je mehr Sie in unserer Gesellschaft solche Arbeiten finden, die der Mensch nur durch die Noth, die mit anderen Worten nur der Sklave verrichtet, desto mehr müssen Sie den Communismus, ohne welchen diese Arbeiten nicht um- oder abzuschaffen sind, als unumgängliche Bedingung der Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität betrachten.

Friedrich Engels: Meine Herren! Wir leben, wie Sie eben gehört haben, und wie ich es ohnehin als allgemein bekannt voraus-

ſetzen darf, in einer Welt der freien Concurrenz. Sehen wir uns denn dieſe freie Concurrenz und die von ihr erzeugte Weltordnung etwas näher an. In unſerer heutigen Geſellſchaft arbeitet Jeder auf ſeine eigne Hand, Jeder ſucht ſich für ſeinen Kopf zu bereichern und kümmert ſich nicht im Geringſten um das, was die Andern thun; von einer vernünftigen Organiſation, von einer Vertheilung der Arbeiten iſt keine Rede, ſondern im Gegentheil, Jeder ſucht dem Andern den Rang abzulaufen, ſucht die günſtige Gelegenheit für ſeinen Privatvortheil auszubeuten und hat weder Zeit noch Luſt, daran zu denken, daß ſein eigenes Intereſſe im Grunde doch mit dem aller übrigen Menſchen zuſammenfällt. Der einzelne Capitaliſt ſteht im Kampfe mit allen übrigen Capitaliſten, der einzelne Arbeiter mit allen übrigen Arbeitern; alle Capitaliſten kämpfen gegen alle Arbeiter, wie die Maſſe der Arbeiter nothwendig wieder gegen die Maſſe der Capitaliſten zu kämpfen hat. In dieſem Kriege Aller gegen Alle, in dieſer allgemeinen Unordnung und gegenſeitigen Ausbeutung beſteht das Weſen der heutigen bürgerlichen Geſellſchaft. Eine ſolche ungeregelte Wirthſchaft, m. H., muß aber nothwendig auf die Dauer für die Geſellſchaft die unheilvollſten Reſultate erzielen; die ihr zum Grunde liegende Unordnung, die Vernachläſſigung des wahren, allgemeinen Wohls muß über kurz oder lang in einer eclatanten Weiſe zu Tage kommen. Der Ruin der kleinen Mittelclaſſe, des Standes, der die Hauptgrundlage der Staaten des vorigen Jahrhunderts bildete, iſt die erſte Folge dieſes Kampfes. — Wir ſehen es ja täglich, wie dieſe Claſſe der Geſellſchaft durch die Macht des Capitals erdrückt wird, wie z. B. die einzelnen Schneidermeiſter durch die Läden fertiger Kleider, die Möbelſchreiner durch die Möbelmagazine ihre beſten Kunden verlieren und aus kleinen Capitaliſten, aus Mitgliedern der beſitzenden Claſſe, in abhängige, für Rechnung Anderer arbeitende Proletarier, in Mitglieder der beſitzloſen Claſſe verwandelt werden. Der Ruin der Mittelclaſſe iſt eine vielbeklagte Folge unſerer vielgeprieſenen Gewerbefreiheit, er iſt ein nothwendiges Reſultat der Vortheile, die der große Capitaliſt über ſeinen weniger beſitzenden Concurrenten hat, er iſt das energiſchſte Lebens-

zeichen der Tendenz des Capitals, ſich in wenig Händen zu concentriren. Dieſe Tendenz des Capitals iſt ebenfalls von vielen Seiten anerkannt; es wird allgemein darüber geklagt, daß ſich der Beſitz täglich mehr und mehr in den Händen Weniger anhäufe, und dagegen die große Mehrzahl der Nation mehr und mehr verarme. So entſteht denn der ſchroffe Gegenſatz von wenigen Reichen auf der einen, und vielen Armen auf der anderen Seite; ein Gegenſatz, der in England und Frankreich bereits auf eine drohende Spitze geſteigert iſt und auch bei uns ſich mit jedem Tage zu größerer Schärfe entwickelt. Und ſo lange die jetzige Baſis der Geſellſchaft beibehalten wird, ſo lange wird es unmöglich ſein, dieſem Fortſchritt der Bereicherung weniger Einzelnen und der Verarmung der großen Maſſe Einhalt zu thun; der Gegenſatz wird ſich ſchärfer und ſchärfer ausbilden, bis endlich die Noth die Geſellſchaft zu einer Reorganiſation nach vernünftigeren Principien zwingt.

Das, m. H., ſind aber noch lange nicht alle Folgen der freien Concurrenz. Da ein Jeder auf ſeine eigne Hand producirt und conſumirt, ohne ſich um die Production und Conſumtion der Anderen viel zu kümmern, ſo muß nothwendiger Weiſe ſehr bald ein ſchreiendes Mißverhältniß zwiſchen der Production und der Conſumtion eintreten. Da die heutige Geſellſchaft den Kaufleuten, Speculanten und Krämern die Vertheilung der producirten Güter anvertraut, von denen jeder Einzelne wieder nur ſeinen eigenen Vortheil im Auge hat, ſo wird in der Austheilung — auch abgeſehen von der Unmöglichkeit für den Beſitzloſen, ſich den genügenden Antheil zu verſchaffen — ſo wird in der Austheitung der Producte daſſelbe Mißverhältniß eintreten. Wo hat der Fabrikant die Mittel zu erfahren, wie viel von ſeinem Fabrikat auf dieſem und jenem Markte gebraucht, und wenn er dies erfahren könnte, wieviel dann von ſeinen Concurrenten nach jedem dieſer Märkte geſchickt wird? Wie ſoll er, der in den meiſten Fällen gar nicht einmal weiß, wohin die Waare gehen wird, die er eben fabricirt — wie ſoll er nun gar wiſſen können, wieviel ſeine auswärtigen Concurrenten nach jedem der betreffenden Märkte liefern werden? Er weiß von dem Allem Nichts, er fabricirt,

wie ſeine Concurrenten, in's Blaue hinein und tröſtet ſich damit, daß die Anderen dies eben auch thun müſſen. Er hat keine andere Richtſchnur, als den ewig ſchwankenden Stand der Preiſe, der bei entfernten Märkten im Augenblicke, wo er ſeine Waare abſendet, ſchon ein ganz anderer iſt, als in dem Augenblicke, in dem der ihn darüber unterrichtende Brief geſchrieben wurde, und der im Augenblicke, wo die Waare ankommt, wieder anders iſt, als im Augenblicke, wo ſie abgeſandt wurde. Bei einer ſolchen Regelloſigkeit der Production iſt es denn auch ganz natürlich, wenn jeden Augenblick Stockungen des Verkehrs eintreten, die natürlich um ſo bedeutender ſein müſſen, je fortgeſchrittener die Induſtrie und der Handel eines Landes iſt. Das Land der ausgebildetſten Induſtrie, England, bietet uns daher hier die ſchlagendſten Beiſpiele. Durch die Ausbildung des Verkehrs, durch die vielen Speculanten und Commiſſionäre, die ſich hier zwiſchen den producirenden Fabrikanten und die wirklichen Conſumenten eingedrängt haben, wird es dem engliſchen Fabrikanten noch viel ſchwieriger gemacht, als dem deutſchen, auch nur das Geringſte über das Verhältniß der Vorräthe und der Production zur Conſumtion zu erfahren; er hat dazu faſt alle Märkte der Welt zu verſorgen — er erfährt faſt in keinem einzigen Falle, wohin ſeine Waare geht, und ſo findet es ſich bei der ungeheuren Productionskraft der engliſchen Induſtrie ſehr häufig, daß alle Märkte plötzlich überfüllt ſind. Der Verkehr ſtockt, die Fabriken arbeiten halbe Zeit oder gar nicht, eine Reihe von Falliſſementen tritt ein, die Vorräthe müſſen zu Spottpreiſen losgeſchlagen werden, und ein großer Theil des Capitals, das mit Mühe geſammelt war, geht ſo durch eine ſolche Handelskriſis wieder verloren. Solcher Handelskriſen haben wir in England ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts eine ganze Reihe und in den letzten zwanzig Jahren alle fünf oder ſechs Jahre eine gehabt. Die letzten, die von 1837 und 1842, werden den meiſten von Ihnen, m. H., noch deutlich in der Erinnerung ſein. Und wenn unſere Induſtrie auch ſo großartig, unſer Abſatz ſo weitverzweigt wäre, wie die Induſtrie und der Handel Englands, ſo würden wir dieſelben Reſultate erleben, während jetzt bei uns die Wirkung der Concurrenz

in der Induſtrie und im Verkehr in einer allgemeinen, dauernden Depreſſion aller Geſchäftszweige, in einem unglückſeligen Mittelzuſtande zwiſchen entſchiedener Blüthe und gänzlichem Verkommen, in einem Zuſtande der gelinden Stockung, d. h. der Stabilität, ſich fühlbar macht.

M. H., was iſt der eigentliche Grund dieſer Uebelſtände? Woraus entſpringt der Ruin der Mittelclaſſe, der ſchroffe Gegenſatz von Arm und Reich, die Stockungen des Verkehrs und die daraus entſtehende Verſchwendung von Capital? Aus keiner anderen Urſache, als aus der Zerſplitterung der Intereſſen. Wir arbeiten Alle, ein Jeder für ſeinen eigenen Vortheil, unbekümmert um das Wohl der Anderen, und es iſt doch eine augenſcheinliche, eine ſich von ſelbſt verſtehende Wahrheit, daß das Intereſſe, das Wohl, das Lebensglück jedes Einzelnen mit dem ſeiner Mitmenſchen unzertrennlich zuſammenhängt. Wir müſſen uns Alle geſtehen, daß Keiner von uns ſeine Mitmenſchen entbehren kann, daß ſchon das Intereſſe uns Alle an einander feſſelt, und doch ſchlagen wir dieſer Wahrheit mit unſeren Handlungen geradezu in's Geſicht, und doch richten wir unſere Geſellſchaft ſo ein, als ob unſere Intereſſen nicht dieſelben, ſondern einander ganz und gar entgegengeſetzt wären. Wir haben geſehen, was die Folgen dieſes Grundirrthums waren; wollen wir dieſe ſchlimmen Folgen beſeitigen, ſo müſſen wir den Grundirrthum reformiren, und das beabſichtigt eben der Communismus.

In der communiſtiſchen Geſellſchaft, wo die Intereſſen der Einzelnen nicht einander entgegengeſetzt, ſondern vereinigt ſind, iſt die Concurrenz aufgehoben. Von einem Ruin einzelner Claſſen, von Claſſen überhaupt, wie heutzutage Reiche und Arme, kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Rede mehr ſein. Sowie bei der Production und Austheilung der zum Leben nöthigen Güter der Privaterwerb, der Zweck des Einzelnen, ſich auf eigne Fauſt zu bereichern, wegfällt, fallen auch die Kriſen des Verkehrs von ſelbſt weg. In der communiſtiſchen Geſellſchaft wird es ein Leichtes ſein, ſowohl die Production wie die Conſumtion zu kennen. Da man weiß, wie viel ein Einzelner im Durchſchnitt braucht, ſo iſt es leicht zu berechnen, wie viel von einer gewiſſen

Anzahl Individuen gebraucht wird, und da die Production alsdann nicht mehr in den Händen einzelner Privaterwerber, ſondern in den Händen der Gemeinde und ihrer Verwaltung iſt, ſo iſt es eine Kleinigkeit, **die Production nach den Bedürfniſſen zu regeln.**

Wir ſehen alſo, wie in der communiſtiſchen Organiſation die Hauptübel des jetzigen ſocialen Zuſtandes wegfallen. Wenn wir indeß etwas mehr in's Detail gehen, ſo werden wir finden, daß die Vortheile einer ſolchen Organiſation hierbei nicht ſtehen bleiben, ſondern ſich auch auf die Beſeitigung einer Menge anderer Uebelſtände erſtrecken, von denen ich heute nur einige ökonomiſche erwähnen will. Die jetzige Einrichtung der Geſellſchaft iſt in ökonomiſcher Beziehung gewiß die unvernünftigſte und unpraktiſchſte, die wir uns denken können. Die Entgegenſetzung der Intereſſen bringt es mit ſich, daß eine große Menge Arbeitskraft auf eine Weiſe verwendet wird, von der die Geſellſchaft keinen Nutzen hat, daß ein bedeutendes Quantum Capital unnöthiger Weiſe verloren geht, ohne ſich zu reproduciren. Wir ſehen dies ſchon bei den Handelskriſen; wir ſehen, wie Maſſen von Producten, die doch Alle von Menſchen mühſam erarbeitet waren, zu Preiſen weggeſchleudert werden, die dem Verkäufer Verluſt laſſen; wir ſehen, wie durch Bankerotte Maſſen von Capitalien, die doch mühſam angehäuft waren, den Beſitzern unter den Händen verſchwinden. Gehen wir indeß etwas mehr in's Detail des jetzigen Verkehrs. Bedenken Sie, durch wie viele Hände jedes Product gehen muß, bis es in die des wirklichen Conſumenten geräth — bedenken Sie, m. H., wie viele ſpeculirende und überflüſſige Zwiſchenſchieber ſich jetzt zwiſchen den Producenten und den Conſumenten eingedrängt haben! Nehmen wir ein Beiſpiel, etwa einen Baumwollballen, der in Nordamerika fabricirt wird. Der Ballen geht aus den Händen des Pflanzers in die des Factors an irgend einer beliebigen Station des Miſſiſſippi über, er wandert den Fluß hinunter nach Neworleans. Hier wird er verkauft — zum Zweitenmale, da ihn der Factor ſchon vom Pflanzer kaufte — verkauft, meinetwegen an den Speculanten, der ihn wieder an den Exporteur verkauft. Der Ballen geht nun etwa

nach Liverpool, wo wieder ein gieriger Speculant ſeine Hände nach ihm ausſtreckt und ihn an ſich reißt. Dieſer verhandelt ihn wieder an einen Commiſſionär, der für Rechnung — wir wollen ſagen, eines deutſchen Hauſes — kauft. So wandert der Ballen nach Rotterdam, den Rhein herauf, durch noch ein Dutzend Hände von Spediteuren, nachdem er ein Dutzendmal aus- und eingeladen worden iſt — und dann erſt iſt er in den Händen, nicht des Conſumenten, ſondern des Fabrikanten, der ihn erſt conſumirbar macht, ſein Garn vielleicht dem Weber, dieſer das Gewebe dem Drucker, der dem Groſſiſten und dieſer wieder dem Detailliſten verhandelt, der denn endlich die Waare dem Conſumenten liefert. Und alle dieſe Millionen Zwiſchenſchieber, Speculanten, Factoren, Exporteurs, Commiſſionäre, Spediteure, Groſſiſten und Detailliſten, die doch an der Waare ſelbſt Nichts thun, ſie wollen Alle leben und ihren Profit dabei machen — und machen ihn auch im Durchſchnitt, denn ſonſt könnten ſie nicht beſtehen — m. H., gibt es keinen einfacheren, wohlfeileren Weg, einen Baumwollballen von Amerika nach Deutſchland und das aus demſelben verfertigte Fabrikat in die Hände des wirklichen Conſumenten zu liefern, als dieſen weitläuftigen des zehnmaligen Verkaufens, des hundertmaligen Umladens und Transportirens aus einem Magazin in's andere? Iſt dies nicht ein ſchlagender Beweis der vielen Verſchwendung von Arbeitskraft, die durch die Zerſplitterung der Intereſſen herbeigeführt wird? — In der vernünftig organiſirten Geſellſchaft iſt von einem ſolchen umſtändlichen Transporte keine Rede. Ebenſo leicht, wie man wiſſen kann, wieviel eine einzelne Colonie an Baumwolle oder Baumwollfabrikaten gebraucht, um bei dem Beiſpiele ſtehen zu bleiben — ebenſo leicht wird es der Centralverwaltung ſein, zu erfahren, wieviel ſämmtliche Ortſchaften und Gemeinden des Landes gebrauchen. Iſt eine ſolche Statiſtik einmal organiſirt, was in einem oder zwei Jahren leicht geſchehen kann, ſo wird ſich der Durchſchnitt des jährlichen Conſums nur im Verhältniß der ſteigenden Bevölkerung verändern; es iſt alſo ein Leichtes, zur gehörigen Zeit vorauszubeſtimmen, welches Quantum von jedem einzelnen Artikel das Bedürfniß des Volkes erfordern wird —

man wird die ganze, große Quantität ſich direct an der Quelle beſtellen, man wird ſie direct, ohne Zwiſchenſchieber, ohne mehr Aufenthalt und Umladungen, als wirklich in der Natur der Communication begründet ſind, alſo mit einer großen Erſparniß von Arbeitskraft, beziehen können; man wird nicht nöthig haben, den Speculanten, Groß- und Kleinhändlern ihren Nutzen zu bezahlen. Aber das iſt noch nicht Alles — dieſe Zwiſchenſchieber werden nicht nur auf dieſe Weiſe der Geſellſchaft unſchädlich, ſie werden ihr ſogar vortheilhaft gemacht. Während ſie jetzt zum Nachtheil aller Anderen eine Arbeit thun, die im beſten Falle überflüſſig iſt, und ihnen doch den Lebensunterhalt, ja in vielen Fällen große Reichthümer einbringt, während ſie alſo jetzt dem allgemeinen Beſten direct nachtheilig ſind, werden ſie dann die Hände zu nützlicher Thätigkeit frei bekommen und eine Beſchäftigung ergreifen können, worin ſie ſich als wirkliche, nicht nur ſcheinbare, erheuchelte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft und Theilnehmer an ihrer Geſammtthätigkeit erweiſen.

Die jetzige Geſellſchaft, welche den einzelnen Menſchen mit allen übrigen in Feindſchaft bringt, erzeugt auf dieſe Weiſe einen ſocialen Krieg Aller gegen Alle, der nothwendigerweiſe bei Einzelnen, namentlich Ungebildeten, eine brutale, barbariſch-gewaltſame Form annehmen muß — die Form des Verbrechens. Um ſich gegen das Verbrechen, gegen die offene Gewaltthat zu ſchützen, bedarf die Geſellſchaft eines weitläuftigen, verwickelten Organismus von Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, der eine unendliche Menge von Arbeitskräften in Anſpruch nimmt. In der communiſtiſchen Geſellſchaft würde ſich auch dies unendlich vereinfachen, und gerade deshalb — ſo bizarr es auch klingen mag — gerade deshalb, weil in dieſer Geſellſchaft die Verwaltung nicht nur einzelne Seiten des ſocialen Lebens, ſondern das ganze ſociale Leben in allen ſeinen einzelnen Thätigkeiten, nach allen ſeinen Seiten hin, zu adminiſtriren haben würde. Wir heben den Gegenſatz des einzelnen Menſchen gegen alle andern auf — wir ſetzen dem ſocialen Krieg den ſocialen Frieden entgegen, wir legen die Axt an die Wurzel des Verbrechens — und machen dadurch den größten, bei weitem größten Theil der jetzigen Thätigkeit, der

Verwaltungs- und Juſtizbehörden überflüſſig. Schon jetzt verſchwinden die Verbrechen der Leidenſchaft immer mehr gegen die Verbrechen der Berechnung, des Intereſſes — die Verbrechen gegen Perſonen nehmen ab, die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen zu. Die fortſchreitende Civiliſation mildert die gewaltſamen Ausbrüche der Leidenſchaft ſchon in der jetzigen, auf dem Kriegsfuß ſtehenden, wie viel mehr in der communiſtiſchen, friedlichen Geſellſchaft! Die Verbrechen gegen das Eigenthum fallen von ſelbſt da weg, wo Jeder erhält, was er zur Befriedigung ſeiner natürlichen und geiſtigen Triebe bedarf, wo die ſocialen Abſtufungen und Unterſchiede wegfallen. Die Criminaljuſtiz hört von ſelbſt auf, die Civiljuſtiz, die doch faſt lauter Eigenthumsverhältniſſe oder wenigſtens ſolche Verhältniſſe, die den ſocialen Kriegszuſtand zur Vorausſetzung haben, behandelt, fällt ebenfalls weg; Streitigkeiten können dann nur ſeltne Ausnahmen ſein, wo ſie jetzt die natürliche Folge der allgemeinen Feindſchaft ſind, und werden leicht ſich durch Schiedsrichter ſchlichten laſſen. Die Verwaltungsbehörden haben jetzt ebenfalls in dem fortwährenden Kriegszuſtand die Quelle ihrer Beſchäftigung — die Polizei und die ganze Adminiſtration thut weiter nichts, als daß ſie dafür ſorgt, daß der Krieg ein verdeckter, indirecter bleibe, daß er nicht in offne Gewalt, in Verbrechen ausarte. Wenn es aber unendlich leichter iſt, den Frieden zu erhalten, als den Krieg in gewiſſe Schranken zu bannen, ſo iſt es auch unendlich leichter, eine communiſtiſche als eine concurrirende Gemeinde zu verwalten. Und wenn ſchon jetzt die Civiliſation die Menſchen gelehrt hat, ihr Intereſſe in der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, der öffentlichen Sicherheit, des öffentlichen Intereſſes zu ſuchen, alſo die Polizei, Verwaltung und Juſtiz möglichſt überflüſſig zu machen, um wie viel mehr wird dies der Fall ſein in einer Geſellſchaft, in der die Gemeinſchaft der Intereſſen zum Grundprincip erhoben iſt, in dem das öffentliche Intereſſe ſich nicht mehr von dem jedes Einzelnen unterſcheidet! Was jetzt ſchon trotz der ſocialen Einrichtung beſteht, wie viel mehr wird das geſchehen, wenn es nicht mehr durch die ſocialen Einrichtungen gehindert, ſondern unterſtützt wird! —

Wir dürfen alſo auch von dieſer Seite her auf einen beträchtlichen Zuwachs von Arbeitskräften rechnen, welche der jetzige ſociale Zuſtand der Geſellſchaft entzieht.

Eine der koſtſpieligſten Einrichtungen, deren die jetzige Geſellſchaft nicht entbehren kann, ſind die ſtehenden Heere, welche der Nation den kräftigſten, brauchbarſten Theil der Bevölkerung entziehen und ſie zwingen, dieſen dadurch unproductiv gewordenen Theil zu ernähren. Wir wiſſen es an unſerem eignen Staatsbüdget, was uns das ſtehende Heer koſtet — vierundzwanzig Millionen jährlich und die Entziehung von zweimalhunderttauſend der kräftigſten Arme aus der Production. — In der communiſtiſchen Geſellſchaft würde es keinem Menſchen einfallen, an ein ſtehendes Heer zu denken. Wozu auch? Zur Bewahrung der inneren Ruhe des Landes? Es wird, wie wir oben ſahen, keinem Einzigen einfallen, dieſe innere Ruhe zu ſtören. Die Furcht vor Revolutionen iſt ja nur die Folge der Oppoſition der Intereſſen; wo die Intereſſen Aller zuſammenfallen, kann von einer ſolchen Furcht keine Rede ſein. — Zu einem Angriffskriege? Wie ſollte eine communiſtiſche Geſellſchaft dazu kommen, einen Angriffskrieg zu unternehmen — ſie, die ſehr gut weiß, daß ſie im Kriege nur Menſchen und Capital verliert, während ſie höchſtens ein paar widerwillige, alſo eine Störung in die ſociale Ordnung bringende Provinzen erlangen kann! — Zu einem Vertheidigungskriege? Dazu bedarf es keines ſtehenden Heeres, da es ein Leichtes ſein wird, jedes fähige Mitglied der Geſellſchaft auch neben ſeinen übrigen Beſchäftigungen ſoweit in der wirklichen, nicht parademäßigen, Waffengewandtheit zu üben, als zur Vertheidigung des Landes nöthig iſt. Und bedenken Sie dabei, m. H., daß das Mitglied einer ſolchen Geſellſchaft im Falle eines Krieges, der ohnehin nur gegen anticommuniſtiſche Nationen vorkommen könnte, ein wirkliches Vaterland, einen wirklichen Heerd zu vertheidigen hat, daß er alſo mit einer Begeiſterung, mit einer Ausdauer, mit einer Tapferkeit kämpfen wird, vor der die maſchinenmäßige Geſchultheit einer modernen Armee wie Spreu auseinander fliegen muß; bedenken Sie, welche Wunder der Enthuſiasmus der revolutionären Armeen

von 1792 bis 99 gethan hat, die doch nur für eine Illuſion, für ein Scheinvaterland kämpften, und Sie werden einſehen müſſen, von welcher Kraft ein Heer ſein muß, das für keine Illuſion, ſondern für eine handgreifliche Wirklichkeit ſich ſchlägt. Dieſe unzähligen Maſſen von Arbeitskräften alſo, welche jetzt den civiliſirten Völkern durch die Armeen entzogen werden, würden in einer communiſtiſchen Organiſation ſonach der Arbeit zurückgegeben werden; ſie würden nicht nur ſoviel erzeugen, wie ſie verbrauchen, ſondern noch weit mehr Producte, als zu ihrem Unterhalt nöthig ſind, an die öffentlichen Vorrathshäuſer abliefern können.

Eine noch viel ſchlimmere Verſchwendung von Arbeitskräften findet ſich in der beſtehenden Geſellſchaft in der Art, wie die Reichen ihre ſociale Stellung ausbeuten. Ich will von dem vielen unnützen und geradezu lächerlichen Luxus, der ſeine Quelle nur in der Sucht ſich auszuzeichnen hat und eine Menge Arbeitskräfte in Anſpruch nimmt, gar nicht ſprechen. Aber gehen Sie, m. H., einmal geradezu in das Haus, das innerſte Heiligthum eines Reichen, und ſagen Sie mir, ob es nicht die tollſte Vergeudung von Arbeitskraft iſt, wenn hier eine Menge von Menſchen zur Bedienung eines Einzigen in Anſpruch genommen und mit Faulenzen, oder wenn es hoch kommt, nur mit ſolchen Arbeiten beſchäftigt werden, die ihre Quelle in der Iſolirung jedes Menſchen auf ſeine vier Wände haben? Dieſe Menge Dienſtmädchen, Köchinnen, Lakaien, Kutſcher, Hausknechte, Gärtner und wie ſie alle heißen, was thun ſie denn eigentlich? Wie wenig Augenblicke ſind ſie des Tages beſchäftigt, um ihrer Herrſchaft das Leben wirklich angenehm zu machen, um der Herrſchaft die freie Ausbildung und Ausübung ihrer menſchlichen Natur und ihrer angebornen Kräfte zu erleichtern — und wie viele Stunden des Tages ſind ſie mit Arbeiten beſchäftigt, die nur in der ſchlechten Einrichtung unſrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe ihre Urſache haben — hinten auf dem Wagen ſtehen, den Marotten der Herrſchaft zu Dienſten ſein, Schooßhunde nachtragen und andre Lächerlichkeiten. In der vernünftig organiſirten Geſellſchaft, wo Jeder in die Lage verſetzt wird, leben zu

können, auch ohne den Marotten der Reichen zu fröhnen und ohne auf ſolche Marotten zu verfallen — in dieſer Geſellſchaft kann natürlich auch die jetzt ſo vergeudete Arbeitskraft der Luxusbedienung zum Vortheil Aller und zu ihrem eignen Vortheil verwandt werden.

Eine weitere Verſchwendung von Arbeitskraft findet in der heutigen Geſellſchaft ganz direct durch den Einfluß der Concurrenz ſtatt, indem dieſe eine große Anzahl brodloſer Arbeiter ſchafft, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit erhalten können. Da nämlich die Geſellſchaft gar nicht darauf eingerichtet iſt, von der wirklichen Verwendung der Arbeitskräfte Notiz nehmen zu können, da es jedem Einzelnen überlaſſen iſt, ſich eine Erwerbsquelle zu ſuchen, ſo iſt es ganz natürlich, daß bei der Vertheilung der wirklich oder ſcheinbar nützlichen Arbeiten eine Anzahl Arbeiter leer ausgehen. Dies iſt um ſo eher der Fall, als der Kampf der Concurrenz jeden Einzelnen antreibt, ſeine Kräfte auf's höchſte anzuſtrengen, alle Vortheile zu benutzen, die ſich ihm bieten, theure Arbeitskräfte durch wohlfeilere zu erſetzen, wozu die ſtrigende Civiliſation täglich mehr und mehr Mittel bietet — oder, mit andern Worten, ein Jeder muß daran arbeiten, Andre brodlos zu machen, die Arbeit Andrer auf die eine oder die andre Weiſe zu verdrängen. So findet ſich denn in jeder civiliſirten Geſellſchaft eine große Anzahl arbeitsloſer Leute, die gern arbeiten möchten, aber keine Arbeit finden, und dieſe Anzahl iſt größer, als man gewöhnlich glaubt. Da finden wir dieſe Leute denn, wie ſie ſich auf die eine oder andre Weiſe proſtituiren, betteln, Straßen kehren, an den Ecken ſtehen, von gelegentlichen kleinen Dienſten mit Mühe und Noth Leib und Seele zuſammen halten, mit allen erdenklichen kleinen Waaren hökern und herumhauſiren — oder, wie wir es heute Abend an ein paar armen Mädchen geſehen haben, mit der Guitarre von Ort zu Ort ziehen, für Geld ſpielen und ſingen, genöthigt, ſich jede unverſchämte Anſprache, jede beleidigende Zumuthung gefallen zu laſſen, um nur ein paar Groſchen zu verdienen. Wie Viele endlich gibt es, die der eigentlichen Proſtitution als Opfer verfallen! M. H., die Anzahl dieſer Brodloſen, denen

nichts übrig bleibt, als auf die eine oder die andre Weiſe ſich zu proſtituiren, iſt ſehr groß — unſre Armenverwaltungen wiſſen davon zu erzählen — und vergeſſen Sie nicht, daß die Geſellſchaft dieſe Leute trotz ihrer Nutzloſigkeit auf die eine oder die andre Art dennoch ernährt. Wenn alſo die Geſellſchaft die Koſten für ihren Unterhalt zu tragen hat, ſo ſollte ſie auch dafür ſorgen, daß dieſe Arbeitsloſen ihren Unterhalt *ehrbar* verdienten. Das aber *kann* die jetzige, concurrirende Geſellſchaft nicht.

Wenn Sie, m. H., dies Alles bedenken — und ich hätte noch eine Menge anderer Beiſpiele anführen können, wie die jetzige Geſellſchaft ihre Arbeitskräfte vergeudet — wenn Sie dies bedenken, ſo werden Sie finden, daß der menſchlichen Geſellſchaft ein Ueberfluß an Productionskräften zu Gebote ſteht, der nur auf eine vernünftige Organiſation, auf eine geordnete Vertheilung wartet, um mit dem größten Vortheil für Alle in Thätigkeit zu treten. Sie werden hiernach, m. H., beurtheilen können, wie wenig die Befürchtung gegründet iſt, als müßte bei einer gerechten Vertheilung der geſellſchaftlichen Thätigkeit dem Einzelnen eine ſolche Laſt von Arbeit zufallen, daß ſie ihm alle Beſchäftigung mit anderen Dingen unmöglich mache. Im Gegentheil können wir annehmen, daß bei einer ſolchen Organiſation die jetzt übliche Arbeitszeit des Einzelnen ſchon durch die Benutzung der jetzt gar nicht oder unvortheilhaft angewandten Arbeitskräfte auf die Hälfte reducirt werden wird.

Die Vortheile indeß, welche die communiſtiſche Einrichtung durch *Benutzung verſchwendeter Arbeitskräfte* bietet, ſind *noch nicht die bedeutendſten*. Die größte Erſparniß von Arbeitskraft liegt in der *Vereinigung der einzelnen Kräfte* zur ſocialen Collectivkraft und in der Einrichtung, welche auf dieſe Concentration der bis jetzt einander gegenüberſtehenden Kräfte beruht. Ich will mich hier an die Vorſchläge des engliſchen Socialiſten *Robert Owen* anſchließen, da dieſe die praktiſchſten und am meiſten ausgearbeiteten ſind. Owen ſchlägt vor, an die Stelle der jetzigen Städte und Dörfer mit ihren vereinzelten, einander im Wege ſtehenden Wohnhäuſern große Paläſte aufzuführen, die, in einem Quadrat von etwa 1650 Fuß Länge

und Breite gebaut, einen großen Garten einſchließen und etwa zwei bis dreitauſend Menſchen bequem beherbergen können. Daß ein ſolches Gebäude, während es den Einwohnern die Bequemlichkeiten der beſten jetzigen Wohnungen bietet, dennoch weit wohlfeiler und leichter zu errichten iſt, als die nach dem jetzigen Syſtem für eben ſo viele Leute benöthigten, größtentheils ſchlechteren Einzelwohnungen, liegt auf der Hand. Die vielen Zimmer, die jetzt faſt in jedem anſtändigen Hauſe leer ſtehen oder ein bis zweimal des Jahres gebraucht werden, fallen ohne alle Unbequemlichkeit weg; die Erſparniß an Raum für Vorrathskammern, Keller ꝛc. iſt ebenfalls ſehr groß. — Gehen wir aber auf das Detail der Hauswirthſchaft ein, ſo werden wir erſt recht die Vortheile der Gemeinſchaft einſehen. Welch eine Menge von Arbeit und Material wird nicht bei der jetzigen, zerſplitterten Wirthſchaft verſchwendet — z. B. bei der Heizung! Sie müſſen für jedes Zimmer einen beſonderen Ofen haben; ein jeder Ofen will beſonders geheizt, in Brand gehalten, beaufſichtigt werden; das Brennmaterial muß nach allen dieſen verſchiedenen Orten hingebracht, die Aſche weggeholt werden; wie viel einfacher und wohlfeiler iſt es nicht, an die Stelle dieſer vereinzelten Heizung eine großartige Geſammtheizung, z. B. mit Dampfröhren und einem einzigen Heizungscentrum, zu ſetzen, wie dies ſchon jetzt in großen Geſellſchaftslocalen, Fabriken, Kirchen ꝛc. geſchieht! Ferner die Beleuchtung durch Gas, die jetzt noch dadurch koſtſpielig wird, daß ſelbſt die dünneren Röhren unter der Erde liegen müſſen, und die Röhren überhaupt wegen des großen Raumes, der in unſeren Städten zu beleuchten iſt, von unverhältnißmäßiger Länge ſein müſſen, während bei der vorgeſchlagenen Einrichtung Alles auf einem Raume von 1650 Fuß im Quadrat concentrirt, und die Menge der brennenden Gasflammen dennoch ebenſo groß, das Reſultat alſo mindeſtens ebenſo lohnend iſt, wie in einer mäßigen Stadt. Dann die Bereitung der Mahlzeiten — welche Verſchwendung von Raum, Material und Arbeitskraft bei der jetzigen zerſplitterten Wirthſchaft, wo jede Familie ihr Bischen Eſſen beſonders kocht, ihr apartes Geſchirr hat, ihre aparte Köchin anſtellt, ihre Speiſen apart vom Markte, aus dem Garten, vom

Fleiſcher und Bäcker holen muß! Man kann ruhig annehmen, daß bei einer gemeinſchaftlichen Speiſebereitung und Aufwartung zwei Drittel der jetzt bei dieſer Arbeit beſchäftigten Arbeitskräfte erſpart und das übrige Drittel dennoch ſeine Arbeit beſſer und aufmerkſamer wird verrichten können, als dies jetzt geſchieht. Und endlich die Hausarbeiten ſelbſt! Wird ſich ein ſolches Gebäude nicht unendlich viel leichter reinigen und in gutem Stande halten laſſen, wenn, wie es hier möglich iſt, dieſe Art der Arbeit gleichfalls organiſirt und regelmäßig vertheilt iſt, als die zwei- bis dreihundert getrennten Häuſer, welche bei der jetzigen Einrichtung die Wohnungen einer gleichen Zahl ſein würden?

Dies, m. H., ſind einige wenige von den unendlichen Vortheilen, welche in ökonomiſcher Beziehung aus der communiſtiſchen Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft hervorgehen müſſen. Es iſt uns nicht möglich, in einigen Stunden und mit wenigen Worten unſer Princip Ihnen klar zu machen und gehörig nach allen Seiten hin zu begründen. Dies iſt auch keineswegs unſere Abſicht. Wir können und wollen Nichts, als über einige Punkte Aufklärung geben und Diejenigen, denen die Sache noch fremd iſt, zum Studium derſelben veranlaſſen. Und ſoviel wenigſtens hoffen wir Ihnen heute Abend klar gemacht zu haben, daß der Communismus weder der menſchlichen Natur, dem Verſtand und dem Herzen widerſtrebt, noch daß er eine Theorie iſt, die, ohne irgend Rückſicht auf die Wirklichkeit zu nehmen, blos in der Phantaſie ihre Wurzel hat.

Man fragt, wie denn dieſe Theorie in die Wirklichkeit einzuführen ſei, welche Maßregeln wir vorzuſchlagen haben, um ihre Einführung vorzubereiten. Es gibt verſchiedene Wege zu dieſem Ziele; die Engländer werden wahrſcheinlich damit beginnen, daß ſie einzelne Colonieen errichten und es Jedem überlaſſen, ob er beitreten will oder nicht; die Franzoſen dagegen werden wohl den Communismus auf nationalem Wege vorbereiten und durchführen. Wie die Deutſchen es anfangen werden, darüber läßt ſich bei der Neuheit der ſocialen Bewegung in Deutſchland wenig ſagen. Einſtweilen will ich unter den vielen möglichen Wegen der Vorbereitung nur einen einzigen erwähnen, von dem in der letzten

Zeit mehrfach die Rede gewesen ist — nämlich die Durchführung dreier Maßregeln, welche nothwendig den praktischen Communismus zur Folge haben müssen.

Die erste würde eine allgemeine Erziehung aller Kinder ohne Ausnahme auf Staatskosten sein — eine Erziehung, welche für Alle gleich ist und bis zu dem Zeitpunkte fortdauert, in dem das Individuum fähig ist, als selbstständiges Mitglied der Gesellschaft aufzutreten. Diese Maßregel würde nur ein Act der Gerechtigkeit gegen unsere mittellosen Mitbrüder sein, da offenbar jeder Mensch ein Anrecht auf die vollständige Entwickelung seiner Fähigkeiten besitzt, und die Gesellschaft sich doppelt an den Einzelnen vergeht, wenn sie die Unwissenheit zu einer nothwendigen Folge der Armuth macht. Daß die Gesellschaft mehr Vortheil von gebildeten, als von unwissenden, rohen Mitgliedern hat, liegt auf der Hand — und wenn ein gebildetes Proletariat, wie das wohl zu erwarten steht, nicht gesonnen sein würde, in der unterdrückten Stellung zu bleiben, in der unser heutiges Proletariat sich befindet, so ist doch ebenfalls nur von einer gebildeten Arbeitsclasse die Ruhe und Besonnenheit zu erwarten, welche zu einer friedlichen Umbildung der Gesellschaft nöthig ist. Daß das ungebildete Proletariat aber ebenfalls keine Lust hat, in seiner Lage zu bleiben, das beweisen uns die schlesischen und böhmischen Unruhen auch für Deutschland — von anderen Völkern gar nicht zu sprechen.

Die zweite Maßregel wäre eine totale Reorganisation des Armenwesens, der Art, daß die sämmtlichen brodlosen Bürger in Colonieen untergebracht würden, in welchen sie mit Agricultur- und Industriearbeit beschäftigt und ihre Arbeit zum Nutzen der ganzen Colonie organisirt würde. Bis jetzt hat man die Capitalien der Armenverwaltung auf Zinsen ausgeliehen und so den Reichen neue Mittel gegeben, die Besitzlosen auszubeuten. Man lasse endlich einmal diese Capitalien wirklich zum Nutzen der Armen arbeiten, man verwende den ganzen Ertrag dieser Capitalien, nicht blos ihre drei Procent Zinsen, für die Armen, man gebe ein großartiges Beispiel der Association von Capital und Arbeit! Auf diese Weise würde die Arbeitskraft aller Brod-

loſen zum Nutzen der Geſellſchaft verwendet, ſie ſelbſt aus demoraliſirten, gedrückten Paupers in ſittliche, unabhängige, thätige Menſchen verwandelt und in eine Lage verſetzt, die ſehr bald den vereinzelten Arbeitern beneidenswerth erſcheinen und die durchgreifende Reorganiſation der Geſellſchaft vorbereiten würde.

Zu dieſen beiden Maßregeln gehört Geld. Um dies aufzubringen und um zugleich die ſämmtlichen bisherigen, ungerecht vertheilten Steuern zu erſetzen, wird in dem vorliegenden Reformplane eine allgemeine progreſſive Capitalſteuer vorgeſchlagen, deren Procentſatz mit der Größe des Capitals ſteigt. Auf dieſe Weiſe würde die Laſt der öffentlichen Verwaltung von einem Jeden nach ſeiner Fähigkeit getragen werden und nicht mehr, wie bisher in allen Ländern, hauptſächlich auf die Schultern derer fallen, die am wenigſten im Stande ſind, ſie zu erſchwingen. Iſt doch im Grunde das Princip der Beſteuerung ein rein communiſtiſches, da das Recht der Steuererhebung in allen Ländern aus dem ſogenannten Nationaleigenthume abgeleitet wird. Denn entweder iſt das Privateigenthum heilig, ſo gibt es kein Nationaleigenthum, und der Staat hat nicht das Recht Steuern zu erheben; oder der Staat hat dies Recht, dann iſt das Privateigenthum nicht heilig, dann ſteht das Nationaleigenthum über dem Privateigenthume, und der Staat iſt der wahre Eigenthümer. Dies letztere Princip iſt das allgemein anerkannte — nun gut, m. H., wir verlangen vor der Hand ja nur, daß einmal Ernſt mit dieſem Princip gemacht werde, daß der Staat ſich zum allgemeinen Eigenthümer erkläre und als ſolcher das öffentliche Eigenthum zum öffentlichen Beſten verwalte — und daß er als erſten Schritt hierzu einen Modus der Beſteuerung einführe, der ſich nur nach der Fähigkeit eines Jeden zur Steuerzahlung und nach dem wirklichen öffentlichen Beſten richte.

Sie ſehen alſo, m. H., daß es nicht darauf abgeſehen iſt, die Gütergemeinſchaft über Nacht und wider den Willen der Nation einzuführen, ſondern daß es ſich vor Allem nur um die Feſtſtellung des Zweckes und der Mittel und Wege handelt, wie wir dieſem Ziele entgegen gehen können. Daß aber das communiſtiſche Princip das der Zukunft ſein wird, dafür ſpricht der

Entwickelungsgang aller civiliſirten Nationen, dafür ſpricht die raſch fortſchreitende Auflöſung aller bisherigen ſocialen Inſtitutionen, dafür ſpricht die geſunde menſchliche Vernunft und vor Allem das menſchliche Herz.

G. A. Köttgen: Sie haben gehört, meine Herren, daß Vernunft, Gerechtigkeit und weiſe Selbſtliebe die gemeinſchaftliche, organiſirte Bethätigung aller unſerer Fähigkeiten und Kräfte eben ſo wünſchenswerth, wie ausführbar machen; in dieſer Gemeinſchaft allein iſt es möglich, daß Jeder die wahre Freiheit, das vollkommene Lebensglück genießen kann. Die ſeichte Beſorgniß, daß die perſönliche Freiheit im Communismus vernichtet werde, bezeugt ein eben ſo plumpes Mißverſtändniß der Freiheit, wie des Communismus. Die wahre Freiheit iſt nicht ein Freibrief, allen thörichten und frevelhaften, dem eigentlichen Weſen des Menſchen feindlichen Launen und Gelüſten ungehindert leben zu können — das wäre die Freiheit der Thiere in der Wildniß — ſondern das Recht, allen geſunden und der menſchlichen Natur entſprechenden Neigungen und Kräften und Fähigkeiten leben zu können. Wie wenig wir aber dieſe Freiheit in unſrer Geſellſchaft beſitzen, wie vielmehr nur im gemeinſchaftlichen, organiſirten Zuſammenwirken der Menſchen dieſelbe zu erzielen iſt, das werden Sie einſehen, wenn Sie nur einen Blick auf die Natur des menſchlichen Weſens werfen. Wir ſind von Geburt an und bleiben lebenslänglich ſehr hülfsbedürftig; wir gebrauchen Kleidung und Wohnung, die wir uns nur durch die Hülfe unſrer Mitmenſchen verſchaffen können; wir verlangen Bequemlichkeiten und Genüſſe, die wir lediglich vermittelſt der Geſellſchaft zu erreichen vermögen; beſonders aber bedürfen wir zur Ausbildung unſres Geiſtes der Hülfe unſrer Mitmenſchen ſo ſehr, daß wir ohne ſie keine Sprache, alſo kein Denken, alſo weder Künſte noch Wiſſenſchaften kennen würden — iſolirt, ſind wir nichts mehr, als zweibeinige Raubthiere. Wenn wir im heutigen Geſellſchaftszuſtande uns ſchon über das eigentliche Thierreich, über die Thiere im Walde, erhoben haben, ſo kommt dies

offenbar daher, weil wir ſchon jetzt trotz unſrer unausgebildeten Geſellſchaft doch ſchon in Geſellſchaft leben und wirken. — Wir ſind dagegen andrerſeits trotz unſres geſellſchaftlichen Lebens noch immer zweibeinige Raubthiere in civiliſirter Form, weil wir noch in einer unausgebildeten, unorganiſirten Geſellſchaft, noch immer mehr oder weniger iſolirt leben. Die menſchliche Freiheit, das menſchliche Leben kann ſich nur in der ausgebildeten Geſellſchaft oder Gemeinſchaft, im Communismus entwickeln. Die Freiheit iſt nicht, wie dies bis jetzt vom Standpunkte der Unwiſſenheit und Unnatur aus geglaubt wurde, Bedürfnißloſigkeit. Nein, m. H., unter Freiheit dürfen wir nur das Nichtvorhandenſein alles deſſen begreifen, was uns hindert, unſre menſchlichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Es gehört aber ebenſo gut zur Befriedigung der menſchlichen Bedürfniſſe, daß Jeder arbeite, wie daß Jeder eſſe. Auch in unſrer jetzigen Geſellſchaft ſtellt ſich das Bedürfniß der Arbeit ein; aber weil wir in einer unorganiſirten Geſellſchaft leben, iſt die Arbeit keine menſchliche Thätigkeit, in welcher der Menſch durch ſeinen natürlichen Hang zur Beſchäftigung Genuß findet, ſondern ſklaviſche Zwangsarbeit, welcher ſich der Einzelne gegen ſeine Neigung unterwerfen muß, um die Mittel zu einer erbärmlichen Exiſtenz zu gewinnen. Nicht um dieſes Gewinnes wegen braucht der Menſch im Communismus zu arbeiten; in der Gemeinſchaft hat Jeder eine ſichere Bürgſchaft für ſeine Familie, wie für ſich; für Befriedigung ſeines Thätigkeitstriebes in Mechanik, Wiſſenſchaft und Kunſt, wie für ſeine übrige Lebensthätigkeit durch bequeme Wohnuug, Kleidung und Nahrung, Hülfe in Krankheit und Alter u. ſ. w. Die bisherige Geſellſchaft gewährte nur wenigen ungerecht Bevorzugten einige Sicherheit ihres oft unwürdigen Lebens, wobei die Meiſten dieſer Bevorzugten Geiſt und Herz nur dürftig ausbildeten oder durch Habſucht und ſchändliche Lüſte verdarben; die Vernünftigen und Guten, die Geiſtesgroßen, Herzensreinen und Willensſtarken, welche die geheiligten Thorheiten und Schlechtigkeiten züchtigten, mußten von jeher heftige Beleidigungen und Läſterungen erdulden; auch ſie

mußten auf alles Glück Verzicht leiſten. Wir ſuchen vergeblich in unſrer Geſellſchaft nach dieſem menſchlichen Glücke; wir finden es nirgend, nirgend! Nicht bei der Maſſe der Beſitzloſen, nicht bei dem kleinen Häuflein ungerecht Bevorzugter, nicht bei den geiſtig Bevorzugten, welche, ſo gut wie die übrigen Menſchen, ein Opfer unſrer Verhältniſſe werden.

Vernunft, Gerechtigkeit und weiſe Selbſtliebe zeigen uns, wie geſagt, den Communismus als wünſchenswerth und ausführbar. Aber der blinde Egoismus, die thörichte Selbſtſucht, das Streben nach eignem Vortheil zum Nachtheil Andrer, dieſes falſche Streben, von dem man die Menſchen eingenommen findet, und welches man daher irrthümlich in der menſchlichen Natur begründet und nicht aus der Welt verbannen zu können glaubt, dieſes falſche egoiſtiſche Streben, ſagen unſre Gegner, ſcheine den Communismus unausführbar zu machen. — Aber, m. H., ſehen Sie denn nicht, daß dieſes Streben die Wirkung und Folge unſrer unvollkommnen geſellſchaftlichen Zuſtände, nicht aber die Urſache derſelben iſt — daß der Menſch eben nur deshalb ſeinen Vortheil im Nachtheil Andrer ſucht, weil er ihn in dem heutigen Zuſtande der gegenſeitigen Entfremdung der Menſchen eben nur im Nachtheil Andrer findet — daß aber nicht dieſer Nachtheil, vielmehr das Wohl ſeiner Nebenmenſchen ihn beſeelen würde, wenn er ſein eignes Wohl ebenſo darin finden würde, wie er jetzt umgekehrt ſeinen Schaden darin findet? — Wie können Sie alſo dasjenige die Natur des Menſchen nennen, was nur eine aus dem Zuſammenfluß ganz äußerlicher und ſeiner Natur widerſprechender, höchſt unglückſeliger Verhältniſſe entſprungene Ausartung und Verirrung ſeiner Natur iſt? — Wollen Sie etwa behaupten, daß dieſer thörichte Egoismus, weil er doch, wie wir ſehen, möglicherweiſe den Menſchen beherrſchen kann, ſeine Natur ſei? — Dann, m. H., müſſen Sie auch die Verrücktheit für die Natur des Menſchen erklären; denn der Menſch kann auch, wie wir wiſſen, durch den Zuſammenfluß höchſt unglücklicher Verhältniſſe verrückt werden. — Der vereinzelte, getrennte, iſolirte Menſch, der arbeiten und ſich abmühen, kämpfen

und ſorgen muß, um leben zu können, muß nothwendig ein ängſtlich ſorgender, kleinlicher und ſchlechter Egoiſt werden; der mit ſeinen Nebenmenſchen vereinigte Menſch aber, der für ſich wirkt, indem er für Alle wirkt, muß nothwendig ein liebender, humaner, vernünftiger, freudig überzeugter Communiſt werden. Die Liebe, das Menſchliche, die zur klaren Erkenntniß erſtarkte Vernunft, ſie werden die ſchändliche, dumme Selbſtſucht verbannen und vernichten. — Sonſt aber verbürgt und erfüllt die Gemeinſchaft alle wirklichen Rechte und Bedürfniſſe jedes Einzelnen ſo ſehr, daß man den Egoiſten allerdings den Rath geben könnte, aus Egoismus an der Verwirklichung des Communismus mitzuarbeiten.

Solange die Wiſſenſchaft und Kunſtthätigkeit noch nicht auf der heutigen Bildungsſtufe ſtanden, war der Communismus ſchon deshalb unausführbar, weil auch die beſtorganiſirte Arbeit nicht allen Menſchen alle ihre Bedürfniſſe befriedigen konnte. Jetzt aber würde, wie längſt von denen, die ſich mit dieſer Branche befaßt haben, nachgewieſen iſt, bei einer vernünftig organiſirten Arbeit und bei einem gemeinſchaftlichen Wirken die geſellſchaftliche Arbeit ſo erleichtert und verringert werden, daß den Menſchen die reichſte Zeit, Luſt und Neigung übrig blieben, ſich mit freien Künſten und Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Schon der engliſche Dichter Shelley hat geſagt: „Es war vielleicht nothwendig, daß eine Zeit der Vorrechte und Unterdrückung herrſchte, ehe eine Zeit gebildeter Gleichheit exiſtiren konnte. Wilde wären nie zur Entdeckung von Wahrheiten, zur Erfindung von Künſten angeregt worden, wären nicht die beſchränkten Motive einer ſolchen Zeit geweſen. Aber gewiß, nachdem der Zuſtand der Wildheit aufgehört hat, und die Menſchen die glorreiche Laufbahn der Entdeckungen und Erfindungen angetreten haben, können Vorrechte und Unterdrückung nicht mehr nothwendig ſein, um ſie vor einem Rückfalle in den Zuſtand der Barbarei zu bewahren. — Godwin berechnet, daß jetzt alle Bedürfniſſe des civiliſirten Lebens bei einer organiſirten Arbeit geſchaffen werden könnten, wenn jedes Individuum täglich zwei Stunden arbeitete.“ — Die Gemeinſchaft bedarf jedenfalls nur ſehr geringer Zeit zu eigentlichen

Pflichtarbeiten, weil die Maſchinen beliebig vermehrt und gewiß noch verbeſſert werden können, weil ferner diejenigen Arbeiten, welche nicht von Maſchinen verrichtet, doch durch zweckmäßige, gemeinſchaftliche Anordnung ſehr erleichtert und bequem gemacht werden können, weil außerdem ſehr viele für vernünftige Menſchen unnütze Arbeiten ganz wegfallen, und weil endlich die Zahl der Menſchen, welche nützlich arbeiten, durch das Aufhören der unnützen Arbeiten und des Müßigganges bedeutend vermehrt wird. Wir dürfen die freiwillige Vollziehung aller Arbeiten durch die verſchiedenen Fähigkeiten und Neigungen gut erzogener und ausgebildeter Menſchen, ja den ſchönſten Wetteifer erwarten, der nach Vertilgung des elenden Wahnes, als ob der Menſch durch dieſe oder jene Beſchäftigung beſſer oder ſchlechter ſei, im freudigen Bewußtſein der perſönlichen Würdigkeit und der liebevollen Verehrung der Mitmenſchen ſeine Anregung findet. — Obgleich wir keine Vertilgung aller Thorheiten erwarten und bedürfen, ſo müſſen wir doch ſchon durch die Aufhebung des Privaterwerbes, der Gewinnſucht, der Selbſtſucht, welche bei Weitem die meiſten Laſter und Thorheiten erzeugt, beſonders aber durch eine allgemeine vernünftige Erziehung und durch das Walten der Gerechtigkeit und Liebe im öffentlichen ſocialen Leben die größte ſittliche Veredlung unſres Geſchlechts im Communismus erwarten. Den immerhin noch bleibenden Reſt geiſtiger und moraliſcher Krankheit wird die Geſellſchaft, wo derſelbe hervortritt, zu heilen ſuchen und den etwa nöthigen Zwang dagegen mit größter Milde und Schonung anwenden. — Ich höre ſchon, wie die bornirte Aberweisheit jubelt und ſich freut, daß doch auch im Communismus noch Thorheiten und Laſter vorkommen können. Ihr Jubel macht auf mich den Eindruck, wie das Lachen eines Wahnſinnigen. — M. H., wir bilden uns keineswegs den Unſinn eines abſolut vollkommnen Zuſtandes ein, der nirgend exiſtirt, als in unſerm Gehirne. Wir nehmen das Leben, wie es wirklich, nicht wie es in der, vom frommen Wunſche des Herzens erzeugten menſchlichen Phantaſie iſt. Darum glauben wir, daß die moraliſchen Krankheiten ebenſo wenig ganz verſchwinden können, wie die phyſiſchen.

Aber bedenken Sie den gewaltigen Unterſchied zwiſchen einem Zuſtande, in dem die moraliſche Krankheit Norm und Regel, die Geſundheit dagegen die Ausnahme iſt — ſo iſt es nämlich in der heutigen Geſellſchaft — und einem Zuſtande, in welchem die moraliſche Geſundheit Norm und Regel, die Krankheit dagegen Ausnahme iſt! — Es iſt dies der Unterſchied zwiſchen Geſundheit und Krankheit überhaupt; denn auch der körperlich Geſundeſte iſt nicht in dem Sinne geſund, daß er nicht krank werden könnte. —

M. H., wir würden den Communismus nicht für empfehlenswerth halten, wenn wir für das Bedürfniß der Nahrung, Wohnung und Kleidung, überhaupt zum Genuſſe aller Bequemlichkeiten und Vergnügungen die perſönliche Freiheit opfern und ein Sklaventhum einführen zu müſſen glaubten, welches die volle Geiſtesbildung unmöglich machte. Wir glauben aber — und unſer Glaube iſt auf die Natur und das Leben, nicht, wie der chriſtliche Glaube, auf einen frommen Herzenswunſch begründet — wir glauben aber, ſage ich, in der Gemeinſchaft nicht nur gute, ſchmackhafte Speiſen und Getränke genießen, ſchöne und bequeme Kleidung beſitzen, ſämmtlich in Paläſten wohnen und angenehm reiſen zu können, ſondern wir glauben auch, gerade erſt im Communismus die vollkommenſten Geiſtesfrüchte erzeugen und genießen zu können, da dieſe nicht, wie man uns hier geſagt hat, durch die Noth, ſondern trotz ihr bisher erzeugt worden ſind — weil ſie aus innerem Drange hervorſprießen — wie die Thaten, Entbehrungen und Leiden unzähliger großer Männer in der bisherigen Raubthiergeſchichte hinlänglich beweiſen. Schöne Geiſteserzeugniſſe werden im Communismus in bisher ungekannter Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit gedeihen — die Treibhausgewächſe der Noth und Habſucht wollen wir dafür freudig entbehren. — Der bereits erwähnte engliſche Dichter Shelley hat auch in dieſer Hinſicht ſchon ein wahres Wort geſprochen. Er ſagte: „Ein Speculant, der jetzt ſeine Mitmenſchen zu ſeinem Vortheil ausſaugt, iſt ſtolz darauf, oder heuchelt wenigſtens, die „Wohlfahrt ſeines Vaterlandes“ zu befördern, weil er eine Maſſe von Händen zur Bereitung von Gegenſtänden beſchäftigt, die keinen

oder nur den Nutzen haben, daß ſie den ſchlechten Begierden der Eitelkeit, Wolluſt und Prunkſucht dienen. Wie manche Fête wurde gegeben, wie manche „patriotiſche“ Dame verdunkelte ihre Schönheit durch ihren abgeſchmackten Putz, um — den „armen Arbeiter“ zu unterſtützen! die „inländiſche Induſtrie“ zu befördern! — Man ermuntert die Proletarier zu arbeiten, woran? Nicht an dem Brod, nach dem ſie hungern, nicht an den Betten, deren Mangel ihre Säuglinge in der Kälte ihrer erbärmlichen Hütten erfrieren läßt, nicht an den Bequemlichkeiten der Civiliſation Theil zu nehmen, ohne welche Bequemlichkeiten der civiliſirte Menſch weit elender iſt, als der Wilde, weil er, verfolgt von allen hinterliſtigen Uebeln der Civiliſation, täglich den verhöhnenden Anblick ihrer Wohlthaten vor Augen hat; nein, für den Hochmuth der Gewalt ſoll er arbeiten, für die elende Iſolirung des Stolzes, für die falſchen Freuden des hundertſten Theiles der Geſellſchaft! — Die Bequemlichkeiten, welche weſentlich zum Beſtehen des Menſchengeſchlechtes und zu ſeiner Ausbildung beitragen, bilden einen ſehr kurzen Katalog und verlangen nur eine kleine Anſtrengung unſeres Fleißes. Würden dieſe allein geſchaffen, und würde die zu ihrer Herbeiſchaffung nöthige Arbeit gleichmäßig unter Alle vertheilt, ſo wäre jedes Menſchen Antheil Arbeit leicht und gering und ſein Antheil Muße groß. — Es gab eine Zeit, wo dieſe Muße einen vergleichungsweiſe kleinen Werth gehabt hätte, es ſteht zu hoffen, daß eine Zeit kommt, wo ſie zu den wichtigſten Zwecken angewandt wird. Jene Stunden, die nicht zur Herbeiſchaffung der erſten Lebensbedürfniſſe erforderlich ſind, mögen der Ausbildung des Geiſtes, der Bereicherung unſerer Kenntniſſe, der Verfeinerung unſeres Geſchmackes gewidmet werden und uns neue und gewähltere Quellen des Genuſſes eröffnen.“

M. H., ich will ſchließlich noch einen Gegenſtand berühren, der zu den erſten Uebeln unſerer Zuſtände gerechnet werden muß und nur durch den Communismus glücklich reformirt werden kann — ich meine die Liebe und Ehe. — Das niederträchtige Bewußtſein, welches wir im heutigen Leben über dieſen Punkt haben, hat in Bezug auf die Liebe im Communismus dieſelben Albernheiten verbreitet, wie in Bezug auf den Beſitz. So wie

man vom Beſitze zu ſagen pflegt, daß im Communismus immer „getheilt“ wird (weil man ſich ohne Criminalgeſetze gegen den Diebſtahl heutzutage mit Recht nur eine allgemeine Räuberei denken kann), eben ſo pflegt man von der Liebe im Communismus anzunehmen, daß „Weibergemeinſchaft“ ſtattfinden würde (weil man ohne eheliche Sklavenbande und Criminalgeſetze gegen die beſtialiſchen Ausartungen der Liebe ſich heutzutage, ebenfalls mit Recht, nur eine allgemeine Unzucht und Nothzucht denken kann). — Sie ſehen ſchon, m. H., daß das böſe Gewiſſen unſerer heutigen Betrüger und Wollüſtlinge ſich höchſtens bis zum ſtraſloſen Verbrechen, nicht bis zur Unſchuld verſteigen kann. — Ich ſage Unſchuld, womit ich keineswegs die chriſtliche Ertödtung der geſunden, natürlichen und menſchlichen Triebe, ſondern deren Befriedigung, aber Befriedigung in menſchlicher Weiſe verſtehe. Die geſunden, natürlichen Triebe der Menſchen können aber nur dann in der rechten, menſchlichen Weiſe befriedigt werden, wenn ihnen kein Zwang angethan, wenn ihnen ihre Freiheit gelaſſen wird — ſonſt arten ſie aus und befriedigen ſich in unmenſchlicher, unnatürlicher, krankhafter Weiſe. — Die Liebe war bisher ſelten etwas Anderes, als Heuchelei und Unnatur — in der Lohnhurerei Proſtitution — in den heuchleriſchen Geldheirathen und Convenienzverbindungen nicht viel weniger — in der verrückten Perſönlichkeitsanbetung ekelhafter Götzendienſt — in allen Arten ihrer beſtialiſchen Befriedigung Schändung des Leibes und Geiſtes zugleich. — Die Liebe war bis jetzt nie frei; die Geliebten mußten ſich gegenſeitig zu Leibeigenen machen, wenn ſie nicht größerem Unglücke, welches in Folge des Privateigenthums und der darauf begründeten Ehegeſetze leicht entſtehen konnte, ſich ausſetzen, wenn ſie nicht Haß und Beleidigungen erdulden und ihre Kinder unglücklich machen wollten. — In der vernünftigen Geſellſchaft kann und wird die Liebe allein Mann und Weib gegenſeitig verbinden. Wo die Liebe ſich als eine jugendliche Täuſchung zeigt, wird Trennung folgen können, welche jedenfalls minder unſittlich und verderblich iſt, als eine gegenſeitige Leibeigenſchaft. — Wir dürfen erwarten, daß die

Liebenden im Bewußtſein der gegenſeitigen Freiheit liebenswürdiger bleiben, als in der Zwangsjacke der bisherigen Ehegeſetze; daß ſie zufällige Kränkung und kleine Mißverſtändniſſe eher dulden, die Reizungen der Lüſternheit leichter beſiegen und, mit ſeltener Ausnahme, in wahrhaft glücklicher Ehe leben werden.*)

Die gedankenarmen, inhaltsloſen Anſtrengungen und Kämpfe der politiſch Liberalen oder auch Radicalen können keine Hülfe gegen die Leiden der Menſchheit bieten. Ihre Thätigkeit iſt höchſtens als eine Steinbrecherarbeit und als Handlangerdienſt zum großen Bau des wahren Menſchenglückes zu betrachten und zu beachten. — In der täglich wachſenden Armuth und

*) Selbſt die Verbindung der Geſchlechter iſt nicht von dem Despotismus poſitiver Geſetze befreit. Liebe welkt unter dem Zwang: ihr eigenthümliches Element iſt Freiheit. Ein Ehemann und eine Ehefrau ſollen ſo lange mit einander vereinigt bleiben, wie ſie einander lieben. — Die Ueberzeugung, daß die Ehe unauflöslich iſt, hat die ſtärkſte aller Verſuchungen zur Verderbtheit auszuſtehn: ſie duldet ohne Abhülfe in Bitterkeit alle kleinen Tyranneien des häuslichen Lebens, wenn ſie weiß, daß ihr Opfer ohne Widerruf iſt. Wenn dieſe Verbindung auf eine rationale Baſis gebracht würde, ſo würde Jeder überzeugt ſein, daß die üble Laune mit einer Trennung endigte, und dieſes Laſter bändigen. Proſtitution iſt das legitime Kind der Ehe, des Privateigenthums und der ſie begleitenden Irrthümer. Ein raffinirteres, der menſchlichen Glückſeligkeit feindſeligeres Syſtem iſt wohl nicht auszuſinnen, als die Ehe. Ich halte dafür, daß aus der Auflöſung der Ehe das richtige und naturgemäße Verhältniß der Vermiſchung der Geſchlechter hervorgehen würde. Auf keine Weiſe ſage ich, daß eine Verbindung auf ſolchem Fuße eine mit Mehreren ſein würde; im Gegentheil ſcheint mir, aus dem Verhältniß der Aeltern zum Kinde, daß ſie für gewöhnlich von langer Dauer ſein würde und vor allen andern durch Großmuth und Hingebung ausgezeichnet. Was aus der Aufhebung der Ehe entſpringen würde, wäre naturgemäß und richtig, weil Wahl und Wechſel vom Zwange befreit würden. Wie würde die heutige Moral, in ſteife Schnürbruſt und Flitterland gekleidet, vor ihrem eignen ekeln Abbilde zurückſchrecken, wenn ſie in den Spiegel der Natur ſähe! —

(Aus Shelley's Anmerkungen zur Königin Mab.)

Unſittlichkeit, in der Ausbeutung des Volkes durch das Geldvermögen der Reichen und Liſtigen, in den gefährlichen Wirkungen des erbitterten Zweifels der Mißhandelten, welche nicht mehr glauben wollen, daß eine göttliche, liebende Vorſehung die Leiden angeordnet habe, welche ſie darniederdrücken, in dieſen und unzähligen Zeichen der Zeit müſſen wir den baldigen Ausbruch eines Verzweiflungskampfes und Rachekrieges erblicken, welcher Millionen unſchuldiger Weſen verderben, die beſſeren Früchte der Civiliſation, mitſammt den ſchlechten, unter Trümmern begraben, eine neue Barbarei hervorrufen und thieriſchen Gewalten die Wiederherrſchaft bereiten könnte, wenn wir uns nicht bald friedlich vereinigen und diejenigen Mittel anwenden, welche auf einem friedlichen Wege aus den jetzigen Zuſtänden in die der Gemeinſchaft hinüber führen.

Friedrich Engels: Meine Herren! Bei unſerer letzten Zuſammenkunft iſt mir vorgeworfen worden, daß ich meine Beiſpiele und Belege faſt nur aus fremden Ländern, namentlich aus England, genommen habe. Man hat geſagt, Frankreich und England gehe uns Nichts an, wir lebten in Deutſchland, und es ſei unſere Sache, die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit des Communismus für Deutſchland zu beweiſen. Man hat zugleich uns vorgeworfen, die hiſtoriſche Nothwendigkeit des Communismus überhaupt keineswegs genügend dargethan zu haben. Dies iſt ganz richtig und war auch nicht anders möglich. Eine hiſtoriſche Nothwendigkeit läßt ſich nicht in ſo kurzer Zeit beweiſen, wie die Congruenz zweier Dreiecke, ſie kann nur durch Studium und Eingehen auf weitläuftige Vorausſetzungen bewieſen werden. Ich will indeß heute das Meinige thun, um dieſe beiden Vorwürfe zu beſeitigen; ich werde zu beweiſen ſuchen, daß der Communismus für Deutſchland — wenn keine hiſtoriſche, doch eine ökonomiſche Nothwendigkeit iſt.

Betrachten wir zuerſt die gegenwärtige ſociale Lage Deutſchlands. Daß viel Armuth unter uns exiſtirt, iſt bekannt. Schleſien und Böhmen haben ſelbſt geſprochen. Von der Armuth der Moſel- und Eifelgegenden wußte die Rheiniſche Zeitung viel zu

erzählen. Im Erzgebirge herrſcht ſeit undenklicher Zeit fortwährendes großes Elend. Nicht beſſer ſieht es in der Senne und den weſtphäliſchen Leinendiſtricten aus. Von allen Gegenden Deutſchlands her wird geklagt, und es iſt auch nicht anders zu erwarten. Unſer Proletariat iſt zahlreich und muß es ſein, wie wir bei der oberflächlichſten Betrachtung unſerer ſocialen Lage einſehen müſſen. Daß in den Induſtriebezirken ein zahlreiches Proletariat ſein muß, liegt in der Natur der Sache. Die Induſtrie kann nicht ohne eine große Anzahl von Arbeitern exiſtiren, die ihr gänzlich zu Gebote ſtehen, nur für ſie arbeiten und auf jeden anderen Erwerb verzichten, die induſtrielle Beſchäftigung macht bei dem Beſtehen der Concurrenz jede andere Beſchäftigung unmöglich. Daher finden wir in allen Induſtriediſtricten ein Proletariat, das zu zahlreich, zu augenſcheinlich iſt, als daß es geläugnet werden könnte. — In den Ackerbaudiſtricten dagegen ſoll kein Proletariat exiſtiren, wie von vielen Seiten her behauptet wird. Aber wie iſt dies möglich? In den Gegenden, wo großer Grundbeſitz vorherrſcht, iſt ein ſolches Proletariat nothwendig; die großen Wirthſchaften haben Knechte und Mägde nöthig, können nicht ohne Proletarier exiſtiren. In den Gegenden, wo der Grundbeſitz parcellirt iſt, läßt ſich das Aufkommen einer beſitzloſen Claſſe ebenfalls nicht vermeiden; man theilt die Güter bis zu einem gewiſſen Grade, und dann hört das Theilen auf; und da dann nur Einer aus der Familie das Gut übernehmen kann, ſo müſſen die Anderen wohl Proletarier, beſitzloſe Arbeiter werden. Dabei geht das Theilen denn gewöhnlich ſo lange voran, bis das Gut zu klein iſt, um eine Familie ernähren zu können, und es bildet ſich eine Claſſe von Leuten, die wie die kleine Mittelclaſſe der Städte, einen Uebergang aus der beſitzenden in die beſitzloſe Claſſe bildet, durch ihren Beſitz von anderer Beſchäftigung zurückgehalten und doch nicht befähigt iſt, von ihm zu leben. Auch unter dieſer Claſſe herrſcht großes Elend.

Daß dieſes Proletariat an Zahl ſtets zunehmen muß, dafür bürgt uns die zunehmende Verarmung der Mittelclaſſen, von der ich heute vor acht Tagen ausführlich ſprach, und die Tendenz des Capitals, ſich in wenigen Händen zu concentriren Ich brauche

heute wohl auf dieſe Punkte nicht zurückzukommen und bemerke nur, daß dieſe Urſachen, welche das Proletariat fortwährend erzeugen und vermehren, dieſelben bleiben und dieſelben Folgen haben werden, ſo lange die Concurrenz beſteht. Unter allen Umſtänden muß das Proletariat nicht nur forteriſtiren, ſondern auch ſich fortwährend ausdehnen, eine immer drohendere Macht in unſerer Geſellſchaft werden, ſo lange wir fortfahren, Jeder auf ſeine eigne Fauſt und im Gegenſatz zu allen anderen zu produciren. Das Proletariat wird aber einmal eine Stufe der Macht und Einſicht erreichen, bei der es ſich den Druck des ganzen ſocialen Gebäudes, das fortwährend auf ſeinen Schultern ruht, nicht mehr wird gefallen laſſen, wo es eine gleichmäßigere Vertheilung der ſocialen Laſten und Rechte verlangen wird; und dann wird — wenn ſich die menſchliche Natur bis dahin nicht ändert — eine ſociale Revolution nicht zu vermeiden ſein.

Dies iſt eine Frage, auf die unſere Oekonomen bis jetzt noch gar nicht eingegangen ſind. Sie kümmern ſich nicht um die Vertheilung, ſondern bloß um die Erzeugung des Nationalreichthums. Wir wollen indeß für einen Augenblick davon abſtrahiren, daß, wie eben bewieſen, eine ſociale Revolution überhaupt ſchon die Folge der Concurrenz iſt; wir wollen einmal die einzelnen Formen, unter denen die Concurrenz auftritt, die verſchiedenen ökonomiſchen Möglichkeiten für Deutſchland betrachten und ſehen, was die Folge einer jeden ſein muß.

Deutſchland — oder genauer zu ſprechen, der deutſche Zollverein, hat für den Augenblick einen **Juste-milieu**-Zolltarif. Unſere Zölle ſind zu wirklichen Schutzzöllen zu niedrig, zur Handelsfreiheit zu hoch. So ſind drei Dinge möglich: Entweder gehen wir zur vollſtändigen Handelsfreiheit über, oder wir ſchützen unſere Induſtrie durch hinreichende Zölle, oder wir bleiben bei dem jetzigen Syſtem. Sehen wir die einzelnen Fälle an.

Wenn wir die *Handelsfreiheit* proclamiren und unſere Zölle aufheben, ſo iſt unſere geſammte Induſtrie mit Ausnahme weniger Zweige ruinirt. Von Baumwollſpinnerei, von mechaniſcher Weberei, von den meiſten Zweigen der Baumwollen- und Wolleninduſtrie, von bedeutenden Branchen der Seideninduſtrie,

von beinahe der ganzen Eisengewinnung und Eisenverarbeitung kann dann keine Rede mehr sein. Die in allen diesen Zweigen plötzlich brodlos gewordenen Arbeiter würden in Masse auf den Ackerbau und die Trümmer der Industrie geworfen werden, der Pauperismus würde überall aus dem Boden wachsen, die Centralisation des Besitzes in den Händen Weniger würde durch eine solche Krisis beschleunigt werden, und, nach den Vorgängen in Schlesien zu urtheilen, wäre die Folge dieser Krisis nothwendig eine sociale Revolution.

Oder wir verschaffen uns Schutzzölle. Diese sind neuerdings die Schooßkinder unserer meisten Industriellen geworden und verdienen daher nähere Betrachtung. Herr List hat die Wünsche unserer Capitalisten in ein System gebracht, und an dieses von ihnen ziemlich allgemein als Credo anerkannte System will ich mich halten. Herr List schlägt allmälig steigende Schutzzölle vor, die endlich hoch genug werden sollen, daß sie dem Fabrikanten den inländischen Markt sichern; dann sollen sie eine Zeitlang auf dieser Höhe bleiben und dann allmälig wieder erniedrigt werden, so daß endlich, nach einer Reihe von Jahren, aller Schutz aufhört. Nehmen wir einmal an, dieser Plan werde ausgeführt, die steigenden Schutzzölle seien decretirt. Die Industrie wird sich heben, das noch müßige Capital wird sich auf industrielle Unternehmungen werfen, die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Lohn wird steigen, die Armenhäuser leeren sich, es tritt ein allem Anscheine nach höchst blühender Zustand ein. Dies dauert so lange, bis unsre Industrie ausgedehnt genug ist, um den heimischen Markt zu versorgen. Weiter kann sie sich nicht ausdehnen, denn da sie den heimischen Markt ohne Schutz nicht behaupten kann, so wird sie noch viel weniger auf neutralen Märkten gegen die auswärtige Concurrenz etwas ausrichten. Jetzt, meint Herr List, würde indeß die inländische Industrie schon stark genug sein, um weniger Schutz zu bedürfen, und die Herabsetzung könne anfangen. Geben wir dies für einen Augenblick zu. Die Zölle werden erniedrigt. Wenn nicht bei der ersten, so tritt doch ganz gewiß bei der zweiten oder dritten Zollherabsetzung eine solche Verringerung des Schutzes ein, daß die auswärtige

— ſagen wir geradezu die engliſche Induſtrie auf dem deutſchen Markte mit unſrer eignen concurriren kann. Herr Liſt wünſcht dies ſelbſt. Was werden aber die Folgen davon ſein? Die deutſche Induſtrie hat von dieſem Augenblicke an alle Schwankungen, alle Kriſen der engliſchen mit auszuhalten. Sobald die überſeeiſchen Märkte mit engliſchen Waaren überfüllt ſind, werden die Engländer, gerade wie ſie es jetzt thun, und wie Herr Liſt es mit vieler Rührung ſchildert, ihre ſämmtlichen Vorräthe auf den deutſchen Markt, den nächſten zugänglichen, werfen und ſo den Zollverein wieder zu ihrem „Trödelmagazin“ machen. Dann wird die engliſche Induſtrie ſich bald wieder erheben, weil ſie die ganze Welt zum Markte hat, weil die ganze Welt ihrer nicht entbehren kann, während die deutſche nicht einmal für ihren eignen Markt unentbehrlich iſt, während ſie in ihrem eignen Hauſe die Concurrenz der Engländer fürchten muß und an dem Ueberfluß der während der Kriſis ihren Abnehmern zugeworfenen engliſchen Waaren laborirt. Dann wird unſre Induſtrie alle ſchlechten Perioden der engliſchen bis auf die Hefen zu koſten haben, während ſie an den Glanzperioden dieſer letzteren nur beſcheidenen Antheil nehmen kann — kurz, dann werden wir gerade ſoweit ſein, wie wir jetzt ſind. Und damit wir gleich das Endreſultat bekommen, dann wird derſelbe gedrückte Zuſtand eintreten, in welchem jetzt die halbgeſchützten Zweige ſich befinden, dann wird ein Etabliſſement nach dem andern eingehen, ohne daß neue entſtehen, dann werden unſre Maſchinen veralten, ohne daß wir im Stande ſein werden, ſie durch neue, verbeſſerte zu erſetzen, dann wird der Stillſtand in einen Rückſchritt ſich verwandeln, und nach Herrn Liſt's eigner Behauptung ein Induſtriezweig nach dem andern verkommen und endlich ganz eingehen. Dann aber haben wir ein zahlreiches Proletariat, das durch die Induſtrie geſchaffen wurde und nun keine Lebensmittel, keine Arbeit hat; und dann, m. H., wird dies Proletariat mit der Forderung an die beſitzende Claſſe treten, beſchäftigt und ernährt zu werden.

Das wird der Fall ſein, wenn die Schutzzölle herabgeſetzt werden. Nehmen wir nun an, ſie würden nicht herabgeſetzt, ſie

blieben ſtehen, und man wollte abwarten, daß die Concurrenz der inländiſchen Fabrikanten unter ſich ſie illuſoriſch mache, um ſie dann herabzuſetzen. Die Folge hiervon wird ſein, daß die deutſche Induſtrie, ſobald ſie im Stande iſt, den heimiſchen Markt vollſtändig zu verſorgen, ſtill ſteht. Neue Etabliſſements ſind nicht nöthig, da die beſtehenden für den Markt ausreichen und an neue Märkte, wie ſchon oben geſagt, nicht zu denken iſt, ſolange man überhaupt des Schutzes bedarf. Aber eine Induſtrie, deren Ausdehnung nicht fortſchreitet, kann ſich auch nicht vervollkommnen. Wie nach außen, wird ſie nach innen ſtationär. Die Verbeſſerung der Maſchinerie exiſtirt für ſie nicht. Die alten Maſchinen kann man doch nicht wegwerfen, und für die neuen finden ſich keine neuen Etabliſſements, in denen ſie Anwendung finden könnten. Andre Nationen ſchreiten indeß voran, und der Stillſtand unſrer Induſtrie wird wieder ein Rückſchritt. Bald werden die Engländer durch ihren Fortſchritt befähigt ſein, ſo wohlfeil zu produciren, daß ſie mit unſrer zurückgebliebenen Induſtrie trotz des Schutzzolls auf unſrem eignen Markte concurriren können, und da im Kampf der Concurrenz, wie in jedem andern Kampf, der Stärkere ſiegt, ſo iſt unſre endliche Niederlage gewiß. Dann tritt derſelbe Fall ein, von dem ich eben ſprach: das künſtlich erzeugte Proletariat wird von den Beſitzenden etwas verlangen, was ſie, ſolange ſie excluſiv Beſitzende bleiben wollen, nicht leiſten können, und die ſociale Revolution tritt ein.

Jetzt iſt noch ein Fall möglich, nämlich der ſehr unwahrſcheinliche, daß es uns Deutſchen durch die Schutzzölle gelingen werde, unſre Induſtrie dahin zu bringen, daß ſie ohne Schutz gegen die Engländer concurriren könne. Nehmen wir an, dies ſei der Fall; was wird die Folge davon ſein? Sobald wir anfangen, den Engländern auf auswärtigen, neutralen Märkten Concurrenz zu machen, ſo wird ſich ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen unſrer und der engliſchen Induſtrie erheben. Die Engländer werden alle ihre Kräfte aufbieten, um uns aus den bisher von ihnen verſorgten Märkten entfernt zu halten, ſie müſſen es, weil ſie hier an ihrer Lebensquelle, an dem gefähr-

lichſten Punkt angegriffen werden. Und mit all den Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtehen, mit all den Vortheilen einer hundertjährigen Induſtrie, wird es ihnen gelingen, uns zu ſchlagen. Sie werden unſre Induſtrie auf unſren eignen Markt beſchränkt halten und ſie dadurch ſtationär machen — und dann tritt derſelbe Fall ein, der eben entwickelt wurde, wir bleiben ſtehen, die Engländer ſchreiten vorwärts, und unſre Induſtrie iſt bei ihrem unvermeidlichen Verfall nicht im Stande, das durch ſie künſtlich erzeugte Proletariat zu ernähren — die ſociale Revolution tritt ein.

Geſetzt aber, wir beſiegten die Engländer auch auf neutralen Märkten, wir riſſen einen ihrer Abzugskanäle nach dem andern an uns — was hätten wir in dieſem, ſo gut wie unmöglichen Fall, gewonnen? Im glücklichſten Fall würden wir dann die induſtrielle Carriere, die England uns vorgemacht hat, noch einmal durchmachen und über kurz oder lang da ankommen — wo England jetzt ſteht — nämlich am Vorabende einer ſocialen Revolution. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde es aber ſo lange gar nicht dauern. Durch die fortwährenden Siege der deutſchen Induſtrie würde die engliſche nothwendig ruinirt, und die ohnehin den Engländern bevorſtehende maſſenhafte Erhebung des Proletariats gegen die beſitzenden Claſſen nur beſchleunigt. Die ſchnell eintretende Brodloſigkeit würde die engliſchen Arbeiter zur Revolution treiben, und wie die Dinge jetzt ſtehen, würde eine ſolche ſociale Revolution auf die Länder des Continents, namentlich Frankreich und Deutſchland, eine ungeheure Rückwirkung ausüben, die um ſo ſtärker werden müßte, jemehr durch die forcirte Induſtrie in Deutſchland ein künſtliches Proletariat erzeugt worden wäre. Eine ſolche Umwälzung würde ſogleich europäiſch werden und die Träume unſrer Fabrikanten von einem induſtriellen Monopol Deutſchlands ſehr unſanft ſtören. Daß aber eine engliſche und eine deutſche Induſtrie friedlich neben einander beſtehen könnten, das macht ſchon die Concurrenz unmöglich. Eine jede Induſtrie muß, ich wiederhole es, fortſchreiten, um nicht zurückzubleiben und unterzugehen, ſie muß ſich ausdehnen, neue Märkte erobern, fortwährend durch neue Etabliſſements vergrößert werden, um fortſchreiten zu können. Da aber,

ſeitdem China offen ſteht, keine neuen Märkte mehr erobert werden, ſondern nur die beſtehenden beſſer ausgebeutet werden können, da alſo die Ausdehnung der Induſtrie in Zukunft langſamer gehen wird als bisher, ſo kann England jetzt noch viel weniger einen Concurrenten dulden, als dies bisher der Fall war. Es muß, um ſeine Induſtrie vor dem Untergange zu ſchützen, die Induſtrie aller andern Länder darniederhalten; die Behauptung des induſtriellen Monopols iſt für England nicht mehr eine bloße Frage des größeren oder geringeren Gewinns, ſie iſt eine Lebensfrage geworden. Der Kampf der Concurrenz zwiſchen Nationen iſt ohnehin ſchon viel heftiger, viel entſcheidender als der zwiſchen Individuen, weil es ein concentrirterer Kampf, ein Kampf von Maſſen iſt, den nur der entſchiedene Sieg des einen und die entſchiedene Niederlage des andern Theils endigen kann. Und darum würde auch ein ſolcher Kampf zwiſchen uns und den Engländern, mag ſein Reſultat ſein, wie es will, weder für unſre, noch für die engliſchen Induſtriellen von Vortheil ſein, ſondern nur, wie ich eben entwickelte, eine ſociale Revolution nach ſich ziehen.

Wir haben demnach geſehen, m. H., was Deutſchland ſowohl von der Handelsfreiheit, wie von dem Schutzſyſtem in allen möglichen Fällen zu erwarten hat. Wir hätten nur noch eine ökonomiſche Möglichkeit vor uns, nämlich den Fall, daß wir bei den jetzt beſtehenden Juste-milieu-Zöllen blieben. Wir haben aber ſchon oben geſehen, was die Folgen davon ſein würden. Unſere Induſtrie müßte, ein Zweig nach dem andern, zu Grunde gehen, die Induſtriearbeiter würden brodlos werden, und wenn die Brodloſigkeit bis auf einen gewiſſen Grad gediehen, in einer Revolution gegen die beſitzenden Claſſen losbrechen.

Sie ſehen alſo, m. H., auch im Einzelnen das beſtätigt, was ich im Anfange allgemein, von der Concurrenz überhaupt ausgehend, entwickelte — nämlich daß die unvermeidliche Folge unſerer beſtehenden ſocialen Verhältniſſe unter allen Bedingungen und in allen Fällen eine ſociale Revolution ſein wird. Mit derſelben Sicherheit, mit der wir aus gegebenen mathematiſchen Grundſätzen einen neuen Satz entwickeln können, mit derſelben

Sicherheit können wir aus den beſtehenden ökonomiſchen Verhältniſſen und den Principien der Nationalökonomie auf eine bevorſtehende ſociale Revolution ſchließen. Sehen wir uns indeß dieſe Umwälzung einmal etwas näher an; in welcher Geſtalt wird ſie auftreten, was werden ihre Reſultate ſein, worin wird ſie ſich von den bisherigen gewaltſamen Umwälzungen unterſcheiden? Eine ſociale Revolution, m. H., iſt ganz etwas Anderes, als die bisherigen politiſchen Revolutionen; ſie geht nicht, wie dieſe, gegen das Eigenthum des Monopols, ſondern gegen das Monopol des Eigenthums; eine ſociale Revolution, m. H., das iſt der offene Krieg der Armen gegen die Reichen. Und ſolch ein Kampf, in dem alle die Triebfedern und Urſachen unverholen und offen zu ihrer Wirkung kommen, die in den bisherigen hiſtoriſchen Conflicten dunkel und verſteckt zum Grunde lagen, ſolch ein Kampf droht allerdings heftiger und blutiger werden zu wollen, als alle ſeine Vorgänger. Das Reſultat dieſes Kampfes kann ein zweifaches ſein. Entweder greift die ſich empörende Partei nur die Erſcheinung, nicht das Weſen, nur die Form, nicht die Sache ſelbſt an, oder ſie geht auf die Sache ſelbſt ein und faßt das Uebel bei der Wurzel ſelbſt an. Im erſten Falle wird man das Privateigenthum beſtehen laſſen und nur anders vertheilen, ſo daß die Urſachen beſtehen bleiben, welche den jetzigen Zuſtand herbeigeführt haben und über kurz oder lang wieder einen ähnlichen Zuſtand und eine neue Revolution herbeiführen müſſen. Aber, m. H., iſt dies möglich? Wo finden wir eine Revolution, die das nicht wirklich durchgeſetzt hätte, wovon ſie ausging? Die engliſche Revolution ſetzte ſowohl die religiöſen, wie die politiſchen Grundſätze durch, deren Bekämpfung von Seiten Karls I. ſie hervorrief; die franzöſiſche Bourgeoiſie hat in ihrem Kampfe mit dem Adel und der alten Monarchie Alles erobert, was ſie wünſchte, alle die Mißbräuche abgeſtellt, die ſie zum Aufſtande trieben. Und der Aufſtand der Armen ſollte eher ruhen, bis er die Armuth und ihre Urſachen abgeſchafft hätte? Es iſt nicht möglich, m. H., es würde gegen alle geſchichtliche Erfahrung ſtreiten, ſo etwas anzunehmen. Auch der Bildungsſtand der Arbeiter, beſonders in England und Frankreich, erlaubt

er nicht mehr) vorgebracht wurde, läßt ſich weſentlich auf Folgendes reduciren: „Weder mit der geſchichtlichen Entwickelung, noch mit unſeren heutigen Zuſtänden verhält es ſich ſo ſchlimm, wie die Communiſten es darzuſtellen belieben. Ihnen zu glauben, wäre die erſte Form des Verkehrs der wilde Raubmord geweſen; das iſt theils falſch, theils übertrieben. Es iſt falſch, den Raubmord überhaupt eine Form des Verkehrs zu nennen, da der Verkehr doch im Austauſch der Producte beſteht, der Raubmörder aber ſeinem Schlachtopfer die Habe nimmt, ohne ihm etwas dafür zu geben. Es iſt aber auch nicht wahr, es iſt übertrieben, daß die Geſchichte mit dem Raubmord begonnen habe. Die Menſchen lebten gewiß lange Zeit ſehr friedlich, bevor ſie ſich zu bekämpfen anfingen. So lange das Land nicht übervölkert, ſo lange der Boden, den ſie bewohnten, groß genug war, Alle zu ernähren, war keine Veranlaſſung für ſie da, ſich zu bekämpfen. — Waren früher im Laufe der Zeit die Geſetze barbariſcher geworden, ſo haben ſie ſich dagegen im weiteren Verlaufe der Geſchichte über die Barbarei erhoben. Ich bin weit davon entfernt, unſere heutigen Geſetze und Inſtitutionen unbedingt zu billigen; ich finde ſehr Vieles an dem Beſtehenden auszuſetzen und werde mich ſtets zu denen zählen, die dem Fortſchritte, dem Vorwärts huldigen. Aber wenn man unſere bisherige Welt eine verkehrte nennt, ſo kann ich hierin wieder nur eine ſehr arge Uebertreibung erblicken. Künſte und Wiſſenſchaften haben ſich im Verlaufe der Geſchichte immer mehr entwickelt, und Niemand kann es läugnen, daß der Wohlſtand überall zugenommen hat, daß das Volk beſſer unterrichtet und auch in materieller Beziehung täglich beſſer geſtellt wird (!). Die Lebensbequemlichkeiten nehmen zu, für den Armen ſowohl, wie für den Reichen; Handel und Induſtrie gedeihen, und wenn auch noch Vieles zu wünſchen übrig bleibt, ſo dürfen wir deshalb nicht alle Geſchichte verwerfen und **tabula rasa** machen wollen. Eine ſechstauſendjährige Geſchichte, die nicht communiſtiſch war, iſt nicht vergebens dageweſen. Wenn man dieſe Geſchichte zu Rathe zöge, ſo würde man beſſer thun, als luftige Abſtractionen aufführen. — Wir müſſen auf dem Beſtehenden fortbauen und, was uns

die Geſchichte Gutes überliefert hat, anerkennen. Unſere Zuſtände ſind, wie geſagt, unvollkommen, aber dieſes Loos theilen ſie mit allem Irdiſchen. Nichts iſt ganz vollkommen auf der Erde. — Es wird immer Privateigenthum geben; der Rock, den ich da anhabe, m. H., iſt mein, weil ich ihn redlich erworben habe, und wie ſollte das jemals anders werden können? — In einem Zuſtande, wie die Communiſten ihn ſich vorſtellen, würde ja alles Streben aufhören, da Jeder vollkommen glücklich ſein ſoll. — Die menſchliche Natur iſt nun einmal egoiſtiſch, darum iſt der Communismus unausführbar wie ſchön auch ſeine Idee iſt.

Herr v. K. kann ſich von der geſchichtlichen Nothwendigkeit des Communismus noch nicht überzeugen, würde aber, falls er dieſe zugeben müßte, gegen die Ausführbarkeit des Communismus Nichts einzuwenden haben. In dieſer Verſammlung, ſagt er, ſitzen größtentheils Kaufleute und Fabrikanten, welche von dem Zuſtande der Arbeiter in Fabrikbezirken und großen Städten einen falſchen Schluß auf den Zuſtand der Arbeiter überhaupt zu ziehen geneigt ſind. Die größte Maſſe der Arbeiter beſteht aber aus Landbauern, und auf dem Lande iſt kein ſo bedrohliches Proletariat. Es wird daher mit unſeren Zuſtänden gehen, wie es immer gegangen iſt. Man wird dieſelben zu verbeſſern ſuchen, ohne die Grundfeſten der beſtehenden geſellſchaftlichen Ordnung zu erſchüttern. Der Communismus iſt eine der gefährlichſten Lehren, die noch je aufgetaucht ſind! u. ſ. w.

Heß: Meine Herren! Man hat mir auf meinen erſten Vortrag zwei ſchwere Vorwürfe gemacht: Einestheils, hat man geſagt, wären meine hiſtoriſchen Anſichten falſch, anderntheils hätte ich die Uebelſtände, welche uns aus der bisherigen Geſchichte überkommen ſind, übertrieben. — Ich hatte die erſte Form, unter welcher in der bisherigen Geſchichte der Verkehr aufgetreten iſt, den Raubmord genannt. Das iſt falſch, hat man geſagt, denn der Raubmörder gibt für das, was er nimmt, kein Aequivalent. — M. H., wenn es ſich darum

gehandelt hätte, das Wort Verkehr zu erklären, so würde ich nicht die gegenseitige Ausbeutung der Menschen als seinen Begriff und den Raubmord als seine historische Basis bezeichnet haben. Aber nicht um eine philosophische Definition, sondern um ein historisches Factum hat es sich gehandelt. Ich glaube gerade dieses als Grundgedanken meines ersten Vortrages bezeichnen zu müssen: daß unser jetziges Lebensbewußtsein, daß unsere jetzige Weltanschauung auf's Entschiedenste unserm jetzigen Leben, unserer heutigen Welt widerspricht, und wir uns daher zu unserem Entsetzen eingestehen müssen, daß wir in einer verkehrten Welt leben. — Der Verkehr, der uns geschichtlich überkommen ist, gewiß, der entspricht nicht unseren heutigen Ansichten vom Verkehr, und ich stimme darin mit meinen Gegnern vollkommen überein, daß der wahre Verkehr ein Austausch der Producte und, setzen wir noch hinzu: ein gerechter Productenaustausch, kein betrügerischer Handel ist. — Daß man diesen wahren Verkehr, diesen gerechten Productenaustausch keinen Raubmord nennen kann, wer könnte das einen Augenblick bestreiten? Hab ich's gethan? — Nein, m. H. — Bestritten hab' ich aber, daß der bisherige Verkehr wirklich ein solcher Productenaustausch war. Ich behauptete, daß der Verkehr bisheran im Grunde Nichts, als eine gegenseitige Ausbeutung, eine ungerechte Beraubung des Schwachen durch den Starken, des Schlichten durch den Listigen, des ehrlichen Mannes durch den Betrüger und Schuften war — und daß die historische Basis dieses historischen Verkehrs auch nichts Anderes, als der Raubmord sei. — Das ist Uebertreibung! — M. H., ich habe nicht übertrieben, aber ich habe die Dinge bei ihrem Namen genannt, und das ist unsern Zeitgenossen unbequem. Man liebt eine solche Sprache nicht. Man hat bisheran Alles zu vertuschen, zu bemänteln gesucht, um den Zwiespalt zwischen dem bessern Gewissen und der schlechten Welt, in der wir leben, einigermaßen zu besänftigen. Aber dadurch, daß wir uns selbst belügen, wird die Wirklichkeit nicht besser. Wir tragen unser eignes, besseres Bewußtsein in die Dinge hinein, um sie einigermaßen erträglich zu finden. Wir gewöhnen uns so sehr daran, Alles von der idealen Seite zu betrachten,

daß wir unwillkürlich die Dinge nicht mehr ſo anſehen, wie ſie wirklich ſind, ſondern wie ſie ſein ſollten, möchten, dürften, d. h., wie wir wünſchen, daß ſie ſeien. Beſonders uns Deutſchen iſt dieſe Gewohnheit zur andern Natur geworden, und es gibt ein Wort in unſrer Sprache zur Bezeichnung dieſes Seelenzuſtandes, das in keiner andern Sprache wiedergegeben werden kann: Gemüthlichkeit. — Es iſt gemüthlich, im Frieden mit Gott und der Welt zu leben und ſich durch Nichts in ſeiner Seelenruhe ſtören zu laſſen. — Gemüthlich iſt es, den Dingen nicht zu tief auf den Grund zu ſchauen und mehr uns ſelbſt in ihnen zu beſpiegeln, als ſie uns in ihrer wahren Geſtalt vor die Seele zu führen. — Gemüthlich iſt es, ſich im Einerſeits und Andrerſeits zu ſchaukeln und keinen Satz auszuſprechen, ohne ihm durch ein Aber die Pointe abzukippen. — Gemüthlich iſt es, Nichts zu ſagen, als was ſich bei Jedem ſchon von ſelbſt verſteht, und Nichts zu thun, als was ohnedies geſchehen würde. — Gemüthlich iſt es, mit Einem Worte, die Welt gehen zu laſſen, wie ſie geht, und Gott einen guten Mann ſein zu laſſen. — M. H., wir Alle ſind mehr oder weniger ſehr gemüthliche Menſchen, die ſich lieber einen blauen Dunſt vormachen und die Hände in den Schooß legen, als Augen und Hände bewaffnen, um den blauen Dunſt zu durchbrechen und die Lüge zu vernichten! — Was hatte man denn eigentlich dagegen geltend gemacht, daß wir uns noch immer gegenſeitig ausbeuten, und daß unſer Verkehr nach wie vor auf die hiſtoriſche Baſis des Raubmordes begründet iſt? Hatte man uns vielleicht gezeigt, daß unſer wirklicher, hiſtoriſcher Verkehr ein gerechter Austauſch der Producte iſt, daß Arbeit gegen Arbeit — und nicht Arbeit gegen Müßiggang oder nützliche Thätigkeit gegen betrügeriſche Speculation ausgetauſcht wird? Auf welche Gründe hatte man ſich denn geſtützt, als man unſere Behauptung: daß in der ganzen bisherigen Geſchichte Menſchen und Völker nur in der Form des wilden oder raffinirten Raubmordes mit einander verkehrten — der Uebertreibung bezüchtigte? Auf welche Gründe hatte man ſich geſtützt, als man einerſeits zugab, daß nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte, andrerſeits aber doch die

ganze hiſtoriſche Baſis des Beſtehenden nicht antaſten zu dürfen glaubte? — Auf welche Gründe? Ich will's Ihnen ſagen, m. H., worauf man ſich geſtützt hatte: auf unſre deutſche Gemüthlichkeit! — Wir beſtreiten nicht, daß ſehr Vieles in dem, was man gegen uns vorbrachte, wahr iſt; aber es ſind Wahrheiten, die entweder die Sache, um welche es ſich eigentlich handelt, ganz unberührt laſſen, oder die höchſtens eine ſolche Seite berühren, welche nichts entſcheidet. — Man hat geſagt, die Menſchen hätten erſt dann und an ſolchen Orten ſich auszubeuten angefangen, wann Uebervölkerung eintrat und der Boden nicht mehr ausreichte, ſie zu ernähren. Gewiß, m. H., ſolange die Menſchen an den Brüſten der Natur lagen und, wie Kinder, nur zugreifen durften, um ihre Nahrung ohne Sorgen und Mühen und Arbeiten zu empfangen; ſolange ſie ſich gegenſeitig noch nicht nöthig hatten, um die natürlichen oder die zur andern Natur gewordenen künſtlichen Bedürfniſſe befriedigen zu können; ſolange weniger der Menſch, als die Natur für den Menſchen arbeitete; ſolange keine andere Production, als die Naturproduction, und kein andrer Verkehr, kein andrer Productenaustauſch, als der zwiſchen Menſch und Natur ſtattfand; ſolange kamen die Menſchen nicht mit einander in Conflict und waren glückliche, friedliche, unſchuldige Naturkinder. Aber von dieſer Zeit berichten nur höchſtens poetiſche Sagen, nicht die Geſchichte, weil dieſe Zeit die vorhiſtoriſche iſt. Ich will es gar nicht beſtreiten, daß ein ſolches goldnes Zeitalter einmal exiſtirt hat, welches mit unſerm heutigen „goldenen" Zeitalter ſo wenig Aehnlichkeit hat, wie der Himmel mit der Hölle. Aber wir haben ja gar nicht von der vorgeſchichtlichen, wir haben von der geſchichtlichen Zeit, vom Urſprunge unſrer geſchichtlichen Zuſtände, vom Anfange des hiſtoriſchen Verkehres geſprochen. Wir haben geſagt, daß die Menſchen, weil ſie ſich noch nicht verſtändigt, mit bewußtem Willen vereinigt, und auf vernünftigem Wege ihren gegenſeitigen Productenaustauſch geregelt haben, auch noch niemals anders, als auf dem Wege der Gewalt oder Liſt, ſich die Früchte ihrer Arbeit abnahmen, und daß dieſe Form des Productenaustauſchs im Fortgange der Geſchichte nur raffinirter, aber im

Weſentlichen nicht geändert wurde, daß das Weſen unſres heutigen Verkehrs, unſrer freien Concurrenz, nach wie vor die gegenſeitige Ausbeutung und die Baſis unſrer ſocialen Zuſtände der Raubmord iſt. — Ich frage Sie nochmals, m. H., welche Gründe hat man gegen dieſe unſere geſchichtliche Anſicht, die keine Dichtung iſt, und gegen dieſes Factum, das wir täglich vor Augen haben, denn eigentlich vorzubringen gewußt? — Man hat uns vom Fortſchritte unterhalten, das Inventarium unſrer geiſtigen und materiellen Schätze uns vorgerechnet. — Daß wir im Allgemeinen an geiſtigen und materiellen Gütern reicher geworden ſind, wer wollte das beſtreiten! Wir ſind ſo reich geworden, daß wir vor lauter Ueberfluß nicht mehr wiſſen, wo wir unſern Reichthum anbringen ſollen. Die Schätze des Geiſtes, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Induſtrie, liegen in Muſeen, in Bibliotheken, in Magazinen begraben und finden keine Abnehmer, keine Menſchen, die ſie zu menſchlichen Zwecken benutzen, zu ihrem Leben verbrauchen, zur weitern Production hinnehmen und verarbeiten. Schätze haben wir, m. H., ja, ganz enorme Schätze. Aber ich frage Sie, woher bei dieſer Maſſe von geiſtigen Schätzen dieſe Maſſe von Unwiſſenden? Woher bei dieſem Ueberfluß an Productionen dieſer Ueberfluß an armen, beſitzloſen Menſchen? Ich frage Sie, wie benutzen wir die ungeheuren Schätze, welche uns die Geſchichte überliefert hat? Wem kommt dieſer große Reichthum an materiellen und geiſtigen Mitteln zu gut? Etwa den Menſchen, die ihrer bedürfen? Etwa den Elenden, die aus Mangel an geiſtigen und leiblichen Nahrungsmitteln phyſiſch und moraliſch verderben? — Nein, m. H., ſie häufen ſich bei denen auf, die ihrer nicht bedürfen, die ſie weder benutzen können, noch benutzen wollen; ſie fließen denen am Meiſten zu, die ſchon am Meiſten Ueberfluß haben. In unſrer heutigen Welt herrſcht die Regel: Wer viel hat, kriegt viel; wer wenig hat, kriegt wenig, — und wer Nichts hat, kriegt gar Nichts! — Iſt das nicht die verkehrte Welt? — Der Reichthum, deſſen wir uns rühmen, wuchert in den Händen weniger Privateigenthümer und macht die Maſſe der Menſchen um ſo elender, je mehr er ſich vergrößert. — — Der Fortſchritt,

den man uns gerühmt hat, wird gewiß einmal den Menſchen zu Gute kommen. Wir ſchätzen die Früchte, die uns tauſendjährige Mühen und Sklavenarbeiten überliefert haben, wir ſchätzen dieſe hiſtoriſchen Ueberlieferungen als Materialien für die Zukunft. Nicht mit dieſen Reſultaten der Geſchichte ſind wir unzufrieden. Wo hätten wir geſagt, daß wir von allem Ueberlieferten uns losſagen oder, wie unſre Gegner ſich ausdrücken, **tabula rasa** machen wollten? — Wir wiſſen den geſchichtlichen Fortſchritt in den Productionen des Geiſtes, die Zunahme der Mittel, wodurch wir uns Alles, was zum menſchlichen Leben gehört, leichter verſchaffen können, ſehr wohl zu würdigen. Ohne dieſen Fortſchritt, ohne dieſe Erleichterung im Schaffen der menſchlichen Lebensmaterialien, würden wir unſre Ideen für unausführbar halten. Durch dieſe Errungenſchaft der Geſchichte allein iſt es möglich, daß fortan allen Menſchen die Mittel zur menſchlichen Lebensthätigkeit geboten werden können. Ja, m. H., Mittel zum Leben und zur Thätigkeit für jeden Menſchen und für jede Seite des menſchlichen Lebens ſind vorhanden. Um ſo bedauernswerther, um ſo ungerechter, um ſo verderblicher iſt es aber, daß ſie nicht benutzt, ſondern mißbraucht, zur Herrſchaft und Knechtſchaft mißbraucht werden. Das iſt's, m. H., worüber wir den Stab brechen! — In der bisherigen Geſchichte haben die Menſchen ſich nur immer mehr zu bereichern geſucht; um die Verwendung des gewonnenen Reichthums aber hat ſich die menſchliche Geſellſchaft bisher nicht bekümmert. Die Menſchen haben die geiſtigen und materiellen Schätze nicht als Mittel für ihr Leben und Wirken, ſondern als Güter erſtrebt, welche ſchon an ſich, ohne ihre wirkliche Anwendung für menſchliche Zwecke, einen Werth hätten. So wurden ſie die Sklaven ihrer eignen Productionen und um ſo elender, je reicher, je productiver ſie wurden. — Ihr Geiſt vervollkommnete ſich und umfaßte endlich das ganze Leben, die Welt. Aber nur Wenigen kam dieſer geiſtige Fortſchritt zu gut; die Maſſe mußte ſich dem mächtiger gewordenen Menſchheitsgeiſte als einer ihr fremden, jenſeitigen Macht unterwerfen. Der geiſtige Fortſchritt brachte nur einen mächtigen geiſtigen Druck auf die Maſſe der Menſchen hervor. —

Und unter dieſem geiſtigen Drucke litten nicht nur die Unwiſſenden und Uneingeweihten, nein, auch die Wiſſenden, die Prieſter, Philoſophen und Gelehrten mußten darunter leiden. Wie anders würden dieſe Letztern ihre geiſtigen Schätze angewendet haben, wenn ihnen nicht der große Haufe von Unwiſſenden gegenüber geſtanden und ſie verhindert hätte, ihre Schätze auszukramen; die geiſtige Waare hatte keinen Markt — und nicht der tauſendſte Theil von dem wurde producirt, was man freudig producirt hätte, wären Abnehmer da geweſen. Aber das iſt's: die Abnehmer fehlten! Warum fehlten ſie? Waren denn nicht Unwiſſende genug vorhanden, die der Belehrung bedurften? — O ja, Unwiſſende in Maſſe! — Aber weil man ſich nicht vereinigte und regelmäßig organiſirte, weil man die Vertheilung des geiſtigen, wie des materiellen Reichthums dem Zufalle, der Willkür überließ: blieb dieſer Reichthum in den Händen oder Köpfen weniger vom blinden Zufalle Begünſtigten ſtecken und wurde zu einem philoſophiſchen oder religiöſen **hocus pocus** verwendet, während der große Haufe blieb, was er war, arm, enterbt, ohne Mittel, ſeine Fähigkeiten zu entwickeln und zu bethätigen.

Wenden Sie das, was ich in Betreff der geiſtigen Production, des geiſtigen Fortſchrittes und Verkehrs geſagt habe, auch auf die materielle Production, auf den Fortſchritt und die Verwendung der materiellen Schätze an, ſo haben Sie die Geſchichte des bisherigen Verkehrs nach ſeinen verſchiedenen Seiten hin.

Von welcher Art iſt demnach der geſchichtliche Fortſchritt geweſen? Hat er zur größeren Menſchenbeglückung beigetragen? — Nein, m. H., es war nur eine eitle Zunahme an geiſtigen und materiellen Schätzen, dem ſtets eine verhältnißmäßige Abnahme des Menſchenglückes zur Seite ging; denn glücklich iſt der Menſch nur dann, wenn ſeine Wünſche und Bedürfniſſe den Mitteln zur Befriedigung derſelben entſprechen. Durch die Vermehrung der geiſtigen und materiellen Schätze wurden die Wünſche und Bedürfniſſe aller Menſchen vermehrt, aber nur den Wenigſten wurden, und auch dieſen Wenigen nicht vollſtändig, die Mittel zur Befriedigung ihrer Wünſche und Bedürfniſſe geboten. Alle hatten den Anblick der ſich ſtets mehrenden Reichthümer, und

dieſer Anblick erregte den Wunſch in ihnen, Beſitzer dieſer Reichthümer zu werden, dieſer Anblick vergrößerte nur immer ihre geiſtigen und materiellen Bedürfniſſe, aber er befriedigte ſie nicht, denn vom Zuſehen wird man nicht ſatt, weder geiſtig noch leiblich. Geſättigt wird man nur vom Genuß. Der Genuß war aber von jeher mehr oder weniger verſagt, und er iſt es im Fortgange der Geſchichte ſo ſehr geworden, daß die Verſagung, die Entſagung und Verzichtleiſtung auf alle wirklichen, geiſtigen und materiellen Schätze des Lebens zum förmlichen Dogma erhoben worden iſt. Dieſes Dogma ſpukt noch in den Köpfen derer, welche von der Unvollkommenheit aller irdiſchen Dinge ſprechen und uns rathen, hübſch genügſam zu ſein, da wir doch einmal nach ihrer Anſicht dazu verdammt ſind, ewig zu ſchmachten und nie zum wirklichen Vollgenuß des Lebens zu gelangen. — M. H., wenn dieſe Zumuthung ſich nur auf den egoiſtiſchen Genuß bezöge, ſo wäre ſie eine erhabene Lehre. Es iſt wahr: der Menſch lebt nicht, um zu genießen, er genießt, um zu leben. Um das volle, ganze menſchliche Leben handelt es ſich, um das Schaffen und Wirken für einander, nicht um das habſüchtige Erwerben und ſelbſtſüchtige Verzehren. Nicht auf den egoiſtiſchen Genuß, nicht auf jene falſche, nichtige, ekle Genußſucht, nein, auf den wahren Vollgenuß des Lebens ſollen wir, nach jener Lehre, auf Erden verzichten. Den ſchlechten, falſchen Genuß, der uns nie ganz befriedigt, den thieriſchen Genuß der geiſtigen und leiblichen Güter will man uns gönnen. Wir ſollen glauben, in den Himmel des Geiſtes einzukehren, während Millionen unſerer Brüder in der Dummheit und Unwiſſenheit dahin leben und ihrerſeits ſich wieder einbilden, in einen Himmel zu kommen, der nur für ſie beſtimmt iſt, der anderen Millionen, die noch nicht von der Gnade erleuchtet worden ſind, ewig verſchloſſen bleibt. — Wir ſollen glauben, ein Eigenthumsrecht auf die Schätze der Menſchheit zu haben und im Ueberfluſſe ſchwelgen zu dürfen, während Millionen von Kummer und Noth aufgezehrt werden. — Wir ſollen glauben: Jeder für ſich und Gott für Alle, d. h. wir ſollen uns die Stimme unſeres Gewiſſens nicht zu ſehr zu Herzen nehmen und uns durch Gebete und Almoſen mit Gott und den

Menſchen abfinden! — Das iſt's, was jenes gemüthliche Dogma von uns verlangt. Dem erhabenen, vollkommenen, wahrhaft menſchlichen Leben ſollen wir entſagen, den zerriſſenen, lumpigen Fetzen des Lebens ſollen wir nachjagen? Auf die Gefahr hin, daß man mich noch einmal der Uebertreibung beſchuldigt, ſage ich Ihnen: das iſt das Streben und der Fortſchritt, von dem man uns unterhalten hat, und mit dem wir uns in unſerer Gemüthlichkeit ſchon befriedigen ſollen! M. H., glauben Sie nicht an dieſes niederträchtige Dogma der Unvollkommenheit aller Dinge auf Erden — es iſt das Dogma unſerer Schande — es iſt das Dogma unſerer Knechtſchaft — es iſt das Dogma unſerer Gemüthlichkeit!

Wir haben andere Einwürfe gehört, die ſich weniger auf unſere Ideen, als auf die Ausführbarkeit unſerer Ideen beziehen. Man hat geſagt, die zunehmende Verarmung ſei nur eine Folge der Induſtrie und ſchwinge ihre Geißel nur in den induſtriellen Landſtrichen. Das Proletariat, dieſe geſchichtliche Macht, welche die alte Geſellſchaft untergräbt und ſtürzt, das Proletariat, hat man geſagt, nehme nur in den Fabrikbezirken eine ſo drohende Stellung ein. Verhielte es ſich auch nur ſo, m. H., dann wäre noch immer nicht abzuſehen, wie dieſem wachſenden Krebsſchaden abzuhelfen ſei. — Aber, m. H., es verhält ſich durchaus nicht ſo. Dieſes Raiſonnement iſt falſch, ſowohl in Betreff der Gründe, die es vorbringt, wie in Betreff der Thatſachen, von welchen es ſpricht. — M. H., die Verarmung iſt keine Folge der Induſtrie, die Verarmung iſt eine Folge der Concurrenz der Privaterwerber, und dieſe Concurrenz erſtreckt ſich über alle Zweige der menſchlichen Thätigkeit. Die Verarmung der Maſſe geht Hand in Hand mit dem wachſenden Reichthume von einzelnen Privateigenthümern und Erbpächtern der geiſtigen und materiellen Schätze der ganzen Menſchheit. Die Verarmung iſt eine Folge des Privateigenthums und entwickelt ſich mit ihm in ganz gleichem Maaß und Verhältniß. Die freie Concurrenz, aus der wir — beim beſten Willen zu einem Rückſchritte — nun einmal nicht mehr zurück können, die freie Concurrenz, welche nichts Anderes, als ein modernes Agrargeſetz, der geſetzliche Ausdruck einer zur Aner-

kennung gelangten allgemeinen Habſucht iſt. — Dieſe freie Concurrenz zerſplittert nur das noch mehr oder weniger gemeinſchaftliche Eigenthum, welches dem Privaterwerbe früher entgangen iſt, reißt Alles in den Strudel dieſes Erwerbes, iſolirt die Menſchen mehr und mehr, treibt die gegenſeitige Ausbeutung derſelben bis zu jener ſchrecklichen Höhe hinauf, von welcher aus die antike Sklaverei und mittelalterliche Leibeigenſchaft, die doch wenigſtens dem Arbeiter Fütterung ſicherte, noch als eine Wohlthat für die beſitzloſen Arbeiter erſcheint und ruft am Ende nothwendig einen Zuſtand hervor, der den erſten Anfang des Privateigenthums ſeine hiſtoriſche Baſis — den Raubmord — würdig beſchließt. — Vergebens ſträubt man ſich gegen die Conſequenz, womit das Privateigenthum ſich entwickelt. Die Capitalien werden ſtets dahin ſtrömen, wo ſie ſich am beſten verzinſen — und wenn die Induſtrie, wie dies nicht ausbleiben kann, einmal auf den Punkt kommt, wo ſie ſtill ſteht, wenn ſie einmal ſo viel Capitalien verſchlungen haben wird, wie ſie bedarf, dann werden ſich die Capitalien auf die Agricultur werfen, die Arbeiter mit ſich dahin reißen und ſo denjenigen Theil der Bevölkerung, der etwa noch bisher von dem menſchenblutſaugenden Gelde verſchont geblieben iſt, in ſehr kurzer Zeit auch dahin bringen, wohin jetzt ſchon der größte Theil der Arbeiter in großen Städten und Fabrikbezirken gelangt iſt. — Uebrigens, m. H., brauchen wir gar nicht ſo lange zu warten, um auch das Landvolk verarmen und zur Tagelöhnerei verdammt zu ſehen. Leſen Sie nur die Zeitungen, ſie ſind voll von Klagen über die Verarmung des Landvolkes. Die A. Z. brachte ſeit Kurzem faſt jeden Tag und aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands Klagen über den ſich mehrenden Wilddiebſtahl, Holzdiebſtahl und Flurſchaden. Und was iſt die Urſache davon? — Noth, Brodloſigkeit, Verarmung des Landvolkes neben einer ſtets zunehmenden Preiserhöhung der Ländereien.

Ich wiederhole Ihnen, m. H., es gibt kein Mittel, dieſer wachſenden Lavine des Pauperismus in Stadt und Land Einhalt zu thun. Mit der Unterdrückung der freien Concurrenz würde das Uebel, welches uns bevorſteht, nur beſchleunigt werden. Der einzige Weg, welcher zur Vernichtung dieſes Uebels und ſeiner

Wurzel führt, ist die Organisation der menschlichen Gesellschaft nach communistischen Grundsätzen. Schreitet man zu diesem Mittel nicht, weil die Menschlichkeit, Vernunft und Liebe es schon erheischt, so wird man etwas später seine Zuflucht zu ihm nehmen, weil die Noth es gebietet. — Wie dem auch sei, an uns ist es, dem Drange unseres Herzens und der Ueberzeugung, von der wir lebhaft durchdrungen sind, stets zu folgen und trotz aller Hindernisse, die uns überall entgegen treten, trotz der Zähigkeit, womit man stets dem Bestehenden anhängt, und trotz der Schmähungen und Verdächtigungen feiler Scribenten unsere Meinung offen auszusprechen.

Weitere Zusammenkünfte mußten unterbleiben, weil an sämmtliche Gastwirthe Elberfelds und Barmens eine Zuschrift von Seiten der hochlöblichen Behörde erging, des Inhaltes: Sie seien verantwortlich, etwaige Reden, die in ihren respectiven Localen über Communismus u. s. w. gehalten würden, zu denunciren, widrigenfalls ihnen die Concession genommen und außerdem auch eine Geldbuße, nach Umständen sogar eine Gefängnißstrafe von so und so viel Jahren (wir erinnern uns der Zahl nicht mehr genau) auferlegt werden würde; weil ferner, zum Ueberflusse, am Samstag Abend in der Nähe des Zweibrücker Hofes Gensdarmen, welche von Düsseldorf requirirt worden sind, auf und abgingen, um nöthigenfalls die Befehle der Behörden vollziehen zu können, weil endlich folgendes Rescript Sr. Hochwohlgeboren des Herrn Oberbürgermeisters von Elberfeld den Herren Engels, Heß und Köttgen zugestellt worden:

„Die Königliche Hochlöbliche Regierung hat, mittelst Rescript vom gestrigen Tage, die gesetzliche Unzulässigkeit von Versammlungen, wie sie am 8., 15. und 22. d. in dem Locale der Frau Wittwe Obermeyer abgehalten worden, ausgesprochen und unter ausdrücklicher Hinweisung auf die Bestimmungen des Publicationspatentes vom 25. September 1832, sowie des durch Verordnung vom 6. Januar 1816 republicirten Edictes vom 20. October 1798 und endlich der Artikel 291a. 299 des Rheinischen Strafgesetz-

buches, hat dieſelbe im Allgemeinen die Wiederholung ſolcher Verſammlungen mit Hülfe aller geſetzlich zu Gebote ſtehenden Mittel zu verhindern befohlen, im Speciellen aber hat die Königliche Hochlöbliche Regierung die Abhaltung der am 1. k. Mts. in dem obengenannten Saale beabſichtigten Verſammlung, inſofern dabei in irgend einer gegen die obenbezeichneten geſetzlichen Beſtimmungen etwas beabſichtigt werden oder geſchehen ſollte, ſowie aller anderen Verſammlungen, deren Abhaltung zu demſelben Zwecke und in ähnlicher Weiſe beabſichtigt werden möchten, ferner jedes Halten öffentlicher Vorträge von Seiten ſolcher Perſonen, welche hiezu keine polizeiliche Genehmigung erhalten haben, von Polizeiwegen verboten und mich beauftragt, dieſen ihren Beſchluß zu Ihrer Kenntniß zu bringen, nöthigenfalls aber die Ausführung deſſelben im Wege der polizeilichen Gewalt zu ſichern. — Indem ich mich hierdurch des Auftrages entledige, Ihnen Kenntniß von dieſer höheren Verfügung zu geben, hege ich das Vertrauen, daß dieſe Mittheilung hinreichen wird, mich jeden anderen Schrittes völlig zu entheben.

Elberfeld, am 28. Februar 1845.

Der Oberbürgermeiſter
v. Carnap."

Hierauf haben ſich die Herren Heß und Köttgen (Engels war verreiſ't) mit folgender Verantwortungs- und Beſchwerdeſchrift an die betreffende Behörde gewendet; aber bis heute (Ende März) iſt keine Antwort erfolgt.

„An den Oberbürgermeiſter der Stadt Elberfeld.

„Euer Hochwohlgeboren verehrten Zuſchrift vom 28. Februar entſprechend haben wir unterlaſſen, am folgenden Samſtag Abend, wie gewöhnlich, in der Geſellſchaft unſerer Freunde den Zweibrücker Hof zu beſuchen, um einer etwaigen Fortſetzung der freundſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Beſprechung des Communismus, ſo viel an uns lag, vorzubeugen. Nur der Mitunterzeichnete, Maler Guſtav Adolf Köttgen, hatte das Vergnügen, Ew. Hochwohlgeboren in dem genannten Gaſthofe, wo er wohnte, zu ſprechen,

und Sie haben ſich bereits hinlänglich von der Falſchheit der über unſere Beſprechungen ausgeſtreuten Gerüchte, ſowie von unſeren guten Abſichten und friedlichen Beſtrebungen überzeugt. Wir wären daher, Ihnen gegenüber, jeder Verantwortung überhoben, dürften wir nicht erwarten, daß eine ſchriftliche Darlegung und ein offenes Bekenntniß unſerer menſchenfreundlichen Abſichten eine Hochlöbliche Regierung veranlaſſen wird, ein Verbot wieder aufzuheben, welches nur durch Mißverſtändniſſe hervorgerufen werden konnte und weder durch die beſtehenden Geſetze, noch durch die Anſichten unſerer Behörde zu motiviren iſt.

„Wir haben in geſelligen Zuſammenkünften, vor gebildeten und hochgeſtellten Männern, in ernſter, würdiger Behandlung und mit Vermeidung aller politiſchen und religiöſen Debatten ein wichtiges Problem unſerer Zeit beſprochen, welches nothwendig gelöſ't werden muß, aber nicht ohne ein vertrauenvolles Zuſammenwirken des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft in der wünſchenswerthen, friedlichen Weiſe gelöſ't werden kann. — Ueberzeugt einerſeits von dem guten Willen unſerer Regierung und aller gebildeten Menſchenfreunde, andererſeits jedoch mit Recht, wie ſich nun zeigt, Mißdeutungen befürchtend, hat der Mitunterzeichnete, Guſtav Adolf Köttgen, Ew. Hochwohlgeboren und den Herrn Oberprocurator von Köſtritz ſchriftlich eingeladen, unſeren Beſprechungen beizuwohnen, und wir haben durch die lebhafte Theilnahme, welche Letzterer und viele andere ehrenhafte Beamten und gebildete, hochgeſtellte Männer an unſeren Discuſſionen nahmen, die Berechtigung und das Bedürfniß unſerer Zuſammenkünfte, zu welchen wir ſchon vorher von Staatsbeamten und anweſenden Bürgern aufgefordert wurden, erfreulich beſtätigt gefunden. Daß wir unter dieſen Umſtänden keine jener Lehren, welche ein irriges oder böswilliges Gerücht uns anzudichten verſuchte, vorzutragen beabſichtigten oder gar wirklich vortrugen, verdient kaum ernſtlich bewieſen zu werden, um ſo weniger, als genug glaubwürdige Zuhörer da ſind, welche der Wahrheit jederzeit bereitwillig die Ehre geben. Wir wollen indeß die Hauptpunkte, welche mißdeutet oder abſichtlich entſtellt worden ſind, hier kurz wiederholen. —

„Als von der „unbedingten Berechtigung“ des Privateigenthums die Rede war, haben wir nachgewiesen, daß der Staat zu allen Zeiten und mit vollem Rechte für das Wohl Aller das Eigenthum der Privaten aufgehoben habe und noch aufhebe, wie die Steuer- und Expropriationsgesetze zeigen. Weit entfernt also, die Lehre, die man uns unterschiebt, nämlich die Lehre, daß der Staat kein Recht habe, Steuern zu erheben, aufzustellen, haben wir vielmehr gerade das Gegentheil durchzuführen gesucht. — Ebenso verhält es sich mit der infamen Lehre von der „Weibergemeinschaft“, die man uns andichtet. Wir forderten eine bessere, heiligere Behandlung der Liebe, als sie in unserer jetzigen Gesellschaft an der Tagesordnung und leider auch unabänderlich ist, so lange Alles verkäuflich bleibt. — Endlich haben wir nicht die Revolution, die wir selbst hassen und verabscheuen, sondern die Lehre aufgestellt und anempfohlen, daß einer Revolution vorgebeugt werden müsse, sie aber unvermeidlich wäre, wenn der täglich wachsenden Armuth und Lasterhaftigkeit nicht durch kräftige und der Natur der Sache genügende Mittel abgeholfen würde. Wir haben diese Mittel gefunden in einer Reorganisation des Armenwesens, in der Gründung großer Nationalwerkstätten und landwirthschaftlicher Colonieen, verbunden mit allgemeinen und unentgeltlichen Erziehungsinstituten, wodurch allen Menschen die Möglichkeit geboten würde, ihre verschiedenen Anlagen und Kräfte auszubilden und zum allgemeinen Nutzen anzuwenden. Wir haben die Ausführung dieser großen Maßregel mittelst einer progressiven Vermögenssteuer empfohlen. Allerdings würde der egoistische, habsüchtige Privaterwerb durch solche Maßregeln beschränkt und am Ende sogar aufgehoben, das Gemeinwohl aber in jeder Beziehung und in einer für jeden Stand erwünschten Weise gefördert werden.

„Wenn die Hochlöbliche Regierung darauf besteht, unsere wohlwollenden Besprechungen nicht weiter zu gestatten, so werden wir sie unterlassen. Aber wir hegen die feste Ueberzeugung, daß keine Verordnung die Macht der Wahrheit bezwingen kann.

„Indem wir Ew. Hochwohlgeboren bitten, dieſe Verantwortung der betreffenden Behörde vorzulegen, verharren wir mit aufrichtiger Hochachtung

Elberfeld, den 6. März 1845.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſte

Guſtav Adolf Köttgen. M. Heß."

Politik und Sozialismus.

Einleitende Gedanken.

Welch' eine Legion von Vorurtheilen erblicke ich vor mir! Welch' einen unabsehbaren Janhagel, der dies und das zu erinnern hat und sich in seiner Weisheit noch groß dünkt. Wenn nur das Juste-Milieu an Verstand stille schwiege. Zum Herzen des Volkes wollte ich schon reden und auch verstanden werden. Versuchen wir es, durch den tollen Lärm aller der Marktschreier und politischen Wunderdoktoren hindurch die Stimme der Vernunft vernehmen zu lassen. — Was, Du Einzelner hast die Vernunft gepachtet? Du und die paar Leute mit Dir, Ihr wagt es, Alles neben Euch geringzuschätzen? — Ja, wenn Eure deutsche Literatur von heute „Alles" heißt. Nein, wenn man uns das Volk gegenüberstellt. Das Volk hat den Instinkt des Richtigen, wir wollen ihm seinen Instinkt zum Bewußtsein bringen. Hütet Euch nur, die Bourgeoisie für das Volk zu nehmen, oder ich erinnere Euch an Thomas Münzer. —

Preußen leidet in diesem Augenblicke an Konstitutionswehen, die wir komisch nennen würden, hätten nicht alle Geburtsschmerzen etwas Heiliges. — Wer verlangt in Preußen die Konstitution? Die Liberalen. — Wer sind die Liberalen? Leute in ihren vier Pfählen und einige Schriftsteller, die entweder selbst jene Pfähle besitzen, oder deren Horizont nicht weiter reicht — als der Wunsch jener ehrenwerthen Haus- und Fabrikbesitzer. — Sind diese Handvoll Besitzer sammt ihren schreibenden Trabanten

das Volk? Nein. — Verlangt das Volk die Konſtitution? Nicht im Traume. —

Sollen wir einmal die Geſchichte verbeſſern, ſollen wir uns einen Augenblick mit: „Man hätte," „Wenn man" und dergleichen unmöglichen Redensarten befaſſen? Im Jahre 1815 hätte der preußiſche Monarch eine Verfaſſung geben ſollen, ein Gnadengeſchenk königlicher Dankbarkeit; vor dreißig Jahren hätte man den beſitzenden Mittelſtand ein Unterhaus in Berlin wählen laſſen ſollen, Adels war ja genug vorhanden, um eine Pairskammer zu bilden. Geſchah dieſes, ſo dekretirten die geſetzgebenden Körper ein allgemeines Zivil-, ein ſtrenges Kriminal-, und ein noch ſtrengeres Preßrecht, vielleicht obendrein noch alle jene Schutzzölle, Handelsverträge und Koloniſationspläne, die Herr Liſt ſo unaufhörlich predigt; was bis zum Jahre 1830 nicht durchgeſetzt worden, wäre ganz gewiß nach der Julirevolution durchgegangen, als die Geldherrn den alten Adel verabſchiedeten. — Noch 1840 wäre ein Moment geweſen, das Verlorne nachzuholen, noch immer war von keinem deutſchen Proletariate die Rede, noch immer hieß das Ideal die „geſetzliche Freiheit;" unmöglich konnte man es dem Verleiher der Konſtitution zum Vorwurf machen, daß Er nicht früher auf den Thron gekommen. — Zwiſchen 1840 und heute liegt Schleſien und eine ganze Doktrin. Wir haben erfahren, daß wir ein Proletariat beſitzen, und zwar ein Proletariat, das zu ſchlagen und zu ſterben verſteht; das Weſen der Konſtitution iſt erkannt worden, durchſchaut wie ein Pavillon von Glas. Man erzählt, nach der ſchleſiſchen Revolte habe der König von Preußen den Ritter Bunſen gefragt, was zu thun ſei. Bunſen habe die einfache Antwort gegeben: „Majeſtät, Sie müſſen eine Konſtitution geben." In die Taſche langend, habe darauf der Ritter Bunſen einen von ihm bereits angefertigten Plan einer preußiſchen Verfaſſung hervorgeholt. Der König habe geäußert, er wolle die Sache in Erwägung ziehen. Wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo hat der Herr Ritter Bunſen eine tüchtige praktiſche Einſicht verrathen. Denn die Worte: „Majeſtät, Sie müſſen eine Konſtitution geben," heißen nach dem ſchleſiſchen Weberaufſtande gar

nichts Anders, als: „Majeſtät, ziehen Sie ſich hinter die konſtitutionnelle Heiligkeit und Unverantwortlichkeit zurück! Laſſen Sie die Bourgeoiſie ſelbſt Geſetze geben, laſſen Sie dieſe Bourgeoiſie einen verantwortlichen Miniſter dazu autoriſiren, den Pöbel nöthigenfalls zuſammenzuſchießen!“ — Die reine, möglichſt unbeſchränkte Monarchie in gebildeten Ländern hat eine Inſtanz zu beachten, die ewig wachſam und unerbittlich iſt, gleich einem griechiſchen Areopage, dieſe Inſtanz heißt die Sitte, die öffentliche Meinung. Auch Montesquieu verzeichnet dies Zeugniß der Geſchichte. Unter einer Konſtitution herrſcht das Geſetz, der Scharfrichter, der den Willen einer kleinen Minderzahl exekutirt, während dieſelbe Minderzahl ſich den künſtlichen Schein zu geben weiß, als ſei ſie die unendliche Majorität, ja die Allheit des Landes. Hätte das ſchleſiſche Proletariat ein Bewußtſein, und entſpräche dieſem Bewußtſein ein beſtehendes Recht, ſo müßte es gegen die Konſtitution petitionniren. Das Proletariat hat dazu weder Bewußtſein, noch Recht; wir handeln alſo in ſeinem Namen. Wir proteſtiren. —

Woher nur plötzlich in dem philoſophiſch-poetiſch-muſikaliſchen Deutſchland dieſe Verfaſſungswuth, dieſes Schwärmen und Träumen von einem politiſchen Vertrage. Fürſt Metternich und die Diplomaten glaubten das Kindlein längſt eingeſargt zu haben. Und ſiehe da, es iſt noch am Leben und ſogar groß und ungeſtüm geworden. Sehen der Fürſt Metternich und die Diplomaten bald ein, daß es geſcheuter geweſen wäre, dieſe heimliche Frucht eines außerehelichen Umganges mit der Freiheit gleich anfangs zu adoptiren, anſtatt ſich jetzt einem ſehr verdrießlichen Erbtheilungsprozeſſe ausgeſetzt zu ſehn? —

Ihr wollt alſo den politiſchen Vertrag, Ihr wollt die Konſtitution. Die „allgemeine Stimmung“ in Preußen will die Reichsſtände, die todteſten Provinzen werden plötzlich lebendig, um die Reichsſtände zu fordern. Gut, wenn die „allgemeine Stimmung“ für die Konſtitution iſt, ſo ſchadet ja meine Kritik um ſo weniger. Vielleicht aber iſt das, was Ihr „allgemeine Stimmung“ nennt, auf der einen Seite nur ein egoiſtiſcher Wunſch der beſitzenden Kaſte und auf der andern eine allgemeine

Duſelei, die ſich an Konſtitution, Preßfreiheit, Bürgerrechten, geſetzlicher Ordnung und dergleichen berauſcht hat, ohne den Inhalt dieſer Dinge nur im Entfernteſten zu kennen. Ihr werdet mir zugeben, daß dann die Kritik nöthig, höchſt nöthig iſt. —

„Wir wollen die Konſtitution nur als Uebergang, die Konſtitution iſt unſer nächſtes, für jetzt erreichbares Ziel. Wir ſind radikal. Kein Menſch kann einem Volke etwas verleihen; denn in ihm ſelbſt liegt die einzige Souveränität. Kommt das Volk erſt zum Bewußtſein dieſer Souveränität, ſo wird es die anmaßenden Hinderniſſe ſchon beſeitigen und ſeine vollen Rechte ausüben.“ So höre ich einen kleinen Theil der Vertragswüthigen reden, die zugleich eine Entſchuldigung vorbringen und eine Reſerve machen wollen. Seid ruhig, auch an Euch komme ich; Ihr ſeid nur eine Konſequenz der Konſtitutionnellen, Ihr treibt das Prinzip Jener nur auf die Spitze, Ihr habt kein weſentlich anderes Prinzip. Liberal oder radikal, es iſt Alles Eins; Beide knieen vor einem Götzenbilde, das einmal die Verfaſſungsakte, ein andermal die Volksſouveränität heißt. —

Zwei Männer des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich haben den Samen ausgeſtreut, der in dieſem Lande die politiſche Praxis beſtimmte, und der jetzt auch in Deutſchland aufzugehen bemüht iſt: Montesquieu und Rouſſeau. Montesquieu war ein Liberaler, Rouſſeau ein Radikaler. Montesquieu's Maximen — ein Syſtem hat er nicht gehabt — kamen zur lebendigen Wirklichkeit in der Konſtitution von 1791, in der von 1814 und blieben in dem Nachdruck von 1830 geltend. Rouſſeau's Syſtem verſuchte ſich durch den Konvent zu realiſiren. Der Liberalismus iſt ſeiner Natur nach empiriſch, er ſieht die Freiheit anderswo und möchte ſie zu Hauſe gerne einführen; wenn nirgendwo in der Welt bürgerliche Freiheit herrſchte, ſo wäre der Liberalismus undenkbar. Er erzeugt nichts, er iſt gedankenfaul. Was Montesquieu imponirte, war die engliſche Verfaſſung; hier ſtand der moderne Ariſtoteles auf ſeiner Rundreiſe durch die verſchiedenen Geſetzgebungen der Welt ſtill, hier faltete er ſtaunend die Hände. Der Radikalismus dagegen iſt idealiſtiſch; er lehnt ſich zwar bisweilen an einzelne Zuſtände an, wie Rouſſeau an

die römiſche Republik und an die Verfaſſung von Genf; aber er iſt weit entfernt, ſein Ideal für irgendwo verwirklicht auszugeben. Auch Plato hatte Sparta hin und wieder im Auge; aber Sparta genügte ihm nicht.

Montesquieu's Maximen ſind die Maximen der Zweikammermänner beim Sturze Napoleon's, der Benjamin Conſtant, der Guizot, der Dahlmann, der ABCſchüler in der badiſchen Kammer. Rouſſeau's Geiſt ſpukt in Robespierre, St. Juſt, in den Republikanern der dreißiger Jahre, in der pariſer „Reforme," in einigen wenigen Malcontenten in Deutſchland. In dieſen beiden Männern iſt die ganze politiſche Bewegung der Gegenwart enthalten. Wollen wir alſo ein Einſehen in dieſe Bewegung gewinnen, ſo müſſen wir ſie bis an ihre Quelle verfolgen, bis zu dem Präſidenten des Parlamentes von Bordeaux und bis zu dem Bürger von Genf. Wir müſſen Montesquieu und Rouſſeau unterſuchen, um zu gewahren, daß der Konſtitutionalismus keinen Sinn hat, daß er vor keinem ernſten Gedanken Stich hält, und daß ſelbſt die radikalſten Konſequenzen der Volksſouveränität keine Freiheit verbürgen, keine Garantie für freie Bethätigung des menſchlichen Weſens bieten. Weder der Liberalismus, noch der Radikalismus haben Anſpruch darauf, die gebärende Zeit zu entbinden, ſie gehören zur alten Weltanſchauung; die Wiſſenſchaft der Geſellſchaft muß ſie bei Seite ſetzen. Montesquieu's Staat iſt die eingeſtandene Knechtſchaft, Rouſſeau's Staat iſt die Knechtſchaft beim Fackelſcheine der Freiheit.

Montesquieu.

Montesquieu iſt ein Empiriker. Der engliſche Staatsorganismus, die moderirte oder temperirte Monarchie, wie er ſich ausdrückt, iſt ihm das Höchſte und Letzte des modernen Geiſtes. Montesquieu findet das, er beweiſt es keineswegs. Das Wort finden mit ſeiner Doppelbedeutung iſt das Stichwort aller nackten Empirie. In Deduktionen iſt Montesquieu überhaupt äußerſt ſchwach. Er weiß nicht einmal den Uebergang vom Naturzuſtande in den Staat zu machen. Er beginnt ſein

erſtes Buch des „Geiſtes der Geſetze“ damit, die Geſetze im Allgemeinen zu definiren, als „die nothwendigen Beziehungen, die aus der Natur der Dinge entſpringen;“ in dieſem Sinne habe Alles ſeine Geſetze, die Gottheit, die materielle Welt, die übermenſchlichen Intelligenzen, die Thiere, der Menſch. — Richtig, die nothwendigen Beziehungen zwiſchen Menſch und Menſch ſind die Quelle des menſchlichen Geſetzes. Der Menſch iſt aber in einem andern Falle, als das Thier und die materielle Welt; bei dieſen fällt das einzig richtige Geſetz ihres Daſeins mit ihrem Daſein ſelbſt zuſammen, ſie haben kein Selbſtbewußtſein. Der Menſch hat das menſchliche Geſetz, die wahre Beziehung zwiſchen Menſch und Menſch, erſt zu ſuchen, er iſt keine fertige Waare, er iſt ſeines Glückes Schmied. Während er ſein Geſetz ſucht, kann er irren, und die ganze politiſche Geſetzgebung iſt in der That nichts, als die Geſchichte dieſes Irrthums. Wie iſt das Verhältniß des politiſchen Geſetzes zum menſchlichen Geſetze? Dieſe Frage iſt in Montesquieu's ſämmtlichen Werken weder geſtellt, noch beantwortet. Der Menſch und das Mitglied des Staates fallen ihm ſofort zuſammen. „Das politiſche Recht beſteht in dem Verhältniß der Regierenden zu den Regierten.“ Da ſind wir ſofort am Ende, die Natur hat Regierende und Regierte geſchaffen, Du mußt herrſchen oder dienen! Montesquieu ſieht durchaus nur das Vorhandene, das Vorhandene iſt das Wirkliche, das Vernünftige. Das Verhältniß der Regierenden zu den Regierten bietet ſich ihm geſchichtlich unter dreifacher Form dar: es gibt eine republikaniſche, eine monarchiſche und eine despotiſche Regierungsform, und es bleibt nur noch zu unterſuchen, welche von dieſen drei Formen in jedem gegebenen Falle die beſte ſei. Schon Helvetius bemerkte in ſeinen Randgloſſen zum „Geiſt der Geſetze,“ das ſei eine ſchwache Metaphyſik, und der Fehler des ganzen Buches beſtehe darin, daß nicht auf die Natur des Menſchen eingegangen ſei. Man kann nichts Beſſeres über den „Geiſt der Geſetze“ ſagen; die Natur des Menſchen iſt wahrlich nicht darin erſchöpft, daß er einmal Bürger oder Unterthan in dieſer oder jener Staatsform geweſen oder noch iſt.

Nach Montesquieu paßt die republikaniſche Staatsform, die entweder demokratiſch oder ariſtokratiſch ſein kann, nur für kleine Gemeinſchaften und kann auch hier nur durch ſtrenge Frugalität, durch ſtete Hingebung des Einzelnen an den Geſammtzweck (vertu) in Blüthe erhalten werden. Am Beſten wäre es, wenn gleich bei der Bildung der Republik eine gleiche Theilung der Ländereien vorgenommen, und dieſe Gleichheit durch Erbſchaftsgeſetze erhalten, oder doch durch eine Vermögensſteuer möglichſt unterſtützt würde. Montesquieu, der durchaus kein Optimiſt in Betreff der menſchlichen Natur iſt, gibt hier in Bezug auf eine einzelne Staatsform zu, was überhaupt das Weſen des Staates iſt, daß er nämlich in einer Abſtraktion beſteht, deren Gedeihen das beſte Herzblut der einzelnen Perſönlichkeiten zum Opfer verlangt. Oder was iſt die vertu in ſeinen kleinen Republiken anders, als das Hingeben meines beſten Selbſt an ein allgemeines Geſpenſt, als ein ewig geſchraubter Zuſtand, eine Uniform mit Schnürleib? Auch verwirft Montesquieu die republikaniſche Form für die modernen Staaten.

Die moderirte Monarchie iſt ſein Ideal; ſeine einfache rein erfahrungsmäßige Erklärung einer ſolchen moderirten Monarchie iſt dieſe: Zwiſchen dem Volke und dem Monarchen müſſen Zwiſchengewalten exiſtiren, und es muß ein Archiv von Geſetzen geben, welche von jenen politiſchen Körpern verkündigt werden, wenn ſie erlaſſen ſind, und an welche dieſe erinnern, ſobald ſie in Vergeſſenheit gerathen. — Was ſollen wir mit dieſer Erklärung anfangen? Wer ſind dieſe Zwiſchengewalten, wer ernennt ſie, wer bürgt dem Volke dafür, daß dieſe politiſchen Zwiſchengewalten ſein Intereſſe wahrnehmen? Wer macht die Geſetze, der Monarch allein, oder die politiſchen Körper allein, oder der Monarch mit den politiſchen Körpern zuſammen, und wie ſind die Rechte zwiſchen dem Monarchen und den politiſchen Zwiſchengewalten geregelt? Welche Bedeutung hat eine Erinnerung der politiſchen Körper, muß der Monarch ihr folgen, oder kann er es auch bleiben laſſen? Hier haben wir alle konſtitutionnellen Möglichkeiten auf einem Haufen beiſammen; Rußland hat eine Konſtitution und England

hat eine. Montesquieu unterſtützt hier die ganze Maſſe der Verlegenheiten, Halbheiten und Hohlheiten, die der Schuft Talleyrand ſechszig Jahre nachher aus ſeinem Füllhorn über ganz Europa ausſchüttete, und welche die dummen und kriegsmüden Völker ganz ruhig hinnahmen. Montesquieu vermiſcht zwei ganz verſchiedenartige Dinge, die in den Häuptern unſerer Doktrinäre noch immer in der friedlichſten Ehe beiſammen wohnen, das altgermaniſche Königthum und die Monarchie Ludwig's XIV. Das altgermaniſche Königthum war ein rein republikaniſches Inſtitut, der König Chef der Edelinge, die Spitze der Ariſtokratie, die man damals freie Männer nannte, weil ſie Sklaven hielten und die Römer ſchlugen. Der altgermaniſche König war ein abſetzbarer Wahlkönig, der im Kriege anführte, aber ohne ſeine Pares, ſeine Pairs, auch nicht das Allermindeſte in der Geſetzgebung ändern konnte. Die abſolute Monarchie des 17. Jahrhunderts war ein Despotenthum mit Höflingseinflüſſen, ein unumſchränktes Herrſcher- und Tyrannenweſen. Die Konſtitutionnellen werfen beide Dinge zuſammen, ſie wollen dem altgermaniſchen Reitergeneral eine halbe Majeſtät geben, ſie wollen das abſolute Monarchenthum mit Pairs umzingeln, einen Pakt mit ihm ſchließen. Ein ſolches zwieſchlächtiges Ungethüm heißt dann eine Verfaſſung. Die beiden entgegengeſetzten Beſtandtheile deſſelben bleiben aber nichts deſto weniger im unaufhörlichen Kampfe, ſie ſind blos zuſammengeſetzt, keineswegs verſchmolzen. Wie ſollte auch Feuer und Waſſer jemals in Eins aufgehen? Das Feuer der abſoluten Monarchie verzehrt entweder die demokratiſche Flüſſigkeit, wie jetzt in Frankreich; oder der Strom der republikaniſchen Ariſtokratie dämpft das Feuer von Gottes Gnaden, wie in England, wo allerdings ſehr viel von der altgermaniſchen Theorie in Geltung geblieben iſt. Wäre ich abſoluter Monarch, ſo würde ich, für die Krone und mein Leben fechtend, mich lieber unter den Trümmern meines Thrones begraben, ehe ich mich halbwege zum Reitergeneral degradiren ließe. Will ich aber gegen die Prärogative der abſoluten königlichen Machtvollkommenheit kämpfen, ſo habe ich nur dann ein Recht dazu, wenn ich zugleich gegen alle anderen Prärога-

tiven, z. B. namentlich gegen die Prärogative des Geldes kämpfe. Alſo iſt nicht einmal der Radikale in ſeinem Rechte, wenn er das Königthum beſchränken will, geſchweige denn der Konſtitutionnelle; der Konſtitutionnelle kann ebenſo gut den Mann im Monde fordern, wie eine Verfaſſung.

Worin beſteht nach Montesquieu die politiſche Freiheit? In zwei Dingen. Erſtlich darf man thun, was die Geſetze erlauben, und kann nie zu dem gezwungen werden, was man nicht wollen ſoll. Zweitens gewährt die politiſche Freiheit die Sicherheit des Eigenthums. Montesquieu fragt gar nicht, woher jene Geſetze ſtammen, die das Maaß der Freiheit in ſich enthalten, ob ſie die vollſtändige Entſchädigung darbieten für die verlorenen natürlichen Rechte, ob jene Geſetze der Ausdruck des menſchlichen Weſens ſind, oder eine Zwangsjacke, ein Prokruſtesbette. Geſetzliche Freiheit! Ganz wie unſere Liberalen. Die Sicherheit des Eigenthums wurde ſchon von einem klaſſiſchen Doktrinär für den Hauptvortheil des ſtaatlichen Lebens erklärt; der Herr Profeſſor und Miniſter Cicero meinte, der Staat ſei eigentlich dazu vorhanden, daß Jedweder in Frieden ſeine Güter behielte. Nach der politiſchen Seite, nach der Seite der Allgemeinheit hin, iſt das Geſetz das Zwangsmodell für alle Individualitäten; nach der bürgerlichen Seite zu ſteht der Polizeidiener, der die Spitzbuben von meinem Obſtgarten abwehrt. Ganz wie unſere Liberalen. Herrliche Beſtimmung der Menſchheit!

Die politiſche Freiheit, wie ſie Montesquieu im Auge hat, und bei der nach ſeiner Meinung der Hauptkniff im Balanciren der Macht durch die Macht beſteht, hatte ihre Stätte damals einzig in England aufgeſchlagen, England war „der Spiegel der Freiheit.“ Im Jahre 1748 war dergleichen Phantaſterei gewiß erlaubt, wie denn auch unſere Polemik ſicher nicht dem Manne Montesquieu, ſondern lediglich ſeiner Doktrin gilt; aber hundert Jahre ſpäter? Und Ihr wundert Euch noch, wenn man Euch nachſagt, Ihr wäret ein Jahrhundert zurück?

Hören wir das Schema der politiſchen Freiheit Englands, wie es vor hundert Jahren entworfen wurde, und dann leſe man

jedes Handbuch des konſtitutionnellen Rechtes, leſe man die ganze Legion von Stoßſeufzern durch, die ſich ſeit vier Jahren durch die deutſche Cenſur mühſam hindurchſchmuggeln, ob es nicht auf Eins hinauskommt, ob der Montesquieu nicht in die badiſche Kammer gehört hätte.

Die drei Gewalten: die legislative, die exekutive und die richterliche müſſen getrennt ſein.

Sind die beiden erſten vereinigt, ſo kann man tyranniſche Geſetze geben und ſie tyranniſch ausüben. Die richterliche Gewalt kann nicht mit der legislativen vereinigt ſein, weil ſonſt die Gewalt über Freiheit und Leben der Bürger willkürlich würde. Wäre die richterliche mit der exekutiven verbunden, ſo hätte der Richter die Macht eines Unterdrückers.

Die richterliche Gewalt muß temporär ſein und Männern aus dem Volke anvertraut werden, damit das Amt gewiſſermaßen unſichtbar werde, damit das Volk die Magiſtratur und nicht den Magiſtrat vor Augen habe.

Bei wichtigen Anklagen muß der Verbrecher ſeine Richter ſelbſt ausſuchen, oder wenigſtens ſo viele von ihnen rekuſiren können, daß die Uebrigen für Richter ſeiner Wahl gelten können.

Wenn Kaution geleiſtet werden kann, darf die exekutive Gewalt Niemanden verhaften, den Fall ausgenommen, wo ſich Einer wegen eines Kapitalverbrechens ſofort zu verantworten hat. Nur im Falle einer Verſchwörung wider den Staat, alſo auf kurze und beſchränkte Zeit, darf hiervon eine Ausnahme gemacht werden.

Da jeder Menſch eigentlich nur durch ſich ſelbſt regiert werden kann, ſo muß das Volk ſeine Repräſentanten wählen. Zu dieſer Wahl taugt das Volk, ſelbſt diskutiren kann es nicht.

Die Repräſentanten haben keine Entſchlüſſe zu faſſen, ſondern Geſetze zu machen und zu ſehen, ob die gemachten ausgeführt werden.

Es gibt immer in einem Staate Leute, die durch Geburt, Reichthümer und Ehrenſtellen ausgezeichnet ſind; für dieſe würde die gemeinſchaftliche Freiheit eine Sklaverei ſein, die meiſten Beſchlüſſe würden gegen ſie ausfallen. Ihr Antheil an der Ge-

ſetzgebung muß im Verhältniſſe zu ihren übrigen Vortheilen im Staate ſtehen; ſie bilden einen Körper, der das Recht hat, die Beſchlüſſe des Volkes aufzuhalten, wie das Volk das Recht hat, die ihrigen aufzuhalten. Dieſer Adelskörper muß erblich ſein; er iſt es erſtlich von Natur, und zweitens muß er ein großes Intereſſe haben, ſeine Prärogativen, die an ſich gehäſſig ſind, zu bewahren. Damit dieſe erbliche Macht aber nicht in perſönlichen Intereſſen mißbraucht werde, darf ſie z. B. in Steuerangelegenheiten, wo man das höchſte Intereſſe hätte, ſie zu beſtechen, nur ein Recht der Verhinderung, keins der Beſchließung haben.

Die legislative Macht muß nicht immer beiſammen ſein, damit die exekutive Zeit gewinnt, und damit nicht, indem an die Stelle der ſterbenden ſtets neue Deputirten treten, die legislative in einer ſchlechten Richtung verharren kann.

Sie kann ſich nicht ſelbſt zuſammenberufen, ſondern muß von der Exekutive berufen werden.

Die Exekutive muß die Gewalt haben, die Beſchlüſſe der Legislative aufzuhalten. Nicht umgekehrt.

Die Perſon, welche die Exekutive repräſentirt, muß heilig ſein, weil ſie dem Staate nöthig iſt, damit die Legislative nicht tyranniſch werde; von dem Augenblicke an, wo ſie angeklagt oder gerichtet würde, gäbe es keine Freiheit mehr. Die Miniſter aber ſind verantwortlich.

Der Monarch ſtatuirt nicht, aber er hat ein Veto gegen die Beſchlüſſe der Legislative einzulegen.

Die Legislative muß jährlich über die Steuern und über die Land- und Seemacht beſchließen, um die Exekutive von ſich abhängig zu erhalten. Die Dispoſition über die Armee ſteht der Exekutive zu.

Der geſetzgebende Körper beſteht aus zwei Theilen, der eine hält den andern durch die gegenſeitige Befugniß der Einſprache im Zaum. Alle beide ſind gebunden durch die exekutive Gewalt, die es wieder ihrerſeits durch die legislative iſt.

Dieſes politiſche Seiltanzen an der Balancierſtange der Konſtitution iſt das Ideal Montesquieu's, die engliſche Ver-

faſſung die Helena des konſtitutionnellen Fauſt. Das nennt er altgermaniſche Freiheit, von der ſchon Tacitus geſagt habe: Bei geringfügigen Angelegenheiten rathſchlagen die Vornehmen (Edelinge), bei wichtigen Alle, jedoch ſo, daß über die Gegenſtände der Volksberathung (Verſammlung der gemeinen Freien) auch bei den Vornehmen Berathung eintrete. Dieſes ſchöne Syſtem ſei in den Wäldern gefunden worden, es ſei die beſte Regierung, welche die Völker auffinden konnten, vorzüglicher als die antiken Verfaſſungen.

Da Montesquieu ſich rein am Erzählen und Behaupten hält, ſo können wir ihn durch einige Fragen und wenige Thatſachen ad absurdum führen. Gab es in der altdeutſchen Verfaſſung nichts als Edelinge und gemeine Freie? Was ſagten die Leibeigenen zu der herrlichen in den „Wäldern“ gefundenen Freiheit? Die altdeutſche Freiheit ruhte auf der Geburt und auf dem Beſitz; die Edelinge der Sachſen waren ſteinreiche Lords; man kann ihren Reichthum an den ungeheuern Strafen abmeſſen, die ſie als Wehrgeld bezahlten. Die Geburt allein ſicherte die Freiheit nicht; wenn ein gemeiner Freier in ein großes Wehrgeld verurtheilt wurde, ſo hatte es mit ſeiner Freiheit ein Ende, er wurde Leibeigener. Alle Kriegsgefangene wurden Leibeigene. In England machten die normänniſchen Junker eine ungeheure Zahl Sachſen zu Leibeigenen, die Normannen und die Sachſen vereint machten ganz Irland leibeigen. Die ſcheußlichſten Gräuel der Weltgeſchichte ſind von „freien“ Engländern in Irland begangen worden. Wir geben zu, daß die altgermaniſche Freiheit ohne Leibeigenſchaft nicht denkbar war, ebenſo wenig wie Athen ſeiner Sklaven und Sparta ſeiner Heloten entrathen konnte. Aber in dieſer Konzeſſion liegt das Urtheil über die Freiheit jener Völker. — Wie die altgermaniſche Freiheit auf Geburt und Beſitz gegründet war, ſo iſt es die neugermaniſche in England noch zur Stunde. Hat England keine Leibeigenen mehr? Doch, ſie heißen nur heute Fabrikarbeiter. Sei als Sohn einer Lordsfamilie geboren, ſo haſt Du Titel und Ländereі; ſei ein Kind eines reichen Kaufmannshauſes, ſo haſt Du Erziehung und Geld. Sei ein Proletarier, ſo iſt das Glück

eine Lotterie für Dich, aus der neben tauſend Nieten kaum ein Treffer herauskommt. Das Proletariat in Irland genießt der konſtitutionellen Freiheiten Englands, es verhungert und verfault dabei auf dem Miſte. In Frankreich, das ſich ebenfalls der engliſchen Inſtitutionen erfreut, droht der Tag heran, an welchem das verzweifelnde Proletariat ſeinen Schrei nach Gerechtigkeit mit dem wilden Geheul der Rache und der Zerſtörungswuth gatten wird. Dann hat es mit dem künſtlichen Balanciren der drei Gewalten ein Ende, und das offizielle Land, welches aus Edelingen und gemeinen Freien beſteht, die einzig den Segen der Verfaſſung verſpüren, weil ſie durch dieſelbe in ihrem Privateigenthume geſchützt werden, dürften die Balancierſtange höchſtens auf ihrem Kopfe empfinden. Vielleicht bewaffnen ſich die modernen Leibeigenen auch mit dem Holze der „Wälder," in denen jenes ſchöne Syſtem gefunden worden iſt.

Die altgermaniſche Freiheit — alle politiſche Freiheit überhaupt — beruht auf der Koalition der Beſitzenden gegen die Nichtbeſitzenden, auf der Verbündung einer ſchlauen Minorität gegen eine ungebildete Majorität. Erſt adminiſtrirt man dieſer Majorität den Glauben und die Religion, um ſie im Zaume zu halten; wird dieſes Band lax, ſo bietet man Polizei und Gerichte auf. Dann wird Juſtiz geübt. Das iſt das ganze Geheimniß der Konſtitution. — Die konſtitutionelle Freiheit beruht auf dem Beſitze: Zeuge deſſen der Zenſus, dieſes unvermeidliche Requiſit einer jeden Verfaſſung. Will man die alten Lächerlichkeiten entgegnen, der Zenſus repräſentire immer die Intelligenz, da das Vermögen, auf das er ſchließen läßt, ein Mittel zur Bildung ſei? Ich könnte Jemand nennen, der keinen Heller Vermögen beſitzt, der nicht einmal einen Freund hat, welcher großmüthig genug wäre, ein Weinpatent für ihn zu löſen, und der, was die parlamentariſche Diskuſſion betrifft, ein ſo guter Deputirter ſein würde, wie nur Einer in Deutſchland. Viel ehrlicher iſt der andere Grund, der Zenſus, namentlich die erforderte Grundſteuer ſei ein ſicherer Beweis für die Anhänglichkeit des Abgeordneten an die beſtehende Ordnung und an den vaterländiſchen Boden. Vortrefflich, der Grundbeſitzer hängt

wirklich an der beſtehenden Ordnung, welche Ordnung ihm wieder ſeinen Grundbeſitz garantirt, er hängt am Boden des Vaterlandes — er hängt oder er klebt, wie Ihr wollt. Der konſtitutionnelle Deputirte vertritt den Zenſus, vertritt das Eigenthum, ſein eigenes vorab; die exekutive Gewalt iſt dadurch identiſch mit der legislativen, ihre Entgegenſetzung iſt eine reine Sophiſterei; die legislative wird das oberſte Eigenthumsrecht nicht ſchmälern, da ſie das untere, ihren eigenen Privatbeſitz nicht angetaſtet wiſſen will. Die Beſitzenden herrſchen, und die Herrſchenden beſitzen. Hier iſt die Konſtitution am Ende, der Proletariatsfrage gegenüber knacken ihr die Kniee; und daß mit der chriſtlichen Barmherzigkeit und Mildthätigkeit dieſe Wunde der Menſchheit nicht zugeheilt wird, das geben ſelbſt Politiker von Profeſſion zu.

Ich ſage nicht, daß die Jury dem heimlichen Gerichtsverfahren nicht vorzuziehen ſei, das heimliche Gerichtsweſen iſt unter aller Kritik, kein Menſch vertheidigt es mehr, und der chriſtlich-germaniſche Staat ſelbſt macht täglich irgend ein Konzeſſiönchen zur Oeffentlichkeit und zum Genoſſengerichte hin. Aber auch die Jury iſt ein bürgerliches Inſtitut, ein Inſtitut, das auf dem Zenſus, auf dem Beſitze ruht. Man gehe einmal ein Jahr lang nach Frankreich, man beobachte dieſe richtende Bourgeoiſie, man ſehe mit eigenen Augen an, wie ſie der Tribun des Eigenthums geworden iſt, wie unerbittlich, wie ſyſtematiſch ſtreng ſie die Vergehen wider den Privatbeſitz behandelt, wie es für ſie kein größeres, kein himmelſchreienderes Verbrechen gibt, als die Verletzung dieſes theuren Beſitzes, wie Schändung, Sodomiterei und alle Gräuel der menſchlichen Beſtialität die Nachſicht der bürgerlichen Genoſſen erfahren, während ſie die Diebe mit einem einzigen Urtheilsſpruch auf ewig vernichten, auf ewig aus der Geſellſchaft ſtoßen. Wenn ein ſolcher, auf mehre Jahre verurtheilter Dieb auch endlich wieder ins bürgerliche Leben zurückkehrt, ſo bleibt ihm nichts übrig, als — wieder zu ſtehlen und wieder eingeſperrt zu werden. In Ste. Pelagie ſitzt in dieſem Augenblicke ein bartloſer Knabe auf anderthalb Jahre, weil er in einem öffentlichen Badehauſe eine vorgefundene Uhr unter

dem Waſſer verborgen und ſie dem nachfragenden Aufwärter abgeläugnet hatte. In derſelben Ste. Pelagie ſitzt ein Marquis auf acht Monate wegen Sodomiterei! Die Geſellſchaft der Verbrecher, die mit vollſtändig ausgebildeten Sitten und Geſetzen neben der bürgerlichen Geſellſchaft exiſtirt, hat ſich an den Ungerechtigkeiten der letzteren dadurch gerächt, daß gerade die wegen Diebſtahls Verurtheilten bei ihr im Rufe der Ehrlichkeit ſtehen. Die Diebe ſind in den Gefängniſſen von Paris die geachteten Leute!

Welch ſchmähliches Geſetz iſt es nicht, daß man, um trotz einer Kriminalanklage auf freiem Fuße zu bleiben, Kaution leiſten muß. Das Geld erwirbt mir Vertrauen, das Geld bezahlt meine Freiheit. Wenn ich mich nun dem Prozeſſe entziehe, ſo beſteht die Genugthuung für die Geſammtheit darin, daß der Fiskus Geld einſackt. Die fiskaliſche Abſicht des Staates verräth es abermals, daß dieſes ganze Weſen auf den Beſitz gegründet iſt, vom Gelde abhängt.

Ueber die Begründung der Pairskammer ein Wort zu ſagen, wäre Zeitverſchwendung. Wer die Auszeichnung durch Geburt, Reichthümer und Ehrenſtellen vorausſetzt, wer die Prärogativen des Adels einräumt, der muß konſequent ſein und die abſolute Monarchie, die Despotie in ihrem ganzen Umfange vertheidigen. Wenn ſich dabei etwas denken läßt, daß ein Menſch durch Geburt einen Vorzug vor dem Andern haben ſoll, ſo muß ſich auch dabei etwas denken laſſen, daß Einer der Allervorzüglichſte iſt, der den Anderen mit den Geburtsvorzügen die Köpfe herunterſchlägt, wenn es ihm beliebt. Ebenſo iſt es mit der Heiligkeit der Perſon, die an der Spitze der exekutiven Gewalt ſteht; entweder iſt Keiner heilig oder Alle ſind heilig. In der vernünftigen Geſellſchaft iſt jeder Menſch heilig und unantaſtbar.

Die Verantwortlichkeit der Miniſter iſt eine der lächerlichſten Chimären. Wem ſind denn die Miniſter verantwortlich? Der Kammer, d. h. dem Zenſus, dem Beſitze. Der Miniſter wird ſich hüten, den Beſitz anzutaſten, er beſitzt in der Regel ſelbſt. Die Franzoſen haben in der Julirevolution die Miniſter-

verantwortlichkeit ein für alle Mal traveſtirt. Erſt jagten ſie den König zum Henker, anſtatt die Miniſter in Anklageſtand zu verſetzen, und nachher verurtheilten ſie die Miniſter obendrein, weil das wüthende Volk es ſo wollte, und waren dabei in ſteter Angſt, die Verräther am Vaterlande möchten mit der einzigen Strafe belegt werden, die ihnen von Rechtswegen zukam, nämlich mit der Todesſtrafe. Die Konſtitution hat überhaupt die Eigenſchaft aller Illuſion, daß ſie befolgt wird, ſo lange nichts Entſcheidendes zu thun iſt. Treten Augenblicke wichtigen Handelns ein, ſo wird ſie bei Seite geſetzt, weder unten noch oben bekümmert man ſich um ſie. Geht es um ernſtliche Wahrung der Rechte, heißt es, die Bruſt muthig den Gefahren der Tyrannei entgegenſetzen, ſo vergißt das Volk plötzlich ganz und gar, daß es eine Konſtitution gibt, es folgt ſeinem Inſtinkte, ſeinem Muthe. Die neuen Konſtitutionen ſeit 1814 exiſtiren alle ungefähr, wie die „polniſche Nationalität“ in der Adreſſe der franzöſiſchen Deputirtenkammer.

Montesquieu war durchaus konſtitutioneller Politiker; er wußte weder, wie der natürliche Menſch zum politiſchen Menſchen, zum Bürger wird, noch ahnte er, daß hinter und über dem Bürger etwas Höheres und Beſſeres verborgen iſt. Er ſchrieb in einer abſoluten Monarchie, unter einem Volke, das zum politiſchen Extemporiren geboren war. Auch damals ſchon gab es Sozialiſten. Der Engländer Harrington hatte ſein Syſtem der beſten Geſellſchaft in der „Oceania“ dargelegt. Montesquieu fand es unbegreiflich, wie ein Engländer etwas Beſſeres wünſchen könne, als die große germaniſche Konſtitution ſeines Vaterlandes; er ſagte ſpöttiſch von Harrington, er habe Chalcedon gebauet, während er das Geſtade von Byzanz vor Augen gehabt. — Ganz wie unſere Liberalen.

Welchen Vortheil hat der Menſch von der Konſtitution, von der moderirten Monarchie? Montesquieu und die Konſtitutionnellen haben die Antwort in Bereitſchaft. Die bürgerliche Freiheit gewährt die Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, eine Sicherheit, die von öffentlichen und Privatanklagen geſtört werden kann. Wenn man aber aus einem der

drei Raubſtaaten herauskommt, ſo mag uns dieſe Sicherheit, dieſes ganz negative Element der Freiheit, als etwas Bedeutendes und Erſtrebenswerthes erſcheinen; wenn man aber nach Jahrhunderten der Vernunft und der Philoſophie immer noch das alte Lied hört, ſo muß uns denn doch ein ſolches Reſultat erbarmungswürdig vorkommen. Montesquieu meint: Der Schutz der bürgerlichen Freiheit ruhe meiſtens auf einer guten Kriminalgeſetzgebung. Er ruft aus: „Die Kenntniſſe, die man in einigen Ländern erworben hat, in andern noch erwerben wird über die ſicherſten Regeln, welche bei Kriminalprozeſſen zu beobachten ſind, intereſſiren das menſchliche Geſchlecht mehr als irgend ſonſt etwas auf der Welt.“ Eine ganze Maſſe von Büchern und Zeitſchriften ſagt in Deutſchland, direkt oder indirekt, täglich daſſelbe. Montesquieu und dieſe Schriftſteller haben alſo vom Menſchen keinen höheren Begriff, als den einer raub- und blutgierigen Beſtie, die man mit Geſchick zähmen müſſe. Montesquieu ſagt: „In einem Staate, der darüber die beſtmöglichen Geſetze hätte, würde ein Menſch, dem man den Prozeß machte, und der morgen am Tage gehängt werden ſollte, freier ſein, als ein Paſcha in der Türkei.“ Geſetzlicher Zuſtand, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! Ganz wie bei uns. Ich ſage nicht, daß Ihr das heimliche Gericht, die Kabinetsjuſtiz, die Spezialkommiſſionen ſtehen laſſen ſollt; wenn Ihr aber einmal die Hinderniſſe der Freiheit wegräumen wollt, ſo räumt auch gleich ordentlich auf. Aber das wollt Ihr nicht, Ihr wollt aus dem Sklaven des Despotenthums blos den Sklaven der bürgerlichen Freiheit machen. Gut, ſo müßt Ihr bekämpft werden.

Montesquieu hat ein ewig wahres Gemälde der egoiſtiſchen Freiheit Englands entworfen, mit plaſtiſch formender Hand hat er dieſe Geſtalt ausgeführt. Er findet, daß das konſtitutionnelle Volk am Beſten auf einer Inſel wohnt, abgeſondert — iſolirt, ganz wie die bürgerliche Freiheit die Freiheit der Iſolirung iſt. Das konſtitutionnelle Volk iſt ferner kein eroberndes, ſondern ein Handelsvolk. Es muß einen nothwendigen großen Handel mit den Völkern des Südens eröffnen und die Länder auswählen,

mit denen es vortheilhafte Verträge macht. Als Handelsvolk hat es eine Maſſe kleiner Sonderintereſſen, wird ungemein eiferſüchtig und betrübt ſich mehr über das Gedeihen Anderer, als es über ſein eigenes Freude empfindet. Eine benachbarte Nation, deren reicher Boden und glückliche Häfen es reizten, würde es erobern und in einer großen Abhängigkeit erhalten, ſo daß die Bürger daſelbſt frei wären, der Staat aber ſelbſt ein Sklave (Irland). In der Religion würde Freiheit herrſchen — in den „Perſiſchen Briefen“ erklärt Montesquieu den Proteſtantismus für die Religion der Induſtriellen — doch ſo, daß der Glaube, zu deſſen Einführung man ſich der Knechtſchaft bedient hätte, verhaßt ſein würde. Die Geſetze gegen die Bekenner dieſer Religion (die Katholiken) würden zwar nicht blutig ſein, aber ſo reprimirend, daß ſie alles Uebel anrichteten, das man nur mit kaltem Blute thun könnte. Man würde die Reform dieſes Glaubens adoptiren, aber nur bis zu einem gewiſſen Punkte, weil man lieber die Reform unvollkommen ſein ließe, ehe man duldete, daß der Klerus reformatoriſch würde. Der Egoismus dieſer konſtitutionnellen Inſulaner würde ſich auch darin zeigen, daß ſie niemals feſte Handelstarife einführten, aus Furcht ſich verbindlich zu machen und um ſtets die Hand frei zu behalten. — Der chriſtlich-germaniſche Geiſt der Selbſtliebe, dieſer ächt konſtitutionnelle Geiſt, iſt von unübertrefflicher Meiſterhand geſchildert. Schade daß es eben mehr als ein Gemälde, daß es Doktrin ſein ſoll.

Was hält der Konſtitutionnelle von den letzten Dingen? Schauen wir ſeinem summum bonum, ſeinem höchſten Gute ins Herz! Montesquieu iſt der rationaliſtiſche Politiker und der politiſche Rationaliſt. Er iſt ein Aufklärer, wie die offizielle engliſche Philoſophie, wie die franzöſiſche Univerſität, wie unſere Liberalen in Deutſchland. Die poſitiven, die dogmatiſchen Religionen ſind ihm verhaßt; dagegen ſpricht er von der wahren Religion, die einen großen Einfluß auf das bürgerliche Leben habe, nennt die chriſtliche Religion eine Religion der Liebe, deren Abſicht es ſei, daß der Menſch die beſten bürgerlichen und poli-

tiſchen Geſetze habe. Montesquieu erfindet hier eine chriſtliche Religion, die niemals exiſtirt hat, ganz wie unſere liberalen Rationaliſten. Spricht man dieſen von Zerſtörung der religiöſen Abhängigkeit überhaupt, ſo geht ihnen der Verſtand aus. Nicht beſſer macht es Montesquieu. Bayle hatte behauptet, es ſei beſſer Atheiſt ſein, als Götzendiener; Montesquieu nennt das ein Sophisma, das ſich auf die Meinung gründe, als ſei es dem Menſchengeſchlechte von gar keinem Nutzen, ob es einen Gott gebe oder nicht. Er hält dieſen Glauben für ſehr nützlich; denn daraus, daß Gott nicht exiſtire, folge der Gedanke unſerer Unabhängigkeit, oder wenn wir dieſen Gedanken nicht haben könnten, der unſerer Empörung! Die Religion reprimire Vieles, wenigſtens ſei es ſehr nützlich, wenn die Fürſten eine hätten. Superb! Die Religion iſt der Zaum, der feſthalten ſoll, wenn die Stricke der Geſetze reißen und umgekehrt. Der Konſtitutionnelle ſetzt der geſetzgebenden Verſammlung einen König und dem freien Willen des Subjekts einen Gott als Schranke. Kammer und Fürſt balanciren einander, wie Wille und Glaube. Auch in deutſchen Ständekammern gibt es eine Maſſe von Leuten, welche die Religion als Zaum für das Volk betrachten.

Bayle hatte ferner behauptet, ein Staat, aus wahren Chriſten beſtehend, könne nicht beſtehen. Montesquieu ſagt: Doch, doch! der wahre Chriſt iſt ein Menſch, welcher unendlich aufgeklärt über ſeine Pflichten iſt, und der einen ſehr großen Eifer beſitzt, ſie zu erfüllen. Bayle hat Recht, und Montesquieu hat Recht. Wenn Bayle den Urchriſten im Auge hat, der noch im heutigen Pietiſten einen Nachdruck auf Löſchpapier erlebt, und wenn er ſich unter dem Staate das Ziel menſchlichen Zuſammenlebens denkt, ſo iſt der Chriſt untauglich für den Staat. Wenn Montesquieu den praktiſchen Chriſten, den engliſchen Chriſten, den aufgeklärten Ichthümler meint und unter der engliſchen Konſtitution den wahrhaften Staat verſteht, ſo paßt der Chriſt ganz eminent für den Staat. In dieſem Sinne ſind die Liberalen und Konſtitutionnellen ſämmtlich chriſtlich, Rationaliſten und Voltairianer — und doch Chriſten? Ja, ſie predigen die Abhängigkeit des Menſchen vom Schöpfer der Welt und vom Schöpfer der

Verfaſſung, von den Schöpfern der Geſetze und den Schöpfern des Salairs.

Montesquieu war ein klarer, der Beobachtung offener Geiſt; ſeine heutigen Revenants ſind große Philiſter. Montesquieu erklärt, das politiſche, wie das moraliſche Gut ſei immer in der Mitte zwiſchen zwei Aeußerſten. Er iſt der Ahnherr des berüchtigten Juſte-Milieu. Er hat beinahe das Wort ſelbſt erfunden. „Ich glaube, daß der äußerſte Grad von Vernunft nicht immer wünſchenswerth iſt, und daß die Menſchen ſich faſt immer beſſer mit der Mitte, als mit den Extremitäten zurechtfinden.“ Zweimal zwei iſt vier: iſt ein „äußerſter Grad von Vernunft“; zweimal zwei iſt drei: iſt zu offenbar gelogen. Nehmen wir die „Mitte“: zweimal zwei iſt drei und einhalb. So haben wir die „Extremitäten“ vermieden.

Uebergang.

Montesquieu, der Politiker, war ein Doktrinär, Montesquieu, der Sittenſchilderer, nicht ſo ganz. Montesquieu, der geſetzte Mann, kannte nichts Höheres, als die moderirte Monarchie; ſieben und dreißig Jahre früher war er etwas anderer Meinung. Im 99. Briefe der Lettres persanes ſchreibt Usbeck an Ibben: „Die größte Zahl der europäiſchen Regierungen iſt monarchiſch, oder vielmehr wird ſo genannt, denn ich weiß nicht, ob es jemals ſo etwas gegeben hat; wenigſtens könnte es nicht lange beſtanden haben. Es iſt ein gezwungener Zuſtand, der immer in Despotismus oder in Republik ausartet. Die Macht kann niemals gleichmäßig getheilt ſein zwiſchen dem Volke und dem Fürſten, das Gleichgewicht iſt zu ſchwer zu bewahren. Die Macht muß nothwendig nach der einen Seite abnehmen, während ſie nach der andern zunimmt, aber der Vortheil iſt gewöhnlich auf Seiten des Fürſten, der an der Spitze des Heeres ſteht.“ Helvetius war vollſtändig der Meinung, es gebe nur zwei Arten von Regierungsformen, Demokratie und Despotie. Er ſchreibt an Montesquieu über den „Geiſt der Geſetze“: „Das Beiſpiel der engliſchen Regierung hat Sie verführt. Ich bin

weit entfernt, dieſe Konſtitution für vollkommen zu halten. Warten wir einmal, wie Locke zum König Wilhelm ſagte, bis ein bedeutendes Mißgeſchick, das ſeinen Urſprung in dem Fehler dieſer Konſtitution haben wird, uns ihre Gefahren empfinden läßt; bis die Beſtechung, die ſchon nöthig geworden, um die Trägheit des Oberhauſes zu beſiegen, von den Miniſtern in die Kammer der Gemeinen eingeführt iſt und Niemanden mehr roth macht: dann wird man die Gefahr eines Gleichgewichtes ſehen, das man unaufhörlich ſtören muß, um die Bewegung einer ſo komplizirten Maſchine zu beſchleunigen oder aufzuhalten. In der That, mußte man nicht in unſern Tagen Auflagen beſchaffen, um die Parlamente zu beſolden, welche dem Könige das Recht geben, Steuern vom Volke zu erheben? — — Endlich, mein lieber Präſident, muß ich Ihnen geſtehen, daß ich niemals die ſubtilen, ſo oft wiederholten Unterſcheidungen über die verſchiedenen Formen der Regierung recht verſtanden habe. Ich kenne nur zwei Arten, die guten und die ſchlechten, die guten, die noch zu bilden ſind, die ſchlechten, deren ganze Kunſt darin beſteht, durch verſchiedene Mittel das Geld von den Regierten in die Taſche der Regierenden zu locken. Was die alten Regierungen durch den Krieg raubten, erlangen unſere modernen ſicherer durch die Fiskalität."

In einer Note zum „Geiſt der Geſetze" erklärt Helvetius die ſchlechten Regierungen für ſolche, in denen die Regierten die Unterdrückung der Regierenden nicht zurückweiſen können, das ſei Despotismus; wenn ſie es könnten, ſo ſei das Demokratie.

Wie kommt es aber zu Regierten und Regierenden überhaupt, wo iſt die Quelle jeglicher Regierung? Darauf gibt uns nur die radikale Theorie Antwort. Hören wir Rouſſeau.

Rouſſeau.

Souverän iſt nach Rouſſeau nur Einer, nämlich das Volk. Die Geſetzgebung iſt die Macht des Volkes. Die exekutive Gewalt oder die Regierung iſt Nichts, als ein Mandat des Souveräns, des Volkes. Selbſt wenn ein Fürſt an der Spitze der Regierung ſteht, ſo iſt er nur ein Diener des Volkes, der erſte

Magiſtrat. Die ſouveräne Gewalt iſt in keinerlei Weiſe zuſammengeſetzt, kann daher auch nicht getrennt und getheilt werden, ſie iſt vielmehr untheilbar und ruht nur im Volke, aber im ganzen Volke. „Die Souveränität kann nicht repräſentirt werden, aus demſelben Grunde, aus dem ſie nicht veräußert werden kann, ſie beſteht weſentlich in dem allgemeinen Willen, und der Wille kann nicht repräſentirt werden; er iſt entweder er ſelbſt oder er iſt ein Anderer, es gibt nichts Drittes. Die Deputirten des Volkes ſind alſo nicht und können nicht ſein ſeine Repräſentanten, ſie ſind nur ſeine Kommiſſäre, ſie können Nichts definitiv beſchließen. Jedes Geſetz, welches das Volk nicht in Perſon beſtätigt hat, iſt nichtig, iſt gar kein Geſetz. Das engliſche Volk glaubt frei zu ſein, es iſt es nur während der Wahl ſeiner Parlamentsglieder. Sobald dieſe gewählt ſind, iſt es Sklave, iſt es Nichts. — Die Idee der Repräſentanten iſt modern, ſie iſt uns vom Feudalweſen überkommen, von dieſer ungerechten und abgeſchmackten Regierung, in welcher die menſchliche Gattung entwürdigt und wo der Name Menſch eine Schmach iſt. In den alten Republiken und ſelbſt in den Monarchieen hatte das Volk niemals Repräſentanten, man kennt nicht einmal das Wort. — In dem Augenblicke, wo ſich ein Volk Repräſentanten gibt, iſt es nicht mehr frei, exiſtirt es nicht mehr.“

Zwar gibt Rouſſeau zu, daß dieſe radikale Demokratie nur in kleineren Staaten möglich ſei; aber er deutet zugleich das Föderativſyſtem als Auskunftsmittel an.

Jede ſtaatliche Geſellſchaft iſt nach Rouſſeau auf den Vertrag gegründet, ſelbſt wenn dieſer Vertrag ein ſtillſchweigender wäre. Wenn die Menſchen bis zu dem Punkte gekommen ſeien, wo die Hinderniſſe, welche ihrer Erhaltung im Naturſtande widerſtrebten, mächtiger würden, als die Kräfte jedes Einzelnen, ſo bliebe ihnen nichts weiter übrig, als durch Vereinigung eine Summe von Kräften zu bilden, welche wieder mächtiger ſei, als jene Hinderniſſe. Das Problem beſtehe dann darin, „eine Form der Vereinigung zu finden, welche mit der ganzen Geſammtkraft die Perſon **und den Beſitz** jedes

Mitgliedes vertheidige und ſchütze, und durch welche Jeder, indem er ſich mit Allen vereinige, doch nur ſich ſelbſt gehorche und eben ſo frei bleibe wie zuvor."

Hätte Rouſſeau nur im Auge behalten, daß der Naturzuſtand gar kein Privateigenthum kennt, daß jeder Beſitz, ehe ein Geſetz beſteht, ſich auf das natürliche Bedürfniß gründet und vom Rechte des Stärkeren geſchützt wird, daß der Begriff Eigenthum ganz unvereinbar mit dem Menſchen iſt, der noch außerhalb des Staates iſt, daß alſo der Staat, wenn er entſteht, wohl die einzelnen Perſonen mit ihrer Produktionskraft aufnehmen kann, niemals aber ihre Güter, weil keine vorhanden ſind. Die Entſtehung des Privateigenthums iſt ſchon ſtaatlicher Akt, politiſche Wirkung, der erſte und Grundirrthum, jedenfalls ein Faktum, welches Rouſſeau keineswegs erklärt, ſondern mit dem er ſich und uns übertölpelt. Wenn er weiterhin den politiſchen Vertrag abermals erklärt: die gänzliche Entäußerung jedes Mitgliedes mit allen ſeinen Rechten an die ganze Gemeinſchaft, wenn er ſogar hinzufügt, die Entäußerung ſei ohne Rückhalt, die Vereinigung ſei vollkommen, wenn er noch einmal definirt: „Jeder von uns gibt in die Gemeinſchaft ſeine Perſon und ſeine ganze Kraft (puissance), und wir nehmen jedes Mitglied als untheilbaren Theil des Ganzen auf," ſo könnte man glauben, Rouſſeau habe die wahre Gemeinſchaft im Auge gehabt, wo Jeder nach ſeiner Kraft produzirt und nach ſeinem Bedürfniß konſumirt. Allein ſo iſt es ihm nicht gemeint, der Einzelne hat „Güter", Beſitz, den ihm der Staat garantiren ſoll; er hat alſo nicht alle ſeine Kraft an das Ganze entäußert, er iſt nicht deſſen „untheilbarer" Theil geworden, er iſt vielmehr getheilt, in der Mitte entzwei geſchnitten. Der Sinn des **Contrat social** iſt der, daß der Menſch und ſeine Kraft (puissance) keineswegs zuſammengefallen ſind, daß der Begriff der „Güter" allerdings juriſtiſch gemeint war, daß Rouſſeau durchaus nicht den natürlichen Menſchen mit anderen natürlichen Menſchen aſſoziirt, ſondern den Beſitzer mit dem Beſitzer. Der ſoziale Vertrag beruht alſo auf einer gänzlich ungerechtfertigten Thatſache, auf dem Privateigenthum, er baſirt auf einem ungeheuern Vor-

urtheil; er iſt Nichts, als eine Heiligſprechung der Uſurpation, als eine Sicherheitsanſtalt. Rouſſeau fragt gar nicht: Als was haben wir uns aſſoziirt, als Menſchen oder als Eigenthümer? Sondern er ſagt kurzweg und von vorne herein: „Wir ſind eine Geſellſchaft von Eigenthümern.“ Aus dem Naturmenſchen iſt ein Bürger geworden.

Der Bürger iſt eine Sphinx, oben Citoyen, unten Bourgeois, ein Weſen, das mit ſich ſelbſt im Zwieſpalte lebt, eine Unmöglichkeit. Der Citoyen iſt der allgemeine Bürger; der Bourgeois iſt der beſondere, der partikuläre Bürger. Der Citoyen iſt der Bürger, der ſeine Perſon, ſeine „ganze Kraft“ an die Gemeinſchaft hingegeben hat; der Bourgeois iſt der Beſitzer der „Güter“, welche ihm die Allgemeinheit garantirt. Der Kampf des Citoyen mit dem Bourgeois macht die ganze Geſchichte der ſogenannten inneren Politik aus, eine Geſchichte, die ſo intereſſant iſt, daß ſich unſere Nachkommen daran geſund lachen können, wenn ſie krank werden. Auch der radikale Rouſſeau ſetzt dieſen Kampf, macht in ſeinem politiſchen Vertrage dieſen erbärmlichen Widerſtreit möglich, ja unumgänglich nöthig.

Hier iſt die Achillesferſe des **Contrat social**: „Jedes Individuum kann als Menſch einen beſonderen Willen haben, der dem allgemeinen Willen, den es als Bürger hat, entgegengeſetzt oder wenigſtens von ihm verſchieden iſt. Sein perſönliches Intereſſe kann ganz anders zu ihm reden, als das gemeinſchaftliche; ſeine abſolute und natürlich unabhängige Exiſtenz kann ihm das, was er der Geſammtheit ſchuldig iſt, als eine unnöthige Kontribution erſcheinen laſſen, deren Verluſt den Andern weniger ſchädlich, als die Leiſtung derſelben für ihn läſtig wäre, und indem er die moraliſche Perſon, die den Staat konſtituirt, als ein abſtraktes Weſen betrachtete, weil es kein Individuum iſt, würde er die Rechte des Bürgers genießen, ohne die Pflichten des Unterthans zu erfüllen; eine Ungerechtigkeit, deren Fortſchritt den Ruin des politiſchen Körpers herbeiführen müßte.“

Das kommt davon, wenn die Geſammtheit den Einzelnen und deſſen Güter vertheidigen und ſchützen ſoll, wenn die

Geſammtheit es mit zwei Perſonen zu thun hat, ſtatt mit einer, wenn der Citoyen, der Geſammtbürger, andere Intereſſen hat, als der Bourgeois, der Privatbürger. Wie hilft ſich Rouſſeau aus dieſer Sackgaſſe heraus? Natürlich auf gewaltſamem Wege, ächt politiſch.

„Damit alſo der ſoziale Vertrag kein leeres Formular ſei, ſchließt er ſtillſchweigend die Verpflichtung ein, welche einzig die andere Kraft geben kann, daß, wer ſich irgend weigert, dem allgemeinen Willen zu gehorchen, durch den ganzen Körper dazu gezwungen werde, was nichts Anderes bedeutet, als daß man ihn zwingen wird, frei zu ſein; denn das iſt die Bedingung, unter welcher jeder Citoyen ſich dem Vaterlande hingibt und dafür gegen jede perſönliche Abhängigkeit ſichergeſtellt wird.“

Man muß den Menſchen zwingen, frei zu ſein, das iſt die ganze politiſche Doktrin der Radikalen. Wer zwingt den Menſchen zur Freiheit? Der Citoyen, das ſouveräne Volk. Wen zwingt der Citoyen, das ſouveräne Volk zur Freiheit? Sich ſelbſt, d. h. denjenigen Theil des Menſchen, der nicht Citoyen, den Bourgeois. Zu welcher Freiheit wird der Bourgeois gezwungen? Zur Freiheit des Citoyen, zum Gedanken der Allgemeinheit, zu einer Abſtraktion. Der Menſch wird alſo wohl etwas hingeben, aufopfern müſſen, er wird wohl in etwas Liebem und Werthem gekränkt, verletzt, beſchädigt, weil er doch gezwungen wird? Allerdings, er wird an ſeinen „Gütern“ gekränkt, verletzt, beſchädigt, zu Ehren des ſouveränen Willens. Iſt aber die Freiheit ſeiner Perſon, die Unabhängigkeit des Citoyen, nicht etwa ein reichlicher Erſatz für den Zwang, den der Bourgeois erfährt? Keineswegs, weil dieſe Perſon nur ein Geſpenſt, ein Schatten, etwas von jeder lebendigen Wirklichkeit Fernes iſt, weil man aus der vollſtändigen Perſon des Menſchen die Begriffe von Bedürfniß, Befriedigung des Bedürfniſſes ausgeſchieden hat, welche nun unter dem Namen „Güter“ eine beſondere Exiſtenz führen. Der franzöſiſche Konvent hat mit dem rouſſeau'ſchen Kontrakt in ſo weit Ernſt machen wollen, als er mit unerhörter Konſequenz einen Geſammtwillen etablirte, der jeden partikularen Willen zwang, frei, Geſammtwille zu ſein.

Woran ſcheiterte der franzöſiſche Konvent? An den partikularen Willen, am wohlberechtigten Egoismus der Bourgeois. Der abſtrakte Geſammtwille konnte es nicht ferner durchſetzen, die beſonderen Willen zur Freiheit zu zwingen.

Rouſſeau iſt der ehrlichſte Menſch, der jemals auf dieſer Erde gelebt hat; ſeine Schuld iſt es nicht, wenn ſeine blindeſten Anhänger von heute ihn nicht gründlich geleſen haben. Rouſſeau iſt nicht nur der radikale Theoretiker, ſondern auch der Widerſpruch innerhalb der radikalen Theorie ſelbſt. Er kann nicht unterlaſſen, in der Eigenthumsfrage einen bedeutenden Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu erheben. Einmal ſanktionirt der Staat das Eigenthum, legaliſirt er die Uſurpationen des Naturſtandes; erſt der Bürger beſitzt rechtlich, legitim. Auf der andern Seite bleibt der Kollektivbürger, der Souverän, immer und ſtets Herr über die einzelnen Rechte der Einzelnen, mithin kann der Souverän das Privateigenthum antaſten, das legitime Beſitzthum für illegitim erklären. Da aber ferner der Menſch nach demſelben Rouſſeau ein natürliches Recht auf das hat, weſſen er bedarf, ſo *kann* der Souverän das private Beſitzthum nicht nur antaſten, nein, er *muß* es antaſten. Ferner ſagt Rouſſeau ausdrücklich, für den Souverän, für das Volk ſei *Nichts* verbindlich, *nicht einmal der ſoziale Kontrakt*, viel weniger die einzelnen Gebräuche und Mißbräuche, die ſich ohne Zuſtimmung des Volkes in die Praxis eingeſchlichen. Das Volk, ſelbſt wenn der rouſſeau'ſche Kontrakt wirklich die ideale Baſis aller politiſchen Gemeinſchaften wäre, könnte alſo immer ſagen: Machen wir einen *neuen* Kontrakt, ſichern wir Jedem ſeine Perſon, aber ſeine *vollſtändige, menſchliche* Perſon mit allen ihren Bedürfniſſen, und ſtreichen wir die „Güter"! Dieſes wichtige Amendement ließe ſich mit Rouſſeau's eigenen Lehren vertheidigen.

Vor der Hand aber bleibt unſerem Philoſophen der Menſch vom Beſitzer getrennt; er meint, der Geſammtwille, der Wille des Souveräns, bei welchem jeder Einzelne mitbegriffen ſei, könne Nichts gegen den *Einzelnen* beſchließen, was nicht *in der allgemeinen Uebereinkunft* enthalten wäre, was nicht im Fundamentalpakt ſtände. Sonach würde alſo der Einzelne ſeine

„Güter“ behalten, und die Geſammtheit könnte ihn nur — zur Freiheit zwingen, d. h. zum Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Was Rouſſeau einmal ſo nebenbei wünſcht, *Alle müßten etwas haben, Keiner von ihnen zu viel, damit der ſoziale Zuſtand vollkommen ſei*, iſt eben nur ein *frommer Wunſch*. Doch ſchlüpft bei Gelegenheit dieſes Wunſches das naive Geſtändniß durch, *die Geſetze ſeien immer nur nützlich für die, welche beſäßen, und ſchadeten denen, die Nichts hätten.*

Wenn dieſe Stelle für ſich allein gewichtiger iſt, als der ganze Contrat social, ſo müſſen wir ihr ſofort noch eine andere Erörterung hinzufügen, welche den Politikern gegenüber wie eine wahre Ironie lautet. Rouſſeau findet nämlich, daß die „Güter“, die jeder Menſch mit in den ſtaatlichen Verband bringt, doch eigentlich *kein Eigenthum* würden; da aber die Kräfte des Staates unvergleichlich größer ſeien, als die jedes Einzelnen, ſo ſei der öffentliche Beſitz *faktiſch* ſtärker und unwiderruflicher, *ohne deshalb*, wenigſtens Fremden gegenüber, *legitimer* zu ſein. Denn der Staat ſei nur, vermöge des ſozialen Kontraktes, Herr aller Güter der Einzelnen, den fremden Mächten gegenüber ſei er es nur durch das *Recht der Beſitzergreifung*, das er von den Einzelnen überkommen. Das ganze Eigenthumsrecht, das die Politik durch Tauſende von langweiligen und unlogiſchen Bänden feſtgeſtellt zu haben glaubte, iſt, der Menſchheit, der Gattung gegenüber, Nichts, *als das brutale Recht des Stärkeren!* „Sei im Beſitze und Du biſt im Recht.“ Das Eigenthumsrecht kann alſo nicht das geringſte Titelchen zu ſeinen Gunſten anführen, wenn „der alte Urſtand der Natur wiederkehrt“, wenn der Menſch vom Himmel herab die „ewigen Rechte“ herunterholt, „die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt.“ —

Der Staat hat den Menſchen abſorbirt, er hat Eigenthum und Geſetze zu ſchaffen geſucht, Jahrtauſende lang ſind dieſe ſeine Schöpfungen reſpektirt worden. Wie nun, wenn der Menſch den Staat, ſammt Eigenthum und Geſetzen abſorbirte? —

Rouſſeau will aber nicht, daß der Menſch den Staat abſorbire, ſondern er ſteht in dem allgemeinen politiſchen Wahne, der

Staat müſſte den Menſchen abſorbiren, der Staat iſt ihm etwas Heiliges, Religiöſes. Sein Staat iſt etwas dem Menſchen Jenſeitiges, er wird ihm offenbart. „Um die beſten Regeln der Geſellſchaft zu entdecken, wie ſie ſich für die Nationen geziemen, bedürfte es einer höheren Intelligenz, die alle Leidenſchaften der Menſchen ſähe und keine derſelben empfände, die keine Beziehung zu unſerer Natur hätte und ſie doch durch und durch kännte, deren Glück unabhängig von uns wäre, und die ſich dennoch mit dem unſrigen beſchäftigen wollte. — Es bedürfte der Götter, um den Menſchen Geſetze zu geben. — Wer es unternimmt, einem Volke Inſtitutionen zu geben, muß ſich im Stande fühlen, ſo zu ſagen die menſchliche Natur zu ändern, jedes Individuum, welches, an ſich betrachtet, ein vollkommenes und für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht, in einen Theil eines größeren Ganzen umzuwandeln, von denen dieſes Individuum gewiſſermaßen ſein Leben und ſein Daſein erhalte; die Konſtitution des Menſchen zu ſchwächen, um ſie zu ſtärken; eine partielle und moraliſche Exiſtenz an die Stelle der phyſiſchen und unabhängigen Exiſtenz zu ſetzen, die wir Alle von der Natur empfangen haben. Man muß mit Einem Worte dem Menſchen ſeine eigenen Kräfte nehmen, nie ihm fremde zu geben, die er ohne die Hülfe Anderer nicht gebrauchen kann — Da der Geſetzgeber weder Gewalt noch Vernunftgründe in Anwendung bringen kann, ſo muß er nothwendig eine Autorität anderer Gattung in Anſpruch nehmen, die ohne Gewalt hinzureißen und ohne Ueberredung zu überzeugen vermag. Das hat zu allen Zeiten die Väter der Nationen gezwungen, zur Einmiſchung des Himmels ihre Zuflucht zu nehmen und die Götter mit ihrer eigenen Weisheit zu beehren, damit die Menſchen den Geſetzen des Staates, wie denen der Natur unterworfen und dieſelbe Macht in der Schöpfung des Menſchen, wie in der des Staates anerkennend, mit Freiheit gehorchten und willig das Joch des öffentlichen Glückes trügen.“

Man bemerke vorab in dieſer Stelle die offen eingeſtandene Gewalt, welche der Natur des Menſchen angethan werden ſoll,

wie der Menſch geſchwächt werden muß, um ein ſtarker Bürger zu werden, wie man ihm ſein Weſen austreiben will, um ihm das Füllſel der Staatsidee einzutrichtern. Dann aber betrachte man die Natur des rouſſeau'ſchen Geſetzgebers! Es iſt in der letzten Zeit die Behauptung ausgeſprochen worden, die Politik ſei die Religion der Praxis, die fleiſchgewordene Religion; der Staat ſei für den Menſchen ebenſowohl ein fernes, tyranniſches Jenſeits, wie Gott; Gottes Tyrannei, die religiöſe Entmenſchung des Menſchen zeige ſich erſt recht handgreiflich in unſerem ſauberen bürgerlichen Leben. Bei dem radikalen Rouſſeau wird es deutlich, wie religiös die Politik iſt. Die große, allmächtige Volksſouveränität genügt nicht einmal, um die Staatsmaſchine in Gang zu bringen; es bedarf dazu noch eines ſpeziellen Offenbarers, eines halbübernatürlichen Mittlers, der den blinden Heiden das Evangelium des letzten Geſetzes predige. Dieſer göttliche Menſch ſoll allererſt Eintracht im Wollen und Urtheilen hervorbringen, er hat die Wahrheit in ſich, er gibt ſie von ſich, er ſchüttet ſie auf das verſammelte Volk, wie der heilige Geiſt zu Pfingſten über die Jünger kam, ſo daß aus Fiſcherknechten Doktoren der Theologie wurden. Der Geſetzgeber iſt bei Rouſſeau in aller Form politiſcher Religionsſtifter, das ſouveräne Volk iſt nur die Kleriſei, welche die geoffenbarten Dogmen handhabt und überwacht.

Rouſſeau ſieht nicht, daß er vergangene Zuſtände ſchildert, daß er von einer hiſtoriſchen Vergangenheit ſpricht, welche eben eine radikale Umgeſtaltung des Lebens wünſchen läßt; er glaubt etwas Neues zu predigen und predigt nur die alte Vermiſchung von Religion und Politik, die ſich Beide in die Hände arbeiteten, ſich gegenſeitig unter die Arme griffen und das Sklaventhum der ganzen Weltgeſchichte begründeten. An dem letzten Kindlein dieſer Ehe, am chriſtlichen Staate hätte er einen hinreichenden Widerwillen gegen jegliche Offenbarungslehre empfinden können. Neuere Radikale, z. B. Thoré, die übrigens auf den Schultern des Contrat social ſtehen, verwerfen geradezu dieſen einzelnen, göttlichen Geſetzgeber; Thoré ſagt, nur der menſchliche Geiſt könne für die Menſchen Geſetze machen. Pierre Leroux

opponirt ebenfalls gegen dieſen einzelnen religiöſen Akt, er ernennt die Preſſe zur Geſetzgeberin. Wir wollen hier ununterſucht laſſen, in wie weit auch dieſe Aushülfe nur eine Modifikation des rouſſeau'ſchen Standpunktes iſt.

Die Geſetzgebung als übernatürlicher, als Offenbarungsakt verhält ſich zur Volksſouveränität, wie der Citoyen ſich zum Bourgeois verhält. Der Citoyen thut dem Menſchen denſelben Zwang an, welchen der Legislator dem ſouveränen Volke anthut. Abhängigkeit und Willkür ſpielen die Hauptrollen in dem ganzen radikalpolitiſchen Vertrage. Von Freiheit kann keine Rede ſein. Ich mag leben, wie ich will, ich kann ein radikaler Wütherich ſein, Robespierre ſelbſt: ſo lange ich mich und das Volk von einem uns jenſeitigen Akte, von einer übernatürlichen Geſetzgebung, von einem Etre suprême abhängig mache, ſo lange ſchleppen wir unſere Galeerenkugeln am Beine mit herum, ſo lange ſind wir Sklaven. Rouſſeau war in ſeinen freieſten Gedanken ein Sklave, Robespierre, der praktiſche Rouſſeau, war ein Sklave.

Von der Annahme der Nothwendigkeit eines Geſetzgebers zu der Forderung einer politiſchen Religion iſt nur ein Schritt. Hat der Citoyen ein ſtaatliches Etre suprême, ein höchſtes Weſen, vor dem ſeine ganze Souveränität gläubig in die Kniee ſinkt, ſo wird doch auch der Bourgeois einen Schöpfer aller Dinge, einen „gütigen Vater im Himmel“ anerkennen. Ganz gewiß. Rouſſeau iſt, wie Montesquieu, der poſitiven Religion gram, er verwirft die chriſtliche Religion, wie ſie ſich traditionnell ausgebildet hat, er iſt bitter gegen den Katholizismus, der den Menſchen zwei Geſetzgebungen, zwei Häupter, zwei Vaterländer gäbe, der ſie widerſprechenden Pflichten unterwerfe und ſie verhindere, zugleich Bürger und Fromme zu ſein. Er verlangt eine Religion, die dem Bürgerthum des Menſchen entſpreche, eine bürgerliche Religion, deren Artikel der Souverän (das Volk) feſtzuſetzen habe, nicht ſowohl als religiöſe Dogmen, denn als Geſinnungen der Soziabilität. Wer dieſe Artikel nicht glaube, müſſe aus dem Staate verbannt werden, nicht als gottlos, aber als unfähig, aufrichtig die Geſetze und die Gerechtigkeit zu lieben. Wer ſich einmal zu ihnen bekannt hat und ſich nachher beträgt,

als glaube er nicht an ſie, ſoll mit dem Tode beſtraft werden. So ſpricht das Vorbild Maximilian Robespierre's, auf den mit Fug und Recht die Jeſuiten in Frankreich folgten, ja auf den die Inquiſition hätte folgen können, weil ſie in ihrer Weiſe ganz denſelben Grundſätzen huldigt. Und welches ſind die Artikel dieſer bürgerlichen Religion, die den Eifer der Citoyens für die Republik ſo unfehlbar garantiren ſoll? Das Daſein einer mächtigen, weiſen, wohlthuenden, vorſehenden und fürſorgenden Gottheit; ein zukünftiges Leben; das Glück der Gerechten, die Züchtigung der Böſen; die Heiligkeit des ſozialen Vertrages und der Geſetze. — Wenn dieſe Glaubensartikel nothwendig in der Republik ſind, wenn die Republik ohne ſie zuſammenfällt, ſo mag man ſich das Leben unter dem ſozialen Pakt ausmalen und nachher zuſehen, ob man Luſt empfindet, ihn einzuführen. Alle Menſchen, die ein vollkommnes Bewußtſein ihrer ſelbſt haben, werden auswandern. Es handelt ſich hier nicht von Toleranz, nicht davon, ob man mit Menſchen zuſammenleben könne, welche dieſen Glauben haben — in unſerer deutſchen Staatloſigkeit und despotiſchen Anarchie haben wir gar keinen Begriff von einer politiſchen Religion —, ſondern darum, ob ein Zuſtand, deſſen Seele jene Artikel wären, der in allen Einzelheiten der öffentlichen Exiſtenz dieſe Artikel wiederſpiegelte, ein menſchlich freier Zuſtand wäre? Nein! Denn wenn ich an die allmächtige und allgütige Gottheit glaube, ſo habe ich den Inbegriff aller Kraft und Liebe nicht im Menſchen, ſo kann ich nicht ſchaffen, was groß, nicht lieben, wie es einzig ſchön iſt; ſo bauen wir nicht mit menſchlicher Kunſt und menſchlichem Fleiße den Widerwärtigkeiten der Natur vor, ſondern verlaſſen uns auf den lieben Herrgott; ſo können hunderte unſerer Nebenmenſchen verhungern, immer im Vertrauen auf den lieben Herrgott, der ein Mißjahr zugelaſſen hat, während wir vertrauensvoll auf eine reiche Aernte hofften, vielleicht darum beteten, während wir hätten arbeiten ſollen. Wenn die Staatseinrichtungen ſo beſchaffen ſind, als gäbe es jenſeits des Grabes eine ewige perſönliche Fortdauer, ſo kann es mir mein ganzes Leben lang hundeſchlecht ergehen, ich kann gar

nicht zur Entwickelung meiner Persönlichkeit, zum menschlich schönen Genusse kommen; was thut's, die Republik läßt mir durch den Mund ihrer Priester sagen: Droben ist noch lange Zeit, warte nur! Und unterdessen verwelkt und erstirbt eine kostbare Menschenblüthe nach der anderen, berufen von der Natur, freudig den Sonnenstrahl des Glückes einzusaugen und für alle sie umgebenden Menschenblüthen die süße Gewohnheit des Daseins zu verschönern. Ein Staat, der zu seiner Existenz den Glauben an den Unterschied der Guten und Bösen nöthig hat, verdient schon deshalb allein umgestürzt zu werden, weil er die menschliche Natur beleidigt. Was ist gut, was ist böse? Wenn mir Einer von Euch darauf eine vernünftige Antwort gibt, so will ich morgen Republikaner werden. Wenn die sauberen Verhältnisse unserer bürgerlichen Unordnung einen Menschen ruinirt haben, aus einem Heldenkerne einen Schinderhannes, aus einem liebebedürftigen Weibe eine Prostituirte erzogen haben, wenn das Raffinement der Gesellschaft diejenigen an den Pranger stellt, welche die Sünden der ehrlichen Leute kompromittirten, so versprecht Ihr diesen Bedauernswürdigen noch das ewige Feuer in der Hölle, und diejenigen, welche keinen Muth, keine Gelegenheit, keine Nothwendigkeit zum Verbrechen erlebten, schickt Ihr an die himmlische Festtafel? Schämet Euch! Man braucht die menschliche Natur gar nicht optimistisch zu betrachten, man braucht kein eintöniges Engelleben für irgend eine Zukunft zu prophezeien, es würde auch so langweilig sein, wie die steifen Bilder der alten Maler; aber die Exzesse der Menschennatur, die Ausbrüche der Bestialität, wie sie Euern Gerichten und Euern Henkern verfallen, sind die Wirkung der Verhältnisse; und für das Uebrige sage ich mit Meister Göthe: „Jede Schuld rächt sich auf Erden."

Den Anhängern des christlichen Staates kann man immer rathen, die vortreffliche Polemik nachzulesen, welche Rousseau wider den christlichen Theismus und Spiritualismus geführt hat; sie mögen einmal zu widerlegen suchen, was er über die Unverträglichkeit der christlichen Abstraktion mit dem staatlichen und bürgerlichen Leben sagt. Wenn aber der christliche Theismus nicht in die Republik taugt, so taugt der rousseau'sche Deismus wahrlich

ebenſo wenig zum Fundament der wahren Geſellſchaft; oder vielmehr er würde vom Erdboden verſchwinden, wo er mit den übrigen Doktrinen der religiöſen Abhängigkeit ſein trauriges Daſein noch friſtet, wären nur erſt die Fundamente der wahren Geſellſchaft gelegt. Die wahre Geſellſchaft braucht kein religiöſes Tribunal, keine Glaubensartikel und keine Geſetze des Atheismus; ſie vernichtet die Wurzel alles Aberglaubens und Wahnes: die Blätter welken von ſelbſt, der Stamm verdorrt.

Rouſſeau's Prinzipien verhelfen der Menſchheit nicht mehr zu ihrem Ziele als die konſtitutionnellen Maximen Montesquieus; ſie ſcheinen nur den Vorzug der Courage vor ihnen zu haben. Kommen die Radikalen aber an die Dinge, wo ſich ihr Muth bewähren könnte, ſo ziehen ſie ſich zurück. In Amerika lebt das Weſen des rouſſeau'ſchen Vertrages, die ſchweizeriſchen Radikalen ſind Anhänger des Bürgers von Genf, die franzöſiſchen Republikaner oder Demokraten ebenfalls. In Nordamerika ſchmachtet das Volk nach neuen Lehren, der Sozialismus macht dort Propaganda. Ein preußiſcher Handwerker deckte die Blößen der ſchweizeriſchen Radikalen auf. Die franzöſiſchen Demokraten mußten ſich der Arbeiterfrage bemächtigen, um wieder zu der verlorenen Popularität zu gelangen. Der abſtrakte Radikalismus ſpielt in dieſem Augenblicke die allerkläglichſte Rolle. Den Furchtſamen iſt er zu kühn und den Kühnen zu furchtſam. Er iſt Juſte-Milieu geworden.

Benutzen wir eine der großartigen Naivitäten Jean Jacques' zum Uebergange. Er ſagt zu den Modernen, ſie hätten nicht mehr die Vortheile, denen die Griechen die Freiheit verdankten. „Was (ſagt Ihr), die Freiheit erhält ſich nur mit Hülfe der Sklaverei? Vielleicht. Die beiden Aeußerſten berühren ſich. Alles, was nicht in der Natur begründet iſt, hat ſeine großen Schwierigkeiten und die bürgerliche Geſellſchaft mehr als Alles ſonſt.“ — Die bürgerliche Geſellſchaft iſt unnatürlich! — „Es gibt unglückliche Verhältniſſe, wo man ſeine Freiheit nur auf Koſten der Feiheit Anderer bewahren kann, wo der Bürger nur vollkommen frei iſt, wenn der Sklave vollkommen Sklave iſt. Das war das Verhältniß Sparta's.

Ihr, moderne Völker, Ihr habt keine Sklaven, aber Ihr ſeid es!“ — Die modernen Völker ſind Sklaven! — „Ihr bezahlt ihre Freiheit mit der Eurigen.“

Die modernen Völker ſind Sklaven, der politiſche Vertrag macht den Einen zum Sklaven des Andern. Rouſſeau hat Recht, wir müſſen wieder Sklaven haben, um frei zu ſein. Dieſe Sklaven ſind bereits gefunden. — Wie heißen ſie? — Maſchinen. — Aber die Fabrikarbeiter ſind ebenfalls Maſchinen, menſchliche Maſchinen. — Das iſt eben der Fehler, das iſt die Folge der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Fabrikarbeiter in Frankreich murren.

Die franzöſiſche Arbeiterpetition.

Das franzöſiſche Proletariat hatte ſchon eine Maſſe Blutes in den Straßen verloren, ſein Schrei nach Hülfe war erſtickt. Es duldete und — ſtudirte. Der Mangel an Arbeiteremeuten in den letzten Jahren iſt eine reine Folge des Ernſtes, des Nachdenkens, dem ſich die vierte Klaſſe hingegeben. Sie hat keine Zeit, auf der Straße Lärm zu ſchlagen, und keine Luſt, der Regierung Gelegenheit zu verſchaffen, ſich von der ängſtlichen Bourgeoiſie noch mehr Gewaltmittel in die Hände geben zu laſſen. Der Sozialismus in Frankreich iſt nicht todt, er ſchläft auch nicht, er iſt nur etwas fataliſtiſch geworden, er denkt: Jedes Ding hat ſeine Zeit. An dieſes nachdenklich gewordene Proletariat traten die Anhänger Rouſſeau's und des Konvents, die Demokraten, heran, mit etwas St. Simonismus gefärbt, und ſagten: „Arbeiter macht Petitionen! Beſtürmt die Kammer mit Bitten um eine Unterſuchung eurer hülfloſen Lage, damit die Regierung gezwungen ſei, an die Organiſation der Arbeit zu gehen, oder damit das Land, falls Kammer und Regierung nichts thun, klärlich einſehe, wie ohne gründliche Reform der Wahlgeſetze gar nichts möglich, keine Verbeſſerung des öffentlichen Zuſtandes denkbar iſt.“ Und die Arbeiter petitionnirten. Dieſe Demonſtration wird für jetzt keine äußeren Folgen haben, die Million von Unterſchriften wird entweder bei der Kammer durchfallen, oder von der Regierung zu den Akten gelegt werden. Die glücklich überſtandene miniſterielle Kriſis hat die Einen hoch-

müthig, die Andern gleichgültig gemacht. Aber das thut nichts. Ich will dieſe Gelegenheit dazu benutzen, einige Worte über das Verhältniß der Politik zum Sozialismus in Frankreich zu ſagen. Die Herren Nationalen mögen entſcheiden, ob ich das Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Völker verloren habe.

In Frankreich entwickeln ſich die großen Dinge unmittelbar, aus dem Herzen, aus der Phantaſie; der Franzoſe denkt wenig in unſerm Sinne über die Angelegenheiten der Menſchheit, er denkt mit der Phantaſie; erſt wenn dieſer praktiſche Sinn einen Theil des Ideals in Wirklichkeit geſetzt hat, reflektirt die Wirklichkeit auf den inneren Menſchen, der dadurch größer wird, zu höherem Bewußtſein kommt, die Fühlfäden ſeiner Phantaſie weiter ausſtreckt. Hier heißt es: „Es wächſt der Menſch mit ſeinen Zwecken.“ Die Franzoſen haben vielleicht deßhalb ſo wenig Phantaſie in ihren Dichtungen, ihre ganze klaſſiſche Literatur iſt vielleicht deßhalb ſo nüchtern, weil ſie in ihren Wollen ſo phantaſtiſch ſind. Die theoretiſchen Vermögen dieſer Nation ſind im Ganzen ſehr gering, ſie iſt zur Praxis geboren, ihr Leben iſt ein Handeln, und ihr Denken iſt lebendig. Die ſozialen Syſteme, welche dieſes Land hervorgebracht hat, können uns zum Lächeln bringen; aber was Frankreich thut, iſt beſſer, als was es ſchreibt. Als die Kommittenten der Generalſtaaten im Jahre 1789 ihre Cahiers abgaben, dachte kein Menſch unter ihnen, daß aus den Reichsſtänden eine Nationalverſammlung, aus der Nationalverſammlung ein Konvent entſtehen könnte, der ſogar über die Exiſtenz Gottes abſtimmen würde. Weder die Regierung, noch die Kommittenten hatten die leiſeſte Ahnung von dieſer Entwickelung. Bei uns iſt das ganz anders; bei dem Worte „Reichsſtände“ werden ſofort ſpekulative Betrachtungen angeſtellt, von der einen Seite hofft man, von der andern fürchtet man — beide Male bis in's Aſchgraue hinein. Die politiſchen Beſchwerden und Wünſche erweiterten ſich 1789 erſt durch die Praxis zur Behandlung der höchſten religiöſen und ſtaatlichen Fragen. Die Würfel mußten da liegen, ehe die allgemeine Aufregung zu weiteren Entſchlüſſen kam; Eins entwickelte ſich mit Nothwendigkeit aus dem Andern; was am

Anfange der elektriſchen Batterie noch ein leiſer kitzelnder Ruck war, wurde am Ende derſelben zu Erſchütterung und Tod. Man muß dieſe Eigenthümlichkeit Frankreichs durchaus im Auge behalten, will man ſeine Revolution, will man ſeinen gegenwärtigen Zuſtand verſtehen, will man begreifen, was es mit Dingen, wie die Arbeiterpetition, auf ſich hat, will man nicht unzufrieden werden über die Unzulänglichkeit der in Anwendung gebrachten Mittel, über die Unzulänglichkeit der Preſſe ſelbſt. Die franzöſiſche demokratiſche Preſſe iſt blos nach deutſchen Maßſtäben unzulänglich. Der Geiſt des Volkes reicht innerlich weiter, als ſeine Preſſe, der Geiſt des Volkes kommt aber erſt zum Vorſchein — in der That. Der Sozialismus des gegenwärtigen Frankreichs ſteht mit Nothwendigkeit auf der Stufe der politiſchen Revolution, er denkt und phantaſirt nichts Anderes, als die Demokratie — das Weitere wird ſich finden. Einer der kühnſten ihrer Wortführer ruft aus: „Ehre der Revolution! Das Volk wird nicht ſagen, ſie habe ſeine langen Hoffnungen getäuſcht. Sie hat im Innern ihres Genius viele Reſultate verborgen, die ihre Feinde zurückdrängen konnten, die ihre Freunde mit Unwillen ausbleiben ſahen. Heute zeigen ſich dieſe Reſultate, ihr Keim dringt bereits durch die dichte Decke, welche auf dem Boden des neuen Frankreichs laſtet. Die Ziviliſation von 1789 hat die Befreiung des Menſchen ausgeſprochen, ſie proklamirt heute die Befreiung des edlen Gefährten des Menſchen, der Arbeit.“ — Man höre, wie die Revolution den Sozialismus in ihrem Schooße verborgen gehalten, wie die Revolution dem Menſchen auch noch für alles Weitere einſtehen ſoll, ſo hat man das praktiſche Frankreich vor Augen. Es will einen neuen Aufſchwung, eine neue radikale Begeiſterung, einen neuen Konvent, — dann wollen wir die Arbeiterfrage ſchon reguliren! Wie ſehr ſich die Demokratie hier in einem ihrer beſten Organe irrt, kann man an der Entgegenſtellung des Menſchen und der Arbeit ſehen, von denen der erſtere ſchon emanzipirt ſei, die letztere es noch werden müſſe. Grade das Gegentheil iſt die Wahrheit. Die politiſche Revolution hat die Arbeit emanzipirt, die Induſtrie befreit, die Innungen, Zünfte und Monopole zerſtört, hat Jedem

das Recht gegeben, Herr auf ſeinem Grund und Boden zu ſein, ein beliebiges Gewerbe zu treiben, auf eigene Fauſt reich zu werden oder Hungers zu ſterben; die politiſche Revolution hat die Konkurrenz geſchaffen. Man leſe die Blätter der dynaſtiſchen Oppoſition, wie ſie die Handels- und Gewerbefreiheit förmlich mit zu den Menſchenrechten zählen, wie ſie außer ſich gerathen, ſobald an die „freie Konkurrenz“ getaſtet wird, während ſich die wahre Aſſoziazion zur freien Konkurrenz verhält, wie ein ſchöner rhythmiſcher Tanz zum wilden Durcheinanderſpringen Betrunkener. Die Akademie von Mâcon hat ſogar einen Preis dafür ausgeſetzt, wenn Einer beweiſen will, die Organiſation der Arbeit könne am beſten bei freier Konkurrenz ſtattfinden. Das konfuſe Haupt des Herrn von Lamartine guckt durch dieſes Geſtrüpp von Unſinn hindurch. Die Frage der Akademie von Mâcon iſt grade ſo geſcheid, wie die andere wäre: Ob nicht ein lyriſcher Poet das beſte Adminiſtrationsgenie ſei? Die politiſche Revolution hat die Arbeit befreit, keineswegs den Menſchen; hätte ſie den Menſchen emanzipirt, ſo wäre Alles geſchehen, ſo brauchte von keiner Arbeiterpetition, von keiner Enquête, von keiner Organiſation die Rede zu ſein. Die Arbeiterpetition heißt ja nichts Anderes, als die Petition des Subjekts der Arbeit, ebenſo frei zu ſein, wie die Arbeit ſelbſt. Die Arbeit iſt frei, der Arbeiter iſt ein Sklave geblieben, das Attribut iſt emanzipirt, die Seele des Attributs, der Inhalt, der Menſch nicht. Die politiſche Revolution kann nur Sachen befreien, Sachen eine andere Lage und Ordnung anweiſen, die Menſchen muß ſie als Sklaven belaſſen.

Dieſer Irrthum der franzöſiſchen Demokratie würde vielleicht in Deutſchland ſehr verderblich ſein, in jedem andern Lande überhaupt, welches nicht der Initiative der That gewiß wäre. In Frankreich zieht dieſer Irrthum keine böſen Folgen nach ſich, er korrigirt ſich ſelbſt. Hören wir den Schluß von Dupoty's Artikel in der „Reforme,“ ſo wird uns klar werden, was tief hinter der Arbeit verborgen liegt, deren Befreiung fälſchlich zum Symbol des gegenwärtigen Frankreichs gemacht worden. Dupoty ſpricht zur Kammer und zur Regierung:

„Entweder Ihr nehmt die Enquête an und realiſirt ſie; und dann werden die Demokratie und die ökonomiſche Wiſſenſchaft von den blutenden Wunden des Proletariats einen Schritt thun, der gewiß nicht in den Kram der herzloſen Menſchen paßt, welche entſchloſſen ſind, die Mißbräuche um jeden Preis beizubehalten, dieſer wüthenden Moderados, welche gern Alles zerſtörten, um das zu erhalten, was ſie Ordnung nennen. Oder Ihr ſchlagt ſie ab, indem Ihr wenigſtens Alles anwendet, um ihre Mittel zu paralyſiren, um ihre Folgerungen und ihr Reſultat zu umgehen; dadurch werdet Ihr Eure Ohnmacht, Euern böſen Willen zu erkennen geben und die Wichtigkeit der Wahlreform und aller übrigen demokratiſchen Garantieen beweiſen, welche einzig das Land in Stand ſetzen können, ſeine Angelegenheiten ſelbſt zu beſorgen. Was gibt es Nützlicheres, was politiſch und ſozial geſprochen Praktiſcheres, als zum letzten Male dieſe feierliche Probe anſtellen?“ — — Zum letzten Male! — Wenn die Regierung die Nachgiebigkeit beſäße, der Arbeiterpetition Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo werden Schritte geſchehen, die gewiß nicht in den Kram der herzloſen Menſchen paſſen! — Setzt ſich Frankreich nur erſt in Bewegung, ſei es auch in eine demokratiſche — morgen, übermorgen ganz gewiß, iſt keine Seele des offiziellen Landes von heute mehr Herr der Bewegung, und dann könnten Schritte geſchehen, die vielleicht nicht einmal in den Kram der Demokraten paßten!! — Ein Departementalblatt ſagte neulich gradezu, die Arbeiterpetition enthalte die neuen Cahiers der Deputirten. Cahiers! das iſt ein gefährliches Wort. Wenn ſich nun an die neuen Cahiers die Verdoppelung der Volksdeputirten anſchließen ſollte, ſo wären wir am Anfange einer Bahn, deren zweite Station ſchon außerhalb der Politik liegen würde. Louis Philippe gibt niemals die Wahlreform zu; er kennt die Geſchichte, er ſieht den Verlauf der Dinge in Frankreich beſſer, als alle Demokraten zuſammengenommen. Aber die Nothwendigkeit der Dinge iſt mächtiger, als beide; die Politik des Einen und die Umſchweife der Andern werden von dieſer Nothwendigkeit verlacht werden. Der Anfang iſt immer das Nüchterne, das Naheliegende, das Allen Begreifliche; das Ende des Anfangs iſt

das Funkelnagelneue. Alle die Begriffe von „Wahlreform," „Demokratie," „Revolution," „Cahiers" sind alt und abgethan; das Neue schafft sich selbst seine Terminologie, und ich sehe die heutigen Republikaner schon erstaunt und verblüfft, wenn ihnen der Zügel der Bewegung blutige Striemen durch die Hand reißt, das Roß selbst aber zu ihrem Schrecken und Entsetzen daherjagt.

Deutschland.

Frankreich hat seinen Weg durch die moderne Politik genommen; diese Politik ist sein Werk; wenn es daher bei der bevorstehenden Weltbewegung von politischen Gedanken ausgeht, so haben wir ihm das keinen Augenblick übel zu nehmen, wir müssen es nur verstehen. In Deutschland ist die Sache anders; Deutschland hat die Philosophie und die Wissenschaft ausgebildet, es hat verschmäht, mit halbfertiger Einsicht in die Dinge der Welt und in die Natur des Menschen an's Werk zu gehen. Es hat viel Blut gespart, gegen viel Erniedrigung —, es ist getäuscht worden, aber es hat sich nicht selbst getäuscht. Deutschland will jetzt an die Wirklichkeit gehen, es will sein Leben gestalten, nachdem es die Menschen ergründet hat. Sollen wir den Umweg durch die Konstitution und den politischen Vertrag machen? Einen Umweg, der sich durch die Erfahrung anderer Länder schon vollständig gerichtet sieht? Ich dächte nicht, ich dächte wir befaßten uns mit dem Einfachen, mit dem, was Allen begreiflich ist, die nur wollen. Das Glück jedes Einzelnen durch das Glück Aller, die Freiheit Aller durch die Freiheit jedes Einzelnen, die Garantieen für dieses Glück und für diese Freiheit durch Produktion nach eines Jeden Kraft und durch Konsumtion nach eines Jeden Bedürfniß: wollen wir das? Wohlan, wir können es haben ohne die Konstitution, ohne die Politik. Im Frieden? Ja, wenn Alle wollen, die ein Interesse dabei haben. In Lausanne ist jüngst eine politische Revolution ohne einen Tropfen Blutes vor sich gegangen.

Der Deutsche ist human von Hause aus, er kennt die engen und bornirten Parteiansichten Frankreichs und Englands nicht; er geht auf jede neue Ansicht bereitwillig ein, er ist ein theoreti-

ſches Gemüth. Es geht nur darum, daß der humane Deutſche ein Humaniſt werde.

In der „Trier'ſchen Zeitung," welche den deutſchen Sozialismus am Vollſtändigſten oder vielmehr einzig von den deutſchen Tagesblättern entwickelt hat, erhob ein Mitarbeiter aus dem Lager der Liberalen die Frage, wie ſich denn eigentlich Politik und Sozialismus zu einander verhielten, ob der Sozialiſt nicht auch Politiker ſein müſſe, wie der Politiker auch Sozialiſt. Die „Trier'ſche Zeitung" hat einen Kreis von Mitarbeitern, mit denen ich mich gern immer verſtändigen möchte, welche ſämmtlich des beſten Willens voll ſind. Ich antwortete daher auf jenen Zweifel in ſehr gemäßigter Weiſe, wurde aber vom Zenſor nicht gut geheißen und auch „von Rechtswegen" nicht zum Drucke zugelaſſen, weil ich eine „Theorie entwickelt," die „auf Erſchütterung der beſtehenden Verfaſſung abziele." Was ich dort andeuten wollte, war ungefähr Folgendes:

Nichts ſcheint uns natürlicher, als das Schwanken der öffentlichen Meinung, wenn es ſich von einer neu aufgeſteckten Fahne, von einem Prinzip handelt, welches mit dem Anſpruche auftritt, Alles in Allem zu ſein und alle Freunde des Fortſchritts um ſich zu verſammeln. Die Denkenden, inſofern ſie nicht vorher ſchon ſelbſtſtändig bis zu jenem Prinzip vorgedrungen waren, werden am Längſten zaudern und zweifeln. Das, was ſie ſich im Wege des hingebendſten Nachdenkens errungen, und was ſich auf ein ganz Beſtimmtes, in ſcharfen Gränzen Ausgeſprochenes reduzirt, wollen ſie nicht ohne Weiteres preisgeben; dieſes Widerſtreben iſt um ſo hartnäckiger, je größer vielleicht vorher der Kampf war, den ihr Verſtand oder ihr Herz mit dem Egoismus und den Rückſichten führte. Dazu kommt nun, daß Deutſchland wirklich ſeit vier Jahren einer Wetterfahne gleicht, die bald in dieſen, bald in jenen Winkel zu zeigen ſcheint; daß ſeit vier Jahren in Deutſchland Rieſenſchritte gemacht worden ſind, welche die trotzig Wartenden der dreißiger Jahre bald um ein gutes Stück überholt hatten. Dieſe Dinge läugnet kein Menſch, und das vorgerückteſte Blatt Deutſchlands hat mit vollkommen richtigem Bewußtſein den Sozialiſten, wie deren An-

zweiflern, dem Für und dem Wider, ſeine Spalten geöffnet, inſofern es von der Kompetenz und der redlichen Abſicht der Auftretenden überzeugt war. Dieſes Blatt ſcheint aber dennoch mit uns feſt überzeugt zu ſein, daß die Frage der Zukunft die geſellſchaftliche Frage iſt, daß dieſe Frage bald alle ausgezeichnete Denk- und Thatkraft in Anſpruch nehmen wird, daß jede andere Frage innerhalb ihrer Platz finden kann, in ihr aufgehen und daher den Charakter des Tonangebenden, des Beſtimmenden verlieren muß. Um dieſe vielleicht etwas unklare Behauptung zu rechtfertigen, wollen wir die in Nr. 336 der „Trier'ſchen Zeitung" namhaft gemachten Gegenſtände: Preßfreiheit, allgemeine Stände, Geſchwornengericht, Unterrichtsfrage, einmal vom ſozialen Standpunkte aus betrachten, um zu ſehen, ob der Sozialiſt wohl Politiker ſein könne. Der Sozialismus iſt die Wiſſenſchaft der beſten Geſellſchaft, die Kunſt, den Einzelnen zur vollen Entfaltung ſeiner Kräfte, zum vollen Genuſſe ſeines Daſeins kommen zu laſſen und das Ganze, die Geſellſchaft ſo zu organiſiren, daß das allgemeine Beſte grade aus dem Beſten jedes Einzelnen reſultire. Gut. Die Preßfreiheit nun iſt das Recht oder die Freiheit der Gedankenerzeugung und Mittheilung, das Recht oder die Freiheit, das, was mein geiſtiges Weſen erzeugt, Andern frei und offen zukommen zu laſſen. Der Politiker aber faßt die Preßfreiheit nur ſo weit, als der jedesmalige **Contrat social** reicht. Wir haben bei dem radikalen Rouſſeau geſehen, wie er ſeine bürgerliche Religion durch die Todesſtrafe geſchützt wiſſen will, wie die Volksſouveränität das Werk eines außer ihr ſtehenden Geſetzgebers annimmt, heilig ſpricht und folglich gegen jeden Einzelnen ſchützen wird. Hier hat alſo die Preßfreiheit ihre Schranke an der bürgerlichen Religion und am ſozialen Pakte ſelbſt, eine Schranke, die durch das bekannte Wort: Preßgeſetz hinlänglich bezeichnet iſt. Das Preßgeſetz iſt die Schranke der Preßfreiheit. Man könnte freilich hier mit einem Abgeordneten des ſiebenten rheiniſchen Landtags die wichtige Bemerkung machen, ob denn jeder „namenloſe Strauchdieb" unſern „ehrlichen Namen" beſudeln dürfe; aber dieſer ſcharfſinnige Einwand iſt leider unter unſerer Kritik, da

er den Staat nicht einmal als Sache des Citoyen betrachtet, ſondern ihn nur als Stadtſergeanten für den „guten Ruf“ des Bourgeois anſieht. Die politiſche Preßfreiheit geht im allerhöchſten Falle bis zur Erlaubniß eines Tadels der Verfaſſung; in der Regel beſchränkt ſie ſich auf eine Kritik des Ganges der Verwaltungsmaſchine, der funktionnirenden Beamten, der Vertheilung der Steuern. In England iſt vor zwei Jahren eine Frau verurtheilt worden, weil ſie atheiſtiſche Bücher verkauft hatte. Dieſe Frau gelobte, wenn ſie wieder frei würde, ihr Geſchäft von Neuem zu beginnen. Eine ſolche Frau ſteht über der engliſchen Freiheit, die ganze engliſche Freiheit hat nicht Raum für dieſes Weib. Ob ſie das Wort „Sozialismus“ jemals gehört hat oder nicht, ſie war Sozialiſtin. Die politiſche Doktrin faßt die Preßfreiheit nur als bürgerliches Recht, nicht als menſchliches. Schlimm genug, wenn Verfaſſung, Verwaltung, Beſteurung, dieſe nichtigen und äußerlichen Dinge, ſo mächtig und einflußreich ſind, daß ich mir einbilden kann, ſie machten mein Weſen aus; ſchlimm genug, wenn es blos Bürger gibt und keine Menſchen; aber ſoll daraus folgen, die ſtaatliche und bürgerliche Freiheit ſei die höchſte? Man blicke doch nur auf die deutſche Entwickelung hin, auf dieſe ſo räthſelhafte, unverſtandene Entwickelung! Wir hatten niemals politiſche Freiheit, wie ſie Frankreich und Belgien beſitzen. Wenn aber Fichte und Hegel in Berlin lehren, in der Königsſtadt ſelbſt, wenn Göthe Miniſter in Weimar ſein konnte, der Dichter des „Fauſt“ und des „Prometheus;“ wenn Feuerbach das Chriſtenthum zerſtört, von keinem Conclave, von keiner Synode in den Bann gethan wird und ruhig im Königreich Baiern lebt: ſeht, das iſt menſchliche Freiheit! In dem politiſch freien Frankreich ereifern ſich die Biſchöfe gegen die unſchuldige Couſin'ſche Philoſophie, ſetzen Miniſter und König in Angſt, predigen den wahren Kreuzzug; das paſſirt in einem Lande bürgerlicher Freiheit. In Deutſchland, wenn man ſich die Mühe gibt, von dieſem myſtiſchen Rationalismus zu reden, erklärt man ihn für theologiſche Weltanſchauung! Die Preßfreiheit iſt für Deutſchland eine menſchliche Frage: zweifelt man daran, ob wir für ſie kämpfen werden?

Die „allgemeinen Stände“ ſollen eine Vertretung der Nation ſein, ſollen die Rechte Aller repräſentiren, ſollen den Geſammtwillen entweder zum Geſetz machen, oder einen Compromiß zwiſchen dem Geſammtwillen und dem Königlichen Willen herbeiführen. Glaubt Ihr, wir wollten die Geſellſchaft zum rohen, zügelloſen Haufen machen, ſie würde für uns gleichbedeutend mit einem Schwarme von Kannibalen werden, die ſich unter einander auffräßen? Wir wollen eine Verwaltung, eine Adminiſtration der Geſellſchaft. Indem wir aber das hohe Ziel vor Augen haben, durch Erziehung und durch Löſung der Eigenthumsfrage den Menſchen zum vernünftigen Weſen, zum ſittlichen Charakter zu machen, ſoll uns dieſe Adminiſtration keineswegs eine voluminöſe Geſetzgebung im hergebrachten Sinne liefern, ſoll das Geſetz aufhören, das Fallbeil für den widerſtrebenden Einzelwillen zu ſein, weil Geſammtheit und Einzelner eben in Harmonie gebracht werden. Die Verwaltung hat Nichts zu thun, als die Konſumtion zu reguliren, ſo daß ſie in der gehörigen Ausdehnung reproduktiv werde, ſie beſeitigt die momentanen Hinderniſſe, welche den thätigen Kräften und den Genüſſen ſich in den Weg ſtellen. Der Sozialiſt macht alſo aus der Frage der „allgemeinen Stände“ die Frage nach der Wahl der Organiſationstalente. — Das „Geſchwornengericht“ ſetzt die Kriminalität, die abſolute Nothwendigkeit des Verbrechens voraus; nach dieſer Theorie muß es Diebe, Räuber und Mörder geben, welche von Staatswegen zu reprimiren ſind. Das Geſchwornengericht iſt alſo rein ſtaatlich, rein politiſch. Das Geſchwornengericht iſt vielleicht die beſtmögliche jedesmalige Herſtellung eines Ur- und Grundfehlers im ſozialen Kontrakt ſelbſt, die Trennung des Citoyen und des Bourgeois; aber was hilft mich die beſtmögliche Herſtellung, wenn der Fehler begangen iſt und in Kraft bleibt. Verſtopfen wir die Quelle des Fehlers, werfen wir den Citoyen mit dem Bourgeois zuſammen, daß ein Menſch daraus entſtehe, der keine beſondere „Güter“ mehr zu ſchätzen hat. Der Sozialiſt fragt nicht, wie iſt das Verbrechen am Gerechteſten und mit der größten Garantie für den Angeklagten zu beſtrafen, ſondern wie iſt es zu verhindern, wie iſt die nächſte Generation zu

reformiren. So wird dem Sozialiſten das Geſchwornengericht zum ſittlichen Areopage, zum Bildungsrathe, zur Zenſur im alten römiſchen Sinne, es wird das Inſtitut, welches vielleicht vorläufig nöthig iſt, um in gegebenen Fällen über einen ſittlichen Konflikt zu entſcheiden. Das Geſchwornengericht des Sozialiſten fällt nahe an die Gränze der Unterrichtsfrage.

Die „Unterrichtsfrage“, wie ſie heute Gegenſtand des Streites geworden, iſt Nichts weiter, als eine Frage der Konkurrenz zwiſchen Kirche und Staat; die aufgeklärt ſein wollen, ſchlagen ſich auf Seite des Staates und nennen die Vertheidiger der Kirche Finſterlinge. Der Staat aber hemmt ſeinem Weſen nach die Freiheit der Entwickelung eben ſo ſehr, wie die Kirche, wie die Jeſuiten; der Staat iſt der weltliche Jeſuit und Inquiſitor, wie wir bei Rouſſeau deutlich ſahen. In Frankreich z. B. zwiſchen einem Collège und einem kleinen Seminar eine abſolute Wahl zu treffen, iſt dem Denkenden rein unmöglich. Kommt es aber einmal dazu, weder den Bürger noch den Gläubigen, ſondern den Menſchen zu erziehen, handelt es ſich um die ſchützende Pflege des Kindes, das zur vollen und reinen Selbſtbeſtimmung kommen ſoll, ſo wird das Entweder und das Oder, der Staat und die Kirche, die bürgerliche Aufklärung und die jeſuitiſche Verfinſterung für gleich verwerflich erachtet werden müſſen. Der Sozialiſt betrachtet folglich die Unterrichtsfrage als allgemein menſchliche Erziehungsfrage.

Aus dem Vorhergehenden muß erhellen, daß die erwähnten politiſchen Gegenſtände nicht nur ſich auf die höchſte menſchliche Aufgabe beziehen und inſofern ſozialiſtiſche ſind, ſondern daß ſie von dem Augenblicke an ſoziale und nur ſoziale Fragen ſind, wo man ſie auf die höchſte menſchliche Aufgabe bezieht. Beläßt man ſie als politiſche Fragen, ſo ſind ſie eben halb, verkümmert, dienen nur dazu, den ewigen ſchlechten Kreislauf zu unterhalten, den wir ſo gut kennen, weil die Politik nicht im Stande war, ihn zu durchbrechen. Laßt uns doch einmal Ernſt mit der Menſchheit machen; Chimäre iſt nur, was dieſer Ernſt nicht will. Niemand fühlt ſich wohl in unſeren halben und ver-

kümmerten Zuſtänden. Es gibt leider Geſellen, welche die brennende Sehnſucht nach menſchlichem Leben und Wirken als ein Trugbild verlachen, obgleich dieſe Sehnſucht gerade die vorläufige Garantie des zukünftigen Sieges iſt. Her zu uns, wer Muth und Zuverſicht in ſich trägt!

Wie ſehr man Recht hat, vom Sozialiſten zu verlangen, er ſolle auch Politiker ſein, haben wir dadurch dargethan, daß wir den Sozialiſten den Politiker gänzlich abſorbiren ließen. Das Umgekehrte aber iſt ein Ding der Unmöglichkeit, der Politiker kann nicht Sozialiſt ſein; er kann es nur werden, wenn er aufhört, Politiker zu ſein. Der Begriff des Politikers iſt der engere, der ausſchließliche, der abſtoßende. Man leſe nur das dumme Zeug, was Politiker von Profeſſion über den Sozialismus zu Tage gefördert haben. Iſt der Begriff der Politik einmal feſtgeſtellt, ſo werden alle weiteren Ausführungen immer wieder bei dieſem Begriffe ankommen. Der Sozialiſt dagegen kann ſo ſehr Politiker ſein, daß er erſt die Frage löſt, welche die Politik zu löſen rein unfähig iſt.

Wir hoffen, durch dieſe Andeutungen einen Zweifler vollſtändig bekehrt zu haben, der übrigens ſchon jetzt vom Sozialismus eine hohe Vorſtellung haben muß, da er uns die untergeordneten Freiheitsbeſtrebungen ausdrücklich „in die Hände arbeiten“ läßt, ja der die „allgemeinen Stände“ zuletzt blos will, damit die wahre Vergeſellſchaftung in's Werk gerichtet werde. — —

Die Herren Politiker können ruhig ſein; die Konſtitutionnellen mögen ſich überzeugt halten, daß ſie ruhig in ihrer eigenen Gedankenloſigkeit verkommen werden; die Radikalen, wenn ſie denken können, werden einſehen, daß wir keine philanthropiſch erweichenden Pflaſter auflegen, daß wir vielleicht ihren ſämmtlichen Todesmuth, ihre ganze Charakterſtärke nützlich anwenden können, daß es aber die höchſte Zeit für ſie iſt, ſich unter unſere Fahne zu ſtellen, wollen ſie nicht das Loos der Konſtitutionnellen theilen

O wie ſchön wäre es, wenn Montesquieu vor hundert Jahren ſchon für Deutſchland das richtige Horoſkop geſtellt hätte, als er in den „Perſiſchen Briefen“ ſchrieb: „Deutſchland iſt nur noch ein Schatten des alten Reiches; aber ich glaube, es iſt die

einzige Macht auf der Erde, welche die Theilung nicht geſchwächt hat, die einzige glaube ich ferner, die in dem Maße ihrer Verluſte ſtärker wird, und die, langſam im Benutzen des Erfolges, unbezwingbar durch ihre Niederlagen wird.“ Die Theilung war ein politiſcher Akt, unſere Verluſte politiſche Akte, unſere Niederlagen — ja wir liegen politiſch ſehr tief darnieder. Wenn unſere menſchliche Erhebung in Verhältniß ſtehen ſoll zu unſerer politiſchen Niederlage — ſo müſſen wir ſehr hoch ſteigen.

Schluß.

Preußen bekommt alſo eine Konſtitution. Der Landtagskommiſſär zu Breslau hat es den verſammelten ſchleſiſchen Ständen eröffnet. Der Abgeordnete Camphauſen von Köln ſoll eine wunderſchöne Rede im Sitzungsſaale der rheiniſchen Stände zu Coblenz gehalten haben, worin er die Nothwendigkeit der Generalſtaaten bewieſen. Preußen bekommt eine Konſtitution. Auch der Doktor Jakoby rührt ſich wieder.

Ich will eine Stelle aus dem Courrier français herſetzen, von der ich verſichere, daß ſie weder von mir, noch meines Wiſſens von einem meiner Freunde herrührt. Ich bemerke das, weil die Stelle mir zugeſchrieben worden. „Seit dem Jahre 1840 hat die politiſche Bewegung in Deutſchland ein ganz anderes Anſehen gewonnen. Die konſtitutionnelle Partei, der ihre Verfolgungen von Seiten des Bundestages einen erhöhten Kredit verſchafft hatten, verliert von Tage zu Tage an ihrem Einfluſſe. Das Beiſpiel Frankreichs und Englands reizt den geſunden Theil des deutſchen Volkes wenig. Von einer Seite ſind die Konſtitutionnellen durch eine begeiſterte Jugend überholt, die vor allen Stücken ſoziale Reformen verlangt, von der andern werden ſie durch ausgezeichnete Leute verſpottet, welche der abſoluten Monarchie anhangen und lieber mit dem Volke gemeinſame Sache machen, als mit den ſogenannten konſtitutionnellen Bourgeois.“

Im Jahre 1840 ſoll nach demſelben Courrier français Alexander von Humboldt ſchon bis Köln gereiſt ſein, um dem Könige der Franzoſen auf Grund einer preußiſchen Konſtitution ein Bündniß anzutragen. In Köln ſoll ihn ein Kourier zurückgerufen

haben. Fürſt Metternich hatte es gerathen. Wollte man heute, meint der Courrier, wieder auf jene Abſicht zurückkommen, ſo ſei es zu ſpät. „Warum? Weil der Geiſt des Volkes ſich entwickelt hat, und weil der Kampf zwiſchen der Regierung und der Elite des Landes nicht mehr auf konſtitutionnellem Boden iſt, ſondern auf ſozialem und philoſophiſchem Gebiete.“

„Wäre es nicht luſtig, ſchließt der Courrier, eine Konſtitution, eine Charte, eine Tribüne adminiſtriren zu ſehen, wie eine Art Abkühlung und wie ein narkotiſches Mittel?“

Es wäre in der That ſehr luſtig. Wie der dynaſtiſche Courrier français zu einem ſo genialen Gedanken kommt, kann ich nicht ſagen. Aber es wäre luſtig. Hilf nur, Du enthuſiaſtiſche Jugend, Du entwickeltes Volk, Du geſunder Theil der Nation, daß die Sache luſtig bleibt! —

10. März 1845.

Karl Grün.

Deutſcher Liberalismus.

Von welcher Bedeutung iſt der Kampf, den gegenwärtig die „Oppoſition“ dem Miniſterium Guizot liefert? — Welch' gewichtige Frage! wer vermöchte ſie gründlich genug zu beantworten! — Nun, ich will Euch die Antwort nahe legen durch die einfache Zeitungsnotiz: „Auf die Börſe machen die Vorgänge in der Kammer wenig Eindruck.“ (Trier'ſche Zeit. Nr. 32.) Da ſeht Ihr's, ſelbſt die Haſenherzen unſrer Beutelthiere bleiben vollkommen ruhig und ſorglos mitten im Donner dieſes „weltgeſchichtlichen Kampfes,“ während „Alles auf dem Spiele ſteht,“ d. h. während weder Guizot noch Louis Philipp weiß, wie das nächſte Miniſterium heißen wird. —

Wer einen Begriff hat von der totalen Nichtigkeit deſſen, was der Bourgeois das gegenwärtige Leben der inneren „Geſchichte Frankreichs“ nennt: der allein vermag auch zu begreifen, welch koloſſales Minus der deutſche Liberalismus zu ſeiner Bedeutung hat, der deutſche Liberalismus, der ſich unendlich ſpreizt und reckt, nur um ſich und Andre glauben zu machen, er fühle noch die Kraft in ſich, jene Null der franzöſiſchen Geſchichte zu produciren, während er doch — ach! — ein ſehr deutliches Bewußtſein darüber hat, daß er den Keim des Todes in ſich trägt. —

Ein Product dieſes deutſchen Liberalismus iſt bei Otto Wigand erſchienen in dem Schriftchen: „Preußens Wunſch. Ein Neujahrsgruß von Ferdinand Fiſcher, Juſtiz-Commiſſarius.“ Motto: „Ich will verſöhnen, nicht verletzen.“ —

Wir haben uns hier einzig und allein die Aufgabe geſtellt, genanntes Schriftchen als vollkommen ächtes Product des deutſchen Liberalismus darzuſtellen, und für dieſen Zweck laſſen wir nicht allein den „Juſtiz-Commiſſarius“ und das Motto unberückſichtigt, von denen das letztere ja doch nur daſteht, um den erſteren zu excuſiren, d. h. aufzuheben: ſondern wir laſſen auch alles das unbeachtet, was in der liberalen Phraſeologie der Verfaſſer etwa Eigenthümliches hat, und begnügen uns, den weſentlichen Inhalt des geſammten deutſchen Liberalismus, d. h. den Zweifel, ja die Verzweiflung an ſich ſelbſt, in Folge deſſen die unredlichſte Heuchelei vor der Regierung und die nackteſte Brutalität gegen das Proletariat — auch in dieſem Schriftchen nachzuweiſen.

Die Verzweiflung an ſich ſelber, das iſt die eigentliche Krankheit, an welcher der Liberalismus hinſiecht, ſie iſt der Grund, warum er, eine einſt berechtigte und reſpectable geſchichtliche Erſcheinung zur widerlichſten Miſère ausartet, ſie iſt das tödtliche Geſchwür, deſſen Gefahr der Liberalismus ahnt und über welche ſich und Andre zu täuſchen, nunmehr ſein ganzes Thun und Weſen iſt. — Doch, laſſen wir uns durch die krankhafte Lebensluſt des Schwindſüchtigen nicht täuſchen, ſondern unterſuchen wir nur wacker den Sitz ſeines Elends. —

Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in welcher die Kämpfer um eine liberale oder um die liberalſte Verfaſſung die Verwirklichung ihres Ideals nicht nur für eine geſchichtliche Nothwendigkeit, ſondern ſogar für denjenigen „Knotenpunkt“ der weltgeſchichtlichen Entwickelung anſahen, von dem aus die bis dahin „rechtloſen Völker“ unter „ſicherer Garantie ihres Rechts“ den höchſten Höhepunkten der Civiliſation und Humanität zuſteuern würden. Da freilich, als der Liberalismus ſich noch in ſolchem Lichte ſah, da ſchwellte ihn ein felſenfeſter Glaube an ſich ſelber. Das war der Glaube, in dem Rotteck ſeine Geſchichte geſchrieben. (Wir haben allein den deutſchen Liberalismus im Auge.) „Wie du die Welt anſiehſt, ſo ſieht dich wieder die Welt an;“ ſo ſah Rotteck durch die conſtitutionelle Brille — die beſte, die es damals gab — und erblickte das Ziel aller geſchichtlichen Entwickelung, die Löſung aller geſchichtlichen Probleme in — der

Conſtitution; ſolange der conſtitutionelle oder überhaupt politiſche Geſichtskreis der weiteſte war, ſoweit, daß Niemand über ihn hinausſehen konnte: ſolange hatte der Liberalismus wahrhaften Gehalt, hatte geſchichtliche Berechtigung und Bedeutung und war darum auch voll Glaubens und Vertrauens zu ſich ſelber. —

Da machte man eine neue Entdeckung, welche dem Liberalismus gleichſam den Boden unter den Füßen wegzog, indem ſie den ganzen politiſchen Geſichtskreis zur Bornirtheit ſtempelte; eine Entdeckung, die dem Liberalismus jede Berechtigung zu einer weiteren Exiſtenz nahm und ihn zwang, entweder ehrlich ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, d. h. ſich aufzugeben, oder weiter zu vegetiren in der Form der Heuchelei und Brutalität. Dieſe Entdeckung iſt — das Proletariat.

Das Proletariat in Beziehung auf den Liberalismus iſt nichts weiter, als die Entdeckung, daß die „volksbeglückenden" Beſtrebungen des letzteren nichts als — „hohle Theorieen" ſind, und — das eben iſt das Verderbliche für den Liberalismus — dieſe Entdeckung iſt nicht nur a priori gemacht, ſondern die Wirklichkeit der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Zuſtände ſelbſt zwingt ihre Anerkennung jedem denkfähigen Menſchen auf; dadurch iſt es denn auch den Liberalen unmöglich, die durch das Proletariat heraufbeſchwornen Scrupel „theoretiſchen Grübeleien" in die Schuhe zu ſchieben; ſie ſehen ſich vielmehr gezwungen, das Daſein des Proletariats und damit zugleich die Unzulänglichkeit ihrer politiſchen Beſtrebungen zu erkennen und — einzugeſtehen? o nein! das eben iſt ihre Heuchelei: ſie geben das Daſein des Proletariats zu, aber — ſie wollen mit Gewalt bei ihrem Unſinn beharren. — Wie dem auch ſei: wo man das Proletariat erſchaut, da ſieht man über den politiſchen Geſichtskreis hinaus, ſieht die Politik geſchlagen und überwunden, und bleibt man trotz dem „liberal," ſo bleibt man es doch nur — ob man es ſich auch nicht geſtehen mag — unter dem Fluch der Verzweiflung an ſich ſelbſt, d. h. an ſeinem Liberalismus.

Weil nun der ganze deutſche Liberalismus nicht mehr im Stande iſt, ſeine Augen vor dem Proletariat zu verſchließen, ſo

iſt er eben dadurch zu dieſer Verzweiflung an ſich gebracht. Mit ihm auch der Liberalismus unſers Schriftchens. So Seite 17. „Zwar bin ich weit entfernt, die Proletarier geringer als die übrigen Bürger zu achten, aber noch iſt die Zeit nicht vorhanden (sic!), wo ihnen öffentliche Rechte bewilligt werden können. Das gegenwärtige Jahrhundert hat noch nicht einmal die Selbſtſtändigkeit, Mündigkeit und die volle Vertretung des Bürgerſtandes erkämpft. Erſt muß aber dieſer Kampf, welcher vielleicht (sic) noch Jahrhunderte währt, durchgekämpft ſein, — — — ehe das Chriſtenthum eine Wahrheit (sic) und Kirche und Staat Eins ſein werden. — — Aber ſollte (sic) der Gang der Geſchichte kein regelmäßiger ſein, ſollte derſelbe mit Gewalt durchbrochen werden, dann“ — — wehe dem deutſchen Vaterlande! —

Alſo „die Zeit iſt noch nicht vorhanden,“ d. h. der Liberalismus macht nur noch auf eine temporäre Exiſtenz Anſpruch. Der Liberalismus geſteht ferner ein, daß ſein höchſtes Ideal, die Wahrheit — gleichviel, was er darunter verſteht! — nur erreicht werden könne im Streben nach einem ihm fremden, feindlichen Ziele; aber dennoch „vielleicht“ iſt der Lüge — das Wort freilich ſpricht er nicht aus — noch eine „Jahrhunderte lange“ Friſt gegeben; „ſollte aber“ — das nicht der Fall ſein u. ſ. w.

Iſt das nicht das Glaubensbekenntniß der bodenloſeſten Verzweiflung? iſt das Schriftchen, das ſolch ein Bekenntniß ablegt, nicht das ächteſte Product des deutſchen Liberalismus?

Wenden wir uns nun zu den Manifeſtationen eines ſolchen verzweifelnden Liberalismus und überzeugen wir uns, daß auch ſie in unſerm Schriftchen einen getreuen Ausdruck finden. — Dieſe Manifeſtationen ſind

1) die unredlichſte Heuchelei vor der Regierung.

Zunächſt erwähnen wir, daß wir den Liberalen weder aus ihrer Unredlichkeit, noch aus ihrer Heuchelei einen Vorwurf machen würden, wenn ſie nicht auf die ſchamloſeſte Weiſe grade „Redlichkeit“ und „Aufrichtigkeit“ zu ihrem Aushängeſchild machten.

Hat auch der Liberalismus in Deutſchland ſelbſt zur Zeit ſeiner geſchichtlichen Blüthe nicht — wie in andern Ländern —

ſeine abſoluten Kronen davongejagt, ſo hat er es doch wenigſtens gewagt, offen und unumwunden die abſolute Macht der Krone als „unſittlich“ und als gebrochen für alle Zeiten darzuſtellen. — Man leſe Rotteck. —

Früher alſo, da die Regierungen — die Macht der Regierung und der Krone iſt in abſoluten Staaten identiſch, wir brauchen daher „Regierung“ und „Krone“ promiscue — im Liberalismus ihren ärgſten, ja einzigen Feind ſahen, da wagte der letztere noch einen offnen Kampf; jetzt da durch die Erhebung des Proletariats, der Liberalismus das letzte und einzige Zufluchtsmittel der Regierung ſein wird: jetzt geht jenem die Courage ab, auch nur offen zu ſagen: „wähle doch nur von zwei Uebeln das kleinere, wähle uns, und wir helfen dir retten, was noch zu retten iſt, vieles freilich, gar vieles iſt für dich verloren.“ — Solche Sprache — obgleich er die Gewährung vorausſehen kann, wagt der Liberale nicht mehr; er quält ſich vielmehr ab, in einer conſtitutionellen Verfaſſung der Regierung, der Krone — wie er ausdrücklich ſagt — eine „Erhöhung ihrer Macht“ vorzuſpiegeln. —

Jetzt da es faſt Sache der ABC-Schüler ſein wird, zu begreifen, daß „conſtitutionelle Garantie“ — negativ ausgedrückt nichts weiter heißt, als „Beſchränkung der abſoluten Macht der Krone;“ jetzt beweiſt unſer Schriftchen in einem ganz beſondern Abſchnitt, daß durch eine Conſtitution „die Macht der Krone erhalten und gehoben“ werden könne. — Iſt das Redlichkeit und Aufrichtigkeit? — iſt das nicht ein vollkommner Ausdruck der Heuchelei des ganzen deutſchen Liberalismus? — Liegt aber die unredliche Heuchelei ſchon für die allgemeine Betrachtung auf der Hand, ſo tritt ſie im Einzelnen mit lächerlicher Offenheit hervor. —

Wodurch beweiſt der Liberale, daß die Macht der Krone geſunken, und daß ſie der liberalen Stütze bedarf? — durch „die Oppoſition auf den Landtagen!“ — Wem die Landtags-Abſchiede von 1843 noch in Erinnerung ſind, der weiß zwar, daß das Unſinn iſt, und daß die Regierung ihre Macht der Oppoſition gegenüber nicht großartiger herausſtellen kann, als da ge-

ſchehen; allein wenn der Liberale wirklich meint, jene Oppoſitionen ſchwächen die Regierung: was räth er ihr dann als redlicher Freund? etwa durch neue Ordonnanzen dem Unweſen ein Ende zu machen? o nein! er iſt ja liberal und haßt darum die Ordonnanzen, und er iſt unredlich, darum räth er, die auf acht, vollkommen von der Regierung abhängigen Landtagen zerſplitterte Oppoſition in Eine „Macht“ mit „geſetzlichen Garantieen“ zu verwandeln. Er kennt die Wahrheit des divide et impera, aber er thut, als ſei das eine Lüge, und meint, die Regierung werde leicht Herr über die Oppoſition werden, wenn ſie anſtatt der acht Landtage „Einen Reichstag“ einrichte.

Auch mit der „Liebe der Unterthanen“ will der Liberale die Regierung locken. Freilich weiſt er nicht auf's „dürre Holz“ nach Frankreich hin, ſondern auf ſeine „Reiſen durch Sachſen und Würtemberg.“ Was ſoll das heißen? Iſt der König von Preußen etwa weniger geliebt, weil er ein abſoluter König iſt? - Die „allgemeine Empörung und Indignation“ nach dem Tſchech'ſchen „Attentat“ können den Liberalen eines Beſſeren belehren. — Auch hieße das ja den Satz aufſtellen, je geringfügiger die Königsmacht, d. h. je ohnmächtiger der König, deſto geliebter iſt er. Nun, ſollte vielleicht der Liberale in dieſem Jahr die Gegenden der armen Spinner und Weber bereiſen und in ihnen eine ſehr, ſehr große Sympathie für dieſe armen, ohnmächtigen Leute wahrnehmen, dann räth er am Ende in ſeinem nächſten Neujahrsgruß der Regierung, ihr Scepter in ein Weberſchifflein zu verwandeln. —

Genug! es iſt in der Stellung des Liberalismus zur Regierung auch nicht Ein Funken Wahrheit mehr: Alles iſt Heuchelei und Lüge; und auch in dieſer Hinſicht iſt unſer Schriftchen ein treuer Ausdruck des deutſchen Liberalismus überhaupt. — Doch halt! da hab ich Sie ja denuncirt! nun ich will auch Ihre Rechtfertigung übernehmen. Ich weiß nämlich recht wohl, daß die liberalen Herren, wie der Verfaſſer des genannten Schriftchens, gewiß und wahrhaftig nichts Verderbliches für die Regierung durch ihre Heuchelei im Schilde führen; ſie wollen nur als „liberale Männer“ gelten, ſie lieben den Händedruck der liberalen Freunde,

und um ihn zu erhalten, muß ein liberales Wort geſprochen und geſchrieben werden, und weil dabei der Regierung nothwendiger Weiſe Erwähnung geſchehen muß, ſo ſucht man auf die unſchädlichſte Weiſe mit ihr fertig zu werden, man ſagt ihr alſo nicht „mißliebige“ Wahrheiten, ſondern ſpricht ſo offenbaren Unſinn über ſie, daß ſie es unmöglich übelnehmen kann; ſo hat man dann doch gethan, „was man thun konnte“ und — gilt als liberaler Mann. Seid ruhig, Ihr Herren, die Regierung kennt das Spiel und läßt Euch gewähren. Wenn ſie es für nothwendig erachten wird, wird ſie Euch rufen und ſich dankbar gegen Euch erweiſen, daß Ihr die „unterthänige“ Beſcheidenheit nicht verletzt habt. —

Die andere Manifeſtation des verzweifelnden deutſchen Liberalismus, die wir ebenfalls in jener Schrift wiederfinden, iſt

2) die nackteſte Brutalität gegen das Proletariat.

Je erſtaunenswerther die Energie, mit welcher ſich in neueſter Zeit das Proletariat in den Vordergrund der Geſchichte drängt, je rieſenhafter die Fortſchritte des Sozialismus, je einleuchtender ſeine Lehren und je unumſtößlicher ſeine Begründung in der Geſammtentwickelung des deutſchen Lebensbewußtſeins, deſſen Reſultat der ganze Menſch mit ſeinen vollen Anſprüchen ans Leben: deſto zwanghafter nimmt ſich — dieſen Erſcheinungen gegenüber — dieſe liberale Marktſchreierei aus; ſo zwanghaft, daß es einem faſt widerlich werden könnte, ſich mit ſolchem Wichte weiter zu befaſſen. — Doch faſſen wir die Brutalität des Liberalismus ins Auge. —

Brutal nämlich zeigt ſich der Liberalismus durch ſeine — bloße Exiſtenz; denn hat er nicht die „Volksbeglückung“ zu ſeiner Parole gemacht, und iſt's nicht brutal, forteriſtiren zu wollen, nachdem er nicht mehr zu läugnen im Stande iſt, daß ſeine Parole eine Lüge iſt? Iſt's nicht brutal, die „gleiche Berechtigung“ aller Menſchen anzuerkennen und dennoch für „Jahrtauſende“ Menſchenopfer für ſeinen jämmerlichen Ehrgeiz zu beanſpruchen? Iſt's nicht brutal, in nichtsſagenden Phraſen eine Bornirtheit zu heucheln, die man nicht hat? — Ja wohl, das Alles iſt brutal, und in all dieſen Punkten liegt die Brutalität des deutſchen Libe-

Lebensfrage nicht als eine friedliche auf. Es gilt hier nicht Standesrechte (nicht?!), es gilt Euern Beſitz, es gilt die Macht des Staates.“ —

Ja, dieſes Schriftchen iſt ein ächtes Kind des deutſchen Liberalismus, ein vollkommen reiner Ausdruck ſeiner Verzweiflung, Heuchelei und Brutalität! —

Daß übrigens der Verfaſſer in der Verwirklichung ſeiner liberalen Anſichten den „regelmäßigen (sic) Gang der Geſchichte“ zu ſehen verſichert, mag man wohl als ehrliches Geſtändniß hinnehmen, daß er unfähig iſt, die Geſchichte als die Entfaltung der menſchlichen Natur zu begreifen, und daß er in ihr nur das Rivaliſiren von Ständen um Beſitz und andere Privilegien erblickt. —

Wir nun, die wir den Menſchen ſelber, d. h. den Vollgenuß des Lebens für jeden Einzelnen, als das Ziel aller geſchichtlichen Entwickelung erkennen, wir erblicken im Socialismus den aus innerer Nothwendigkeit erfolgten Fortſchritt der Geſchichte, laſſen „die Todten ihre Todten begraben“ — und ſchließen uns den lebensvollen Factoren der Geſchichte an, d. h. den Proletariern! —

Im Februar 1845.

Fr. Schmidt.

Socialiſtiſche Bauſteine.

O, welche Güter wird die Menſchheit einſt
Zugleich erwerben und zugleich genießen!
Leopold Schefer.

1.

Welches iſt der Endzweck alles Strebens, aller Bewegungen, der ſchweren und unermüdeten Anſtrengungen der vergangenen Jahrtauſende? welches das Ziel, für deſſen Erringung das Menſchengeſchlecht ſeit ſeinem Urſprunge in ewigen Kämpfen einherzieht, deſſen Bild jedem Einzelnen bei aller Mühe und Arbeit ſeines Lebens, als lockender Preis aus der Ferne zuwinkt und ihm ſelbſt im Schlafe, im Dämmer der Traumwelt lockend vor die Seele tritt?

Alle jene Millionen, welche dort im wüſten Getümmel, im raſtloſen Kampfe auf der breiten Straße des Lebens durch einander drängen und treiben, rufen mir ein einziges Wort, als das Ziel ihrer Anſtrengungen zu: Glück!

Wir wollen glücklich werden!

Ihr ſucht euer Glück in der Ferne; der Zukunft opfert ihr die Gegenwart auf. Habt ihr die Gewißheit, daß, während ihr hier die Kräfte eures Lebens ohne Frucht und Genuß zur Erringung eures zukünftigen Wohles, eures entfernt liegenden Glückes aufreibt, ihr jemals zur Befriedigung dieſer eurer Wünſche gelangen werdet? Seid ihr ſicher, daß eure Anſtrengung nicht vergeblich ſein, daß euch die Zukunft für den Schmerz der gegen-

mächtigen Entsagungen und Leiden auch wirklich einst die gehoffte Vereinigung bringen wird? Seht ihr sicher, daß ihr nicht etwa einem Traumbild, einem Phantome nachjagt, das euch durch hysterischer Zauber zu ewig fruchtloser Mühe und Selbstpeinigung verlockt?

Als das Gebäude der alten Welt in Trümmer zerfiel, da flüchtete sich das menschliche Herz mit seinen Wünschen hinüber in das Jenseits, denn im Diesseits war ihm keine Befriedigung, kein Glück. Die irdische Welt wurde verachtet und nur als ein Durchgang und Mittel zur Erreichung der himmlischen angesehen; man trennte das Leben in ein Diesseits und ein Jenseits, in Irdisch und Himmlisch, in ein Land des Jammers und des Elends, der Noth und ein Land der Erlösung, der Freude und Wonne. [illegible]

[illegible]

[illegible]

ſterniß zu verſcheuchen? Siehe, ſchon fliehen jene bleichen Schatten, die Geſchöpfe deines überwachten Gehirnes, erſchreckt vor dem Glanze des neu anbrechenden Tages! Erhebe dich und tritt hinaus, hinaus in die freie Natur! Der Morgenwind, welcher durch das grüne Laub heranrauſcht, der Anblick des Morgenrothes, das am Himmel emporglüht, wird deine Seele wieder ſtärken, deine Bruſt wieder erfriſchen.

Tritt hinaus und ſage mir, was ſiehſt du, und welcher Art iſt das Leben, welches du um dich erblickſt!

Ich ſehe einen Teppich von bunten Blumen, einen dunkelgrünen Wald von hohen und ſtolzen Eichen. Jene Blumen und Bäume nähren ſich vom Thaue des Himmels, vom Gewäſſer des Fluſſes, welcher ihre Wurzeln beſpült, vom Strahl der Sonne, welcher die Luft durchzittert. Ihr Wachſen und Blühen, ihr Leben iſt ihre Befriedigung, ihr Glück.

Ich ſehe auf jenen blumigen Wieſen eine unermeßliche Schaar von kleinen Thieren umherſchwärmen und fröhlich den Morgenſtrahlen entgegenflattern; ich höre den Geſang der Waldvögel, die ſich anmuthig auf den ſchwanken Baumzweigen ſchaukeln, ein Chor von unzählig verſchiedenen, harmoniſch zuſammenklingenden Tönen; ich ſehe von jenſeits eine muthige Schaar junger Roſſe mit wehenden Mähnen über die Ebene einherſprengen, und wie ſie näher kommen, erfüllen ſie die Luft mit ihrem Stampfen und Wiehern, bis ſie ſich graſend auf dem Weideplatze zerſtreuen. Ich ſehe, daß alle dieſe Thiere kein anderes Glück kennen, noch begehren, als dasjenige, welches für ſie in der Aeußerung und dem Genuſſe ihres Lebens liegt.

Wenn die Nacht herabſinkt, begegnet dem Blicke meines Auges eine unzählbare Schaar von Welten, welche nach ewigen Geſetzen im unendlichen Raume kreiſend ſich umſchwingen. In dieſen Schwingungen ſehe ich eine Einheit von Leben, Bewegung und Glück.

Alle dieſe Weſen finden in der Uebung und Aeußerung aller ihrer Lebensfähigkeiten, mit denen ſie von der Natur begabt ſind, zugleich ihr Glück, die Befriedigung und den Genuß ihres Lebens.

Iſt der Menſch nicht gleichfalls hervorgegangen aus der Urwelt, ein Geſchöpf der Natur, wie alle andern? Iſt er nicht aus denſelben Stoffen gebildet, mit denſelben allgemeinen Kräften und Eigenſchaften begabt, welche alle Dinge beleben? Warum ſucht er ſein Glück auf der Erde noch immer in einem irdiſchen Jenſeits? Warum iſt er ſeinem eignen Leben noch ferner entfremdet? Warum wird noch immer ein Menſchenleben einem andern Menſchenleben, ein Lebensalter einem andern Lebensalter, ein Geſchlecht dem andern Geſchlecht unter Schmerzen und Thränen hingeopfert?

Sehet die Lilien auf dem Felde!

Aber der Menſch erkennt ſich, beſitzt das Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Während in den andern Weſen die Triebe und Kräfte der Natur einzeln und unbewußt zur Erſcheinung kommen, vereinigen ſie ſich im Menſchen und gelangen in ihm zum Bewußtſein. Der Menſch iſt die kleine Welt, in welchem das Leben des Alls ſein bewußtes Gegenbild findet. Seine Natur iſt der Spiegel der ganzen Natur, welche ſich in ihm erkennt. Wohlan! Erkennt ſich die Natur in mir, ſo erkenne ich in der Natur mich ſelbſt, in ihrem Leben mein eigenes Leben.

Alles Naturleben findet in der Uebung und Aeußerung der ihm angebornen Fähigkeiten und Kräfte ſeine Befriedigung, ſein Glück.

So leben auch wir aus, was die Natur in uns hineingelegt hat! Bringen wir alle Triebe, Kräfte, Fähigkeiten, die in uns ſchlummern, zur freien, bewußten Aeußerung und Thätigkeit! Erkennen und genießen wir unſer Leben und darin unſer Glück!

2.

Die Natur als Grundlage alles Lebens iſt eine aus ſich ſelbſt hervorgehende und auf ſich ſelbſt zurückgehende Einheit, welche alle die unzähligen Mannichfaltigkeiten ihrer Erſcheinungen umfaßt, und außer welcher Nichts iſt.

Jede dieſer Erſcheinungen, jedes Einzelleben beſteht und entwickelt ſich nur durch ſeinen Gegenſatz, ſeinen

Kampf mit der Außenwelt, beruht nur auf ſeiner Wechſelwirkung mit dem Geſammtleben, mit dem es wiederum durch ſeine Natur zu einem Ganzen, zur organiſchen Einheit des Univerſums verknüpft iſt.

Das Einzelleben findet einerſeits ſeine Grundlage, die Quelle und Nahrung für ſein Wachsthum in dem Geſammtleben, andererſeits ſucht das Geſammtleben das Einzelleben in ſtetem Kampfe zu verzehren und in ſich aufzulöſen.

Der Menſch kann ſich demnach, wie jedes einzelne Weſen, nur in und durch das Geſammtleben entfalten.

Was dem unbewußten Einzelleben das unbewußte, allgemeine Weltleben, das iſt dem bewußten, alſo dem menſchlichen Leben die menſchliche Geſellſchaft. Ich kann meiner Natur nach nur in und durch die Gemeinſchaft mit anderen Menſchen zur Entwickelung, zum ſelbſtbewußten Genuſſe meines Lebens gelangen, meines Glückes theilhaftig werden.

Der Gegenſatz des einzelnen zum allgemeinen Leben wird auch in der Geſellſchaft die Bedingung zur bewußten menſchlichen Entwickelung. Ich entwickele mich im ſteten Kampfe, in ſteter Gegenwirkung gegen die Geſellſchaft, die mir als beſchränkende Macht gegenüberſteht, zur Selbſtbeſtimmung, zur Freiheit, ohne welche kein Glück iſt. Mein Leben iſt eine fortwährende Befreiung, ein fortwährender Streit und Sieg über die bewußte und unbewußte Außenwelt, um ſie mir zu unterwerfen und ſie zum Genuſſe meines Lebens zu verbrauchen. Der Trieb der Selbſterhaltung, das Streben nach eignem Glück, Freiheit, Befriedigung ſind alſo natürliche, d. h. vernünftige Lebensäußerungen. In unſerer heutigen Geſellſchaftsverfaſſung, wo ſie ſo oft gewaltſam unterdrückt und gehemmt werden, arten ſie gewöhnlich nur deshalb häufig in Unnatur, Verbildung, Egoismus, Laſter u. ſ. w. aus.

Ich verlange demnach von der Geſellſchaft, daß ſie mir die Möglichkeit gewährt, von ihr meine Befriedigung, mein Glück zu erkämpfen, daß ſie meiner Kampfesluſt ein Schlachtfeld eröffne. — Wie die einzelne Pflanze Boden, Wärme, Sonne,

Lebens werden*). In der natur- d. h. vernunftgemäßen Geſellſchaft müſſen daher die Bedingungen des Lebens für alle Mitglieder gleich d. h. allgemein ſein. Jedem muß auf gleiche Weiſe die Möglichkeit gegeben ſein, durch die Erlangung der allgemeinen Güter des geiſtigen und leiblichen Lebens ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſeine Anlagen zu entwickeln und ſein Glück zu erringen. Die Möglichkeit der freien Lebensentwickelung des Einzelnen iſt nur dadurch gewährleiſtet, daß ſie zugleich für Alle beſteht, wodurch der Egoismus und das Vorrecht, welche die allgemeinen Lebensbedingungen als ausſchließlichen Beſitz beanſpruchen, ſo wie alle anderen, der allgemeinen Menſchennatur widerſprechenden Beſtrebungen aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen und entfernt werden, während die natürlichen Gaben und Vorzüge ihre Entfaltung und Geltung finden. Denn der Gegenſatz, die Beſonderheit der Geſellſchaftsglieder tritt dadurch hervor, daß jeder ſein Glück auf einem eigenen Wege erſtrebt, ſeine Kräfte auf eine beſondere Weiſe zur Thätigkeit bringt.

---

*) Max Stirner hat in ſeinem Werke: „Der Einzige und ſein Eigenthum. Leipzig 1844“ nach Anleitung einiger franzöſiſchen und engliſchen Philoſophen des 18. Jahrhunderts den Egoismus proclamirt, weil er nur den Gegenſatz des individuellen Lebens zum allgemeinen Leben, nicht aber auch ihre Einheit aufgefaßt hat, weil er überhaupt nichts Allgemeines, keine Begriffe, wie Natur, Vernunft, Menſchheit ꝛc. anerkennt und folgerichtig „die Qual des Denkens,“ wozu man doch immer allgemeine Begriffe, und ſei es Menſch, Thier, Stein ꝛc., nöthig hat, „von ſich abſchüttelt.“ Indem daher ſein „Ich“ als naturwidrig, antiſocial auftritt, wird das Fauſtrecht und bellum omnium contra omnes conſequent als der Normalzuſtand des Menſchengeſchlechts hingeſtellt. Der ſociale oder vielmehr antiſociale Zuſtand des Mittelalters, wo die Uebermacht des Eiſens, und der Gegenwart, wo die Uebermacht des Goldes regiert, das alte und moderne Fauſtrecht haben daher in dem Stirner'ſchen Buche ihren vollſtändigen und hoffentlich letzten Ausdruck, gleichſam ihre Verklärung gefunden. Der durch die Gewalt und Liſt zum Monopol, zum Vorrecht gelangte und gelangende Egoismus iſt ſich darin zum vollkommnen Bewußtſein gekommen.

Aus dem freien, gegenſeitigen Wechſelſpiel aller Lebenskräfte der Einzelnen zur Erringung des eigenen Glückes ergibt ſich das allgemeine Glück, das Gemeinwohl.

Das Gemeinwohl iſt demnach Folge des Glückes jedes Einzelnen, Folge des Gegenſatzes des Einzelnen zum Allgemeinen.

Andererſeits iſt das Gemeinwohl zugleich Grund des Glückes des Einzelnen, weil die Entwickelung jedes Einzelnen auch auf ſeiner Einheit mit dem Allgemeinen beruht, daraus Nahrung und Gedeihen ſchöpft.

Indem ſich daher alle Mitglieder der Geſellſchaft in der Aufrechthaltung der allgemeinen Lebensbedingungen zur Hervorbringung des Gemeinwohles vereinigen, gewährleiſten ſie ſich gegenſeitig die Möglichkeit des eigenen, beſonderen Glückes. Indem Alle für ihr eigenes Glück thätig ſind, fördern ſie das Gemeinwohl.

Indem ich das Geſammtwohl fördere, fördere ich mein eigenes Wohl, und indem ich mein eigenes Wohl fördere, das Geſammtwohl.

Als letztes Ergebniß erſcheint daher die bewußte Einheit des Einzellebens mit dem Geſammtleben, die Harmonie.

Durch den naturgemäßen, bewußten Genuß meines Lebens, worin mein Glück beſteht, d. h. durch die Befriedigung meiner natürlichen Bedürfniſſe und Neigungen, durch die Entwickelung meiner Anlagen und Fähigkeiten ſchaffe ich zugleich mein eigenes und das allgemeine Glück.

Die Erhaltung und Pflege des Gemeinwohles, welche in den gegenwärtigen Zuſtänden als äußere Pflicht erſcheint, weil ſie im Gegenſatz zum beſonderen (Privat-) Wohle ſteht, fällt in dem organiſchen Geſellſchaftsverbande zuſammen mit der Pflege und Erhaltung des eigenen, beſonderen Wohles. Die gegenwärtig noch äußeren, jenſeitigen Pflichten verwandeln ſich daher in freie, aus der innern Natur hervorgehende Aeußerungen und Thätigkeiten des Lebens. Die Nothwendigkeit wird zur Freiheit.

Die organiſche Geſellſchaft hat zur Grundlage die allgemeine Gleichheit und entwickelt ſich durch die Gegenſätze der Einzelnen gegen das Allgemeine zum freien Einklange, zur Einheit des einzelnen mit dem allgemeinen Glücke, zur ſocialen, geſellſchaftlichen Harmonie, dem Spiegelbilde der univerſellen Harmonie.

4.

Auf dem polaren Gegenſatz, der Wechſelwirkung meines beſonderen Lebens mit dem allgemeinen Naturleben, beruht der Kampf des Menſchen mit der Natur. Wenn dieſer Kampf als bewußte Thätigkeit erſcheint, heißt er Arbeit.

Die Arbeit iſt demnach jede bewußte Thätigkeit des Menſchen, wodurch er die Natur ſeiner Herrſchaft in geiſtiger und materieller Beziehung zu unterwerfen ſtrebt, um ſie zum bewußten Genuß ſeines Lebens zu bringen, ſie zu ſeiner geiſtigen oder körperlichen Befriedigung zu verwenden.

Da aber das Leben in jeder Entfaltung, Uebung und Aeußerung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten zu ſeinem Genuſſe, zu ſeiner Befriedigung kommen ſoll, ſo ergibt ſich, daß die Arbeit ſelbſt eine Entfaltung und Entwickelung menſchlicher Anlagen ſein und Genuß, Befriedigung und Glück gewähren ſoll.

Die Arbeit ſelbſt muß mithin zu einer freien Aeußerung des Lebens und dadurch zum Genuß werden (wie dies jetzt ſchon bei wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Arbeiten gewöhnlich der Fall iſt).

Das Product der Arbeit aber muß zugleich dem Glücke des Einzelnen (Arbeitenden) und dem allgemeinen Glücke dienen. Dies geſchieht durch die Gegenſeitigkeit, durch die gegenſeitige Ergänzung aller geſellſchaftlichen Thätigkeiten. Durch das Zuſammenwirken aller Thätigkeiten wird allein die Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfniſſe Aller, des einzelnen, wie des Geſammtwohles, gewährleiſtet.

So müſſen ſich auch in der Arbeit Nothwendigkeit und Freiheit, Zweck und Mittel vereinigen, zur Har-

monie kommen. Die Arbeit als eine genußreiche, Befriedigung gewährende und zugleich dem allgemeinen Wohle dienende freie Thätigkeit iſt die Grundlage der Organiſation **der Arbeit.**

Zum Schluſſe vergleiche man mit obigen Reſultaten einige Definitionen, welche die Naturphiloſophie über Leben, Organismus und Harmonie gibt:

„In der ganzen Darſtellung der lebenden Organiſation und ihrer Verhältniſſe zur Außenwelt kommt die Subject-Objectivität der Natur zur Erſcheinung, d. h. die Natur gelangt in der lebenden Welt zum Selbſtgenuſſe und zur Selbſterkenntniß.“ (Purkinje: Phyſiologie, mündliche Mitth.) „Jedes einzelne Moment hat im organiſchen Leben ſeinen beſtimmten Zweck für das Geſammtleben: die Theile ſind Organe, d. h. Mittel für die Aeußerung der Kräfte und für die Fortdauer des Daſeins; und die Thätigkeiten ſind Functionen, d. h. durch einen höheren Zweck beſtimmte Richtungen der Kraftäußerung. Während das Einzelne für das Ganze nothwendig iſt, beſteht es doch nur vermöge ſeiner Bedeutung für dieſes und im Zuſammenhange mit demſelben, hat aber hierdurch Antheil am Leben, ſo daß es weder ſelbſtſtändig durch ſich lebt, noch auch völlig leblos iſt. Die einzelnen Glieder bilden Gegenſätze, die einander anregen, ergänzen und in Wechſelwirkung treten: wie die verſchiedenen Gewebe und Flüſſigkeiten gleichſam in einander getaucht ſind, ſo durchdringen ſich alle Einzelnheiten zu gegenſeitiger Erweckung. Durch dieſe Verkettung iſt Alles gegenſeitig Zweck und Mittel zugleich, ſo daß in ſtetem Kreislaufe das Product des Lebens auf das Leben zurückwirkt.“ (Burdach: Anthropologie §. 546.) „Das Weſen des Lebens äußert ſich als Harmonie ſeiner Glieder. Dieſe bilden Gegenſätze und bringen gegen einander an; aber ſo, daß dadurch nur Thätigkeiten geweckt und Verhältniſſe bewirkt werden, wie ſie zum Beſtehen des Ganzen erforderlich ſind. Wie aber die mannichfaltigen Theile und Kräfte jedes organiſchen Weſens unter einander zuſammenſtimmen, ſo entſpricht auch die Außenwelt dem

organiſchen Weſen, iſt in ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen demſelben angemeſſen und ſteht mit ihm in ſteter Wechſelwirkung; ſie paßt ergänzend zu ihm und verkehrt mit ihm, wie ein organiſches Glied mit dem andern. Und indem die Verhältniſſe des Planeten ſich als organiſche Einrichtungen darſtellen, die, auf dem allgemeinen Weltleben beruhend, deſſen Einfluß auf die organiſchen Weſen der Erde vermitteln, ſtehen dieſe ſelbſt unter einander in gegenſeitiger Beziehung und harmoniſcher Wechſelwirkung zur Darſtellung des großen Ganzen. Nur in dieſem iſt der volle Einklang zu ſuchen, indeß der den Einzelheiten zugewandte Sinn Diſſonanzen vernimmt." (Burdach: Anthropologie §. 568.)

Rudolph Matthäi.

Communismus, Socialismus, Humanismus.

Von

Hermann Semmig.

Jedes neu auftauchende Princip findet eine Menge Anhänger, wenn es auch einen noch ſo ſchneidenden Gegenſatz bildete gegen das Beſtehende, oft aber grade weil es einen ſolchen bildet. Viele ſind durch die Neuheit geblendet und laufen blind der vorangetragenen Fahne nach, Viele verſtecken ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke unter dem weiten Mantel des Princips, Viele ergreifen es, weil ſie ſelbſt leer und ohne innern Gehalt ſind, um mit dem großen, weitſchichtigen Namen ihr kleines Ich zu bemänteln. Mancher iſt nichts und möchte gern etwas ſein, er nennt ſich Communiſt und denkt nun Wunder, was Großes er iſt. Ja gerade das neue Princip der Geſellſchaft hat eine Menge Anhänger gefunden, die unter jene drei Claſſen gerechnet werden müſſen. Es gibt wohl ſogar „Communiſten," die mit unverſtändigem Hochmuth auf die Socialiſten herabſehen, weil dieſelben nicht radical, nicht muthig genug ſeien, ſich zum Communismus zu bekennen. Solchen Anmaßungen gegenüber, als auch um den Sinn Unbefangener nicht zu verwirren, kann man nicht entſchieden genug wiederholen, daß nur die Leerheit ſich hinter große Namen flüchtet, daß aber die wahre Erkenntniß ſich in der Bethätigung zeigt.

Der Communismus iſt nicht die Auflöſung, ſondern die Erfüllung des Rechtsſtaates, wie er auch den Begriff des Eigenthums nicht auflöſt, ſondern ſeine deſtructiven Folgen dadurch zu paralyſiren ſucht, daß er es allgemein macht: ſtatt der Einzelnen und ihres Privateigenthums ſetzt er die Geſammtperſon der Gemeinſchaft und das Geſammteigenthum. Es bleibt alſo der Menſch (ob einzeln oder in Maſſe, bleibt hier gleich) in der Abhängigkeit von einer Abſtraction ſeines Weſens, die Sklaverei wird nur einfacher. Wie der Communismus factiſch in Frankreich (ſeinem Hauptſitz) vertreten wird, iſt er der rohe Gegenſatz gegen die egoiſtiſche Zerfallenheit des Krämerſtaates, über dieſen politiſchen Gegenſatz kommt er nicht hinaus, gelangt zu keiner unbedingten vorausſetzungsloſen Freiheit. Allerdings will er die atomiſtiſch-zufällige Concurrenz der Einzelnen vernichtet wiſſen, aber ſtatt der Harmonie der freien Geſellſchaft, gibt er die ſtarre Gleichheit des Despotismus, er verbindet die Atome zu keinem organiſchen Ganzen, ſondern zwingt ſie dictatoriſch zuſammen. Der Communismus hat die Maſſe vor ſich, der Socialismus den Gattungsmenſchen. Schon durch ſeinen Namen, den Gegenſatz gegen die Concurrenz, zeigt Jener ſeine Einſeitigkeit; ſoll denn aber dieſe Befangenheit, die wohl jetzt als Parteiname eine Geltung haben kann, ewig währen? Erſt wenn jener Gegenſatz überwunden iſt, kann die Weltanſchauung eine klarere werden. Daß innerhalb des Communismus die Tyrannei recht wohl fortbeſtehen kann (weil er eben nur die Maſſe der atomiſtiſch-vereinzelten Individuen, nicht die Gattung fortbeſtehen läßt), zeigt Weitling, gegen deſſen Geſellſchaft man kaum den ruſſiſchen Despotismus vertauſchen möchte, zeigt der Wahnſinn Cabet's, welcher verlangt, daß alle Welt auf ſeinen Populaire abonniren ſoll. Bei dem Angriff des Letztern auf Fourier, der nach Cabet kein Princip, ſondern nur ein Syſtem hat (der communiſtiſch-despotiſche Cabet ſtellt ſein Dogma als Princip auf, iſt daher ebenſo autoritätsſüchtig, als die Hierarchie und Autokratie) ſcheint es, als ob die Franzoſen ihre eignen Genie's nicht verſtänden. Hier kommt ihnen die deutſche Wiſſenſchaft zu Hülfe, die im Socialismus (wenn bei der Vernunft eine Steigerung gilt) die

vernünftigſte Ordnung der Geſellſchaft gibt. Der Communismus will die Gemeinſchaft auf Erziehung, Arbeit und Genuß ausgedehnt wiſſen; will dies der Socialismus nicht auch? Aber er will mit der Einheit die Freiheit; und wenn ich nun auch Allen Alles gemeinſchaftlich laſſe, wird auch die Thätigkeit und der Genuß Aller gleich ſein? Nein, denn Thätigkeit und Genuß fallen in des Menſchen Eigenthümlichkeit zuſammen. Durch dieſe werden jene beiden beſtimmt, nicht durch die außer uns ſtehenden Producte. Was iſt mein und dein? Ich und du, weiter nichts! Oder iſt es nicht ein Spott auf das ganze Eigenthumsrecht, wenn ein Blödſinniger durch Erbſchaft in den Beſitz einer Gemäldeſammlung kommt? Genießt er ſie, iſt ſie wirklich ſein? Oder wird ſie nicht das wahre geiſtige Eigenthum jedes Gebildeten, der ſie anſchaut, wenn er auch nicht das Recht hat, nach Belieben darüber als über ſein „Eigenthum“ ſchalten zu können? Aber es gibt Juriſten, die den Unſinn des Erbrechtes ſelbſt zugeben; dieſer Streitpunkt iſt bald zwiſchen Vertheidigern und Gegnern des Eigenthums keiner mehr. Es bliebe aber das Eigenthum doch noch gültig für den Einzelnen bei Lebzeiten, als die Frucht ſeiner Arbeit. Allein ich kenne keine andre Frucht der Arbeit für den Menſchen, als den Menſchen ſelbſt. Seine Entwickelung durch ſeine Thätigkeit, er ſelbſt, das iſt ſein Eigenthum; denn „indem er ſchafft und thätig iſt, verarbeitet und genießt er zugleich ſein eignes Weſen.“ Was man ſonſt „Eigenthum“ nannte, die Producte der Arbeit des Menſchen, das iſt nur ein Abfall von ihm und dient ihm nur (als Nahrung, Stoff, Bildungshebel u. ſ. w.) als Subſtrat ſeiner weitern Entwickelung. Da nun aber dieſe Producte zur Thätigkeit, d. i. zum wahren Leben unumgänglich ſind, dieſelben aber durch die gemeinſame Thätigkeit der geſammten Menſchheit ſich von letzterer gleichſam abgelöſt haben, ſo ſind oder ſollen ſie auch für alle das gemeinſame Subſtrat weiterer Entwickelung ſein (Gütergemeinſchaft). Unſre heutige Geſellſchaft iſt freilich ſo verwildert, daß Einzelne in thieriſchem Heißhunger über die Producte fremder Arbeit herfallen und dabei unthätig ihr eigenes Weſen verfaulen laſſen (Rentiers), wovon wieder die nothwendige Conſequenz iſt, daß

Andere, deren Eigenthum (ihr eigenes menſchliches Weſen) nicht durch Unthätigkeit, ſondern durch aufreibende Anſpannung verkümmert, zu maſchinenmäßigem Produciren getrieben werden (Proletarier). Unverſtändige (z. B. ein Berichterſtatter der Hamb. N. Z.) haben behauptet, die neuen ſocialen Syſteme vernichteten die freie Sittlichkeit, während letztere grade in der heutigen Geſellſchaft zu Grunde gerichtet wird. Beide Extreme unſrer Geſellſchaft aber (Rentiers und Proletarier) ſtehen auf Einer Stufe der Bildung, beide ſind abhängig von den Dingen außer ihnen, die erſteren durch den Ueberfluß im Verzehren, die anderen durch den Mangel und die Entbehrung. Beide alſo ſind gleich fern von der freien Sittlichkeit, von der wahren Menſchlichkeit.

Betrachten wir noch einmal die Reſultate, ſo macht der rohe franzöſiſche Communismus (es gibt keinen andern, denn was Weitling gegeben hat, iſt nur eine Verarbeitung fourieriſtiſcher und communiſtiſcher Ideen, wie er ſie in Paris und Genf kennen lernte) die Erde zu einem ungeheuern Atelier, deſſen Ouvrier's nach den Arbeitsſtunden ſich durch Genüſſe zu neuer Arbeit erholen. Der Menſch wird in ihm ſich ſeines Weſens nicht bewußt und bleibt noch immer ein Sklave, ſeine Abhängigkeit wird durch den Communismus auf die Spitze getrieben, auf das letzte brutalſte Verhältniß gebracht, auf die Abhängigkeit von der rohen Materie (Trennung des Genuſſes von der Arbeit); der Menſch gelangt zu keiner freien ſittlichen Thätigkeit, denn indem die Arbeit ihren Lohn erhält, während die Thätigkeit ihr eigner Preis iſt, verkauft ſich der Arbeiter ſelbſt. Die Communiſten waren beſonders ſtark in der Aufſtellung von Syſtemen oder gleich fertigen Geſellſchaftsordnungen (Cabet's Ikarien, la Felicité, Weitling), alle Syſteme aber ſind dogmatiſch-dictatoriſch. Der Socialismus dagegen ſichert nur die freie Entwickelung jeder Perſönlichkeit, wobei er allerdings die Gemeinſamkeit der Producte in Anſpruch nimmt (ohne damit abzuſchließen, wie der Communismus); er gibt die anarchiſche Ordnung, die der menſchlichen Gattung, wie dem Univerſum, weſentlich eigenthümlich iſt. Er löſt zugleich die Frage, die der Communismus nicht zu löſen vermochte (indem er bald die alte Ehe beſtehen

ließ, bald die Weibergemeinſchaft annahm, wodurch das Weib, wie die Güter, als Materie behandelt wurde): die Frage der Stellung der Frauen. Welche thieriſche Rohheit und ſittliche Verworfenheit herrſcht in unſerm Rechtsſtaat, in dem die Frau die Vereinigung der Geſchlechter, als ein „Recht" beanſpruchen darf, deſſen Nichterfüllung von Seiten des Mannes das Weib zum Antrag auf Scheidung berechtigt, während dieſe Vereinigung nur die höchſte Steigerung der Liebe iſt und ſein ſollte; denn nur das Natürliche iſt wahr, und das Wahre iſt ſittlich. Indem der Socialismus den unſittlichen Zwang des Rechtsſtaates aufhebt, läßt er die Neigung der Geſchlechter frei, voll Vertrauen auf den ſittlichen Kern der Menſchheit, daß die Liebe zur Freiheit die Harmonie bringt.

Dieſer Unterſchied zwiſchen Communismus und Socialismus beſteht factiſch; erſterer iſt franzöſiſch, dieſer deutſch; ein Glück iſt es für die Franzoſen, daß ſie einen ſo richtigen geſellſchaftlichen Inſtinct haben, der ihnen einſt die wiſſenſchaftlichen Studien wird erſetzen helfen. Dieſes Reſultat lag in dem Entwickelungsgange beider Völker vorgezeichnet; die Franzoſen kamen durch die Politik zum Communismus, die Deutſchen durch die Metaphyſik, die zuletzt in Anthropologie umſchlug, zum Socialismus. Beide löſen ſich zuletzt in Humanismus auf. Das Werk der Anthropologie, die Wiedergewinnung ſeines ihm entfremdeten Weſens durch den Menſchen, ward durch Feuerbach nur einſeitig vollzogen, d. h. begonnen; er vernichtete die religiöſe Illuſion, die theoretiſche Abſtraction: den Gott — Menſchen: während Heß die politiſche Illuſion, die Abſtraction ſeines Vermögens (ſeiner Thätigkeit), d. i. das Vermögen zerſtört. Nur durch die Arbeit des Letztern ward der Menſch von den letzten Mächten außer ihm befreit, zu ſittlicher Thätigkeit befähigt (alle Uneigennützigkeit der früheren Zeit war nur eine ſcheinbare) und in ſeine Würde wieder eingeſetzt: oder wo galt der Menſch früher das, was er war? Wurde er nicht nach ſeinen Schätzen geſchätzt? Sein Geld ſchaffte ihm ſeine Geltung. Nun erſt, nach Zerſtörung dieſer Illuſionen, kann an eine neue menſchliche Ordnung der Geſellſchaft gedacht werden, ohne daß es von Neuem

einer Entdeckung der Menschenwürde bedürfte? Es doch auch alle Entdeckung nur eine Entdeckung: und ist nur dem klar verständlich, der sie macht; nur mehr auf Wunsch: die Erkenntniß des Wesens des Menschen hat eine wahrhaft unsichtbare Lehre zur natürlichen nothwendigen Folge. Der Charakter der neuen Zeit, ihr christlicher Instinkt ist der Humanitätstrieb, wie der des hellenischen Alterthums die Naivetät, der des Mittelalters die Innigkeit war. Nennen sich doch alle die neue Zeit für uns begonnen haben, die Epoche des Selbstbewußtseins wie in prunkendem Tone selbst Franzosen: nennen sie einen in neue Zeit des Uebergangs, der die allgemeine Gleichgiltigkeit der Verneinungssucht nannte. Es war freilich nur eine Verneinung im Sinne Voltaire's, der ebenso die vorgefundene Positivität verneinte. Eine Wiederkehr des Alterthumsgeistes und Entdeckung gepriesener verschollener Bücher die Emancipation der Gewissensfreiheit, deren Folge die Zerfallenheit unserer Zeit, deren Consequenz die unheilig-unfriedliche Kritik war Charakterisirung war. Die Reinigung aber ist der subjektivste Instinkt menschlicher Entwickelung, und indem sie das Gegebene und die Erinnerung in sich nicht aufnahm, heiligte sie dasselbe, die nur ungeweiht machen können. Es gewährleistet der religiöse Gegensatz, der auch der Feigheit, der Unfähigkeit, der nach Reichthum trachtet die Zerspaltenheit deutschen Gemeingeistes in das Humanitätsthum ist nothwendig und nothwendiger Gegensatz der Reformation), Verwerfung der gesellschaftlichen Bande, um sie für den Humanismus empfänglich zu machen. In dem letztern war offen sich als Menschenfeindlichkeit auf- zu und Communisten, zu und Socialisten? Wir sind Menschen. Es mögen nur denn, die vor der Wahrheit einer neuen menschlichen Ordnung der Gesellschaft sind, Partei gegen die ganze historische Vergangenheit: so ist Uebermenschheit nur verneinend, es ist doch beides Eins. Auch darum sind uns die Humanisten der Reformationszeit verwandt, daß wir, wie sie, gegen das Scheinchristenthum ankämpfen, dessen letzte Stunde ein Jeder, Feuerbach ausdrückt, dessen letzte Folgen die Spaltung des Lebens) sich vermehren: und eine mißverstandene Achtung, ist es uns zum Vorwurfe gekommen. Wenn aber in der Refor-

mationszeit der Keim der ganzen neuen Welt liegt, ſo iſt es doch völlig unwahr und unhiſtoriſch, wenn man den heutigen Communismus aus den Bauernkriegen jener Epoche herleitet, wie es Herr Oelkers gethan und das Pariſer „Vorwärts“ nachgeſchrieben hat. Herr Oelkers hat früher eine ſchlechte Geſchichte des Bauernkrieges geſchrieben und iſt durch dies Studium irre geleitet worden; übrigens geſteht er ſelbſt, den Unterſchied zwiſchen Communismus und Socialismus nicht zu kennen. Der Bauernkrieg iſt von rein feudal-religiöſem Charakter, ſeine Führer haben den Feudalſtaat und den Kirchenſtaat ſich entgegen und ſtürzen beide in die Theokratie zuſammen, ſtatt ſie in die menſchliche Geſellſchaft aufzulöſen. Wollte man aus ihrer „evangeliſchen Gleichheit“ den Communismus herleiten, ſo könnte man zuletzt bis auf die moſaiſche Geſetzgebung zurückgehn.

Dieſe Sonderung der beiden Hauptparteien der Zeit hat ſich durch die Entwickelung der letzten zwei Jahre ergeben, wie ſie namentlich in Heß „Philoſophie der That“ (Herwegh's Einundzwanzig Bogen) begann. Es war ſomit an der Zeit, auch einmal die Schiboleths der geſellſchaftlichen Parteien näher zu beleuchten; nichts verwirrt die letztern mehr, als die Unklarheit in der Bezeichnung: „Wo Begriffe fehlen, da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein.“ Erſparen wir uns den Wortkampf; wer ſich mit ſeiner Unklarheit hinter Worte flüchtet, führt den Kampf zuletzt mit der Erbitterung der Verzweiflung, mit dem Fanatismus. *)

---

*) Wir ſind in der Sache mit dem Verfaſſer einverſtanden. Was aber die Namen angeht, ſo ſcheint das Wort Communismus für diejenige Richtung, welche Aufhebung des Privateigenthums als Grundprincip aufſtellt, allerdings bezeichnender, als das Wort Socialismus, womit einerſeits in Frankreich und Deutſchland allerlei, nur nicht die Aufhebung des Privateigenthums bezeichnet wird, und welches andrerſeits in England zur Bezeichnung deſſelben Communismus gebraucht wird, gegen welchen der Verf. das Wort Socialismus, als Schiboleth empfiehlt. Noch weniger eignet ſich das Wort Humanismus zur Bezeichnung der Richtung, welche der Verf. mit Heß vertritt, da dieſes Wort ſchon

ſeine geſchichtliche Bedeutung hat und keineswegs die Aufhebung des Privaterwerbes bezeichnet. Heß ſelbſt (mit dem ſich der Verf. ja vollkommen einverſtanden erklärt) hat in jüngſter Zeit mit ſeinen Freunden den Namen Communiſt angenommen und ermächtigt uns zu der Erklärung, daß er nur aus äußern Rückſichten bisher den Namen gemieden habe. Er hält die Unterſchiede zwiſchen franzöſiſchem und deutſchem Communismus nur für Unterſchiede zwiſchen *Theorie* und *Praxis*, erkennt aber der Theorie das Recht nicht zu, ſich *pedantiſch* von der Praxis abzuſondern. D. H.

Der allgemeine Besitz.

Von

E. Weller.

Ist es nicht besser, das Raubthier, welches in unsern Gauen wüthet, das Geld, zu erschlagen und dann erst über die Zukunft zu berathschlagen, als vorher zu überlegen, was nach Tödtung des Thieres anzufangen sei, und es immer fortwüthen zu lassen?

Man könnte folgende Frage eine Frage, nicht allein der Zeit, sondern auch des Gewissens nennen: Ist der Mensch geschaffen, um im Elend zu darben, oder im Glücke zu leben? Die Antwort ist gegeben. Auch in den Herzen derer, welche sich menschlicher Gefühle schämen, welchen die Zunge zum Schweigen verliehen ward, ist die Wahrheit klar geworden, der Mensch sei auf Erden, um sich der herrlichen Gaben zu freuen, welche die Natur ihm bietet, und nicht Einige seien dazu berufen, sondern die gesammte Menschheit. Eine unwiderlegbare Thatsache ist es nun, daß in unsrer Zeit, wie in der vergangenen, den Einzelnen zwar die Möglichkeit gegeben war und ist, einigermaßen und beziehungsweise glücklich zu werden, daß Allen aber die Gewißheit, glücklich zu werden, fehlte und noch fehlt. Damit aber, daß die Möglichkeit eines glücklichen Lebens vorhanden, sind wir noch nicht gegen das Unglück geschützt; wir müssen die völlige Gewißheit haben, daß wir Alle an dem Glücke gleichmäßig Theil nehmen können.

Um uns Allen verſtändlich zu machen, wollen wir zuerſt den Begriff „Glück“ erläutern; wir wollen ſagen, was man unter Glück zu verſtehen pflegt. Glück beſteht in der menſchlichen Freiheit, alſo iſt Freiheit Ein Begriff mit Glück; ohne Freiheit kein Glück und ohne Glück keine Freiheit. Nun herrſchen im Menſchen zweierlei Kräfte vor: die körperlichen oder ſinnlichen Kräfte und die geiſtigen Kräfte. Es wird alſo auch zweierlei Arten von Freiheit geben müſſen: körperliche oder ſinnliche Freiheit und geiſtige Freiheit. Nur wenn wir beide Arten gleichmäßig genießen können, ſind wir glücklich. Sowie die geiſtigen Kräfte in enger Verbindung ſtehen mit den körperlichen, ſo muß auch die geiſtige Freiheit mit der körperlichen verbunden werden. Getrennt ſind Beide etwas Sinnloſes; es iſt nicht möglich, daß ein geiſtig freier Menſch auf die Dauer ohne die körperliche Freiheit beſtehen kann und ebenſo ein körperlich freier Menſch auf die Dauer ohne die geiſtige Freiheit. Beide müſſen ein ewiges Ganze bilden, die eine und ganze Freiheit. Geiſtig frei iſt der, deſſen Geiſt nicht gefeſſelt wird von den Banden des Aberglaubens, der Vorurtheile, des Denk-, Sprach- und Schreibzwanges, der nicht dem Willen Anderer zu gehorchen gezwungen iſt. Sinnlich frei iſt der, deſſen Körper Alles erhält, was er zum irdiſchen Leben, zu ſeines Leibes Nahrung, Kleidung und Beſchützung braucht. Der freie Menſch darf nicht in den Zwangslehren irgend einer Religion erzogen werden; der freie Menſch ſoll den Beruf wählen, zu dem er ſich durch ſeine ausgebildeten Geiſtesgaben und Fähigkeiten hingezogen fühlt: kein Vater wird ihn zu einem beliebigen Beruf zwingen dürfen; der freie Menſch arbeitet, weil er in der Arbeit Genuß findet, weil er durch Arbeit, ſei es nun geiſtige oder körperliche, ſich und ſeinen Nebenmenſchen nützt. Denn das wahre Glück zeigt ſich darin, daß wir, geiſtig und körperlich frei, unſern Mitmenſchen auf jedmögliche Art zu nützen ſuchen.

Nun iſt es aber bekannt, daß wir unſere geiſtige Freiheit noch nicht erlangt haben, und der Verluſt der geiſtigen Freiheit, die Feſſelung des Geiſtes, iſt um ſo unheilvoller, je mehr ſich täglich die beſten Kräfte unſerer Nation im Kampfe um dieſelbe vergebens aufreiben. Ein anderes Feld iſt's, das wir als ebenſo

wichtig betrachten müſſen, und das noch nicht mit dem Eifer angebaut worden, deſſen es wohl bedürfte. Wir meinen die körperliche oder ſinnliche Freiheit, wir meinen die Vernichtung der Armuth, des immer größer werdenden Elendes einer bisher völlig vernachläſſigten Menſchenklaſſe und zwar nicht eines kleinen Theiles der Menſchheit, ſondern eines Theiles, welcher die Hauptmaſſe der Völker bildet. Schrecklich iſt der Zuſtand dieſer Unglücklichen, denen ein feiges Bedauern ebenſo wenig nützt, als eine ſtolze Verachtung.

Wir ſehen täglich, daß ſich die Menſchen plagen und abmühen, um ſich und den Ihrigen einen nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen, während Andere darauf bedacht ſind, ihre Glücksgüter auch zu vermehren, wenn ſie deren ſchon eine anſehnliche Menge angehäuft haben. Daß es noch Andere gibt, auch Weſen ihrer Art, geboren mit gleichen Anſprüchen, wie ſie, mit Anſprüchen auf die Glücksgüter, die ſie für ſich in Anſpruch zu nehmen wagen, daran denken ſie nicht! Sie können ſich ja nicht vorſtellen, wie es dem Armen zu Muthe iſt, wenn er mit ſeiner Hände Arbeit im Schweiße ſeines Angeſichts Mittel erwirbt, die gerade hinreichen, um ihn nicht Hungers ſterben zu laſſen. Sie können ſich nicht in des Armen Lage verſetzen, ſie, die nie an ihn denken und, wenn es geſchieht, mit Verachtung von dem ſchmutzigen Bilde ſich abwenden, die ſich ekeln vor dem Kothe, der ihnen aus den Höhlen des Laſters entgegenſtarrt, ſich entfernen und — vergeſſen. Doch wir fühlen uns nicht berufen, ein Gemälde der Armuth zu entwerfen.

Da wir das Glück als das Haupterforderniß des Lebens erkannt, und da wir ſehen, daß das Glück noch nicht erreicht worden, ſo fragen wir: Was hindert den Menſchen, glücklich zu werden? Es iſt ſchon viel geſprochen worden von dem Ueberhandnehmen der Armuth, von dem täglichen Wachſen des körperlichen Elends. Viel iſt geſchrieben worden, aber wenig Gründliches, und noch gar Nichts iſt geſchehen!

Wir können füglich die jetzt Lebenden in zwei Klaſſen theilen, in Reiche und Arme. Jene befördern auf Koſten der Armen ihr eigenes Wohlſein, Dieſe unterliegen dem Zwange, den die Rei-

chen bei der Befriedigung ihrer Genüſſe ihnen auflegen. Während die Reichen bei nutzloſer, ſchädlicher oder gar keiner Arbeit ihr Leben zubringen, müſſen die Armen bei ihrer geiſt- und körpertödtenden Arbeit ſich von ihrem harten Brod, von ihren trocknen Kartoffeln ſättigen, um ferner ihr Daſein zu friſten. Und weshalb? Um den Reichen, für die ſie ſtets arbeiten, dienſtbar zu ſein. Hat die Natur dies gewollt? Doch ſprechen wir nicht von Natur, faſt Alles bei uns iſt ſchon zur Unnatur geworden. Glaubt ihr nicht, daß das Opfer der armen Unterdrückten um Rache ſchreit? O, ihre Ohren ſind verſtopft und ihre Augen geblendet, ſie können des Armen Thräne nicht ſehen, des Armen Klage nicht hören. Ja, es iſt furchtbar, das Leben des Armen. Glaubet nicht, daß ſtille Zufriedenheit herrſchet unter niedrigem Dache, wie es unſere Dichter und Sänger bisher uns vorgeſpiegelt! Das gab freilich ein ſchöneres, anziehenderes Bild, als das körperliche und ſittliche Elend der Wirklichkeit. Aber es gibt auch eine Poeſie des Elends, der Thränen, denn jede Schilderung der Unterdrückung, der Armuth wird zur Poeſie, und dieſe Poeſie wird einſt zur Waffe werden, womit ſie bekämpfen wird die unnatürlichen Peiniger auf Tod und Leben! — Was iſt das Leben des Armen? — Bin ich arm, ſo ſind mir ſowohl alle körperlichen Genüſſe, deren der Reiche durch ſein Geld theilhaftig iſt, als auch alle geiſtigen, welche ſich der Reiche ebenfalls durch ſein Geld verſchafft, entzogen; es iſt mir daher unmöglich, die Freuden, das Glück des Lebens in ihrer Ausdehnung zu genießen. Damit ſchon erweiſt ſich die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Bildung Aller, ohne Rückſicht auf Arm und Reich. Hat der Arme denn nicht das Recht, gleichen Antheil an den Gütern der Erde zu fordern? Wie kommt er dazu, auf den Himmel ſtets vertröſtet zu werden, während er doch den Himmel auf Erden ſchon haben könnte? Der Arme iſt alſo ſchon durch ſeine Geburt verdammt, ſein Brod ſich „im Schweiße ſeines Angeſichtes“ zu verdienen, und der Reiche verträumt und verdehnt ſeine Zeit und ſein Leben in aller Ruhe und ohne alle Anſtrengungen. Warum findet man es denn ſo häufig, daß der Sohn das wird, was der Vater iſt? Doch nicht, weil dem Sohne allemal von Natur

ein Trieb innewohnt zu dem Gewerbe des Vaters? Das iſt noch nicht behauptet worden. Aber der Vater hat die Mittel nicht, um den Sohn das werden zu laſſen, wozu er Hinneigung fühlt; der Sohn muß den Stand ſeines Vaters ergreifen, auch wenn er nicht das geringſte Talent dazu hat. Auch hier, wie überall, gibt's Ausnahmen, das ändert Nichts an der Wahrheit des Geſagten, wofür tägliche Beiſpiele zeugen. Er hat die Mittel nicht: ei, ſo gebt ihm die Mittel, macht es Jedem möglich, ſeine Talente zu bilden, laſſet Alle an gleichem Unterrichte Theil nehmen, bis zu den Jahren, wo ſie ſich für ihren Beruf entſcheiden können. Dadurch, daß der Eine darbt, der Andere ſchwelgt, läßt ſich doch keine Gleichheit, keine Freiheit, kein Glück herbeiführen, wie es der Zweck unſers Daſeins verlangt. Nein, der Arme lebt in einer Knechtſchaft, die härter iſt, als die geiſtige, denn die ſinnliche Knechtſchaft greift unmittelbar in das ſinnliche Leben, die geiſtige nur in das geiſtige Leben ein. Die Leiden des Körpers, der Kampf mit Elend und Entbehrungen aller Art iſt unbedingt furchtbarer, als der Kampf gegen geiſtigen Zwang. Wird der Arme nicht jeden Augenblick an ſein körperliches Elend erinnert, muß er nicht vergeſſen, daß ſein Geiſt göttlicher Natur, daß dieſe Gottheit in ihm ſelbſt wirkt und ſchafft, muß ſie nicht ganz und gar unterdrückt werden? Woher anders die vielen Verbrechen der ſogenannten niederen, ärmeren Claſſen? Möge ſich ein Jeder ſelbſt von den Thatſachen unterrichten, die täglich die Seele aller fühlenden Menſchen bekümmern. Läßt ſich Anderes erwarten? Der Arme ringt unaufhörlich mit den körperlichen Leiden und bei den jetzigen Verhältniſſen müſſen ſeine Leiden immer unermeßlicher werden. Und Ihr wagt es, die Verbrechen für das Vergeſſen der göttlichen Natur, das Ihr ſelbſt verſchuldet, zu ſtrafen? Seid Ihr nicht die Verbrecher, die ſolche Schandthaten durch ihre Selbſtſucht erzeugen? Fürwahr, unſere Bildung muß weit vorgeſchritten ſein, wenn wir geduldig die Armen für die Vergehen und Verbrechen, zu denen ſie nach der Natur der Sache getrieben werden, verantwortlich machen, ſie dafür beſtrafen laſſen! Ich will nicht die erſchütternden Beiſpiele anführen, wie ſie in unendlicher Menge in unſeren Zeitungen und

Büchern erzählt werden, obgleich ſie noch nicht ſo bekannt ſind, als nöthig, ſonſt müßten die Vernünftigeren längſt ſchon zu der Einſicht gekommen ſein, daß Strafen nicht dagegen helfen, daß vielmehr alle Verbrechen der ärmeren Claſſen, alle Verbrechen der ſogenannten höheren Stände ſich auf ganz natürlichem Wege von Jahr zu Jahr vermehren; ſie müßten aufhören, ſich zu wundern über Mord, Raub und Diebſtahl, über die wachſende Sittenloſigkeit der größeren Städte, welche nur geeignet ſind, Verbrechen aller Art zu begünſtigen. Der Müßiggang, der Ueberdruß der Reichen iſt die Quelle der Verbrechen, ſowohl der Reichen, als der Armen. Woher die vielen Selbſtmorde? Nur der Verzweifelnde, der Arme legt Hand an ſich. Der Müßiggang vor Allem iſt ſtrafbar. Ebenſo aber wie Strafen ungerecht und ſchädlich ſind, ebenſo ſind es Belohnungen. — Leſet, unterrichtet Euch und denket über die Mittel nach, die Euer eigenes Verderben abwenden können, das früher oder ſpäter, wenn Ihr die Ohren und Augen verſchließet, gewaltſam über Euch hereinbrechen wird. Das Unheil, das ſchon geſchehen, kann nicht geſühnt werden, doch das fernere Unheil ſei weggenommen.

Wir wollen das geiſtige Wohl Aller fördern und das körperliche vernachläſſigen? Es wäre eine Halbheit, die in ihren Folgen unabſehbares Unglück herbeiführen, ein Verbrechen an der Menſchheit werden würde. Läßt ſich ein Weſen denken, daß bei aller geiſtigen Freiheit nicht mit den Mitteln verſehen iſt, dieſe Freiheit mit aller nöthigen Ruhe, ohne von Sorgen für das leibliche Wohl niedergedrückt zu werden, zu genießen? Was hilft einem Solchen dann alle Freiheit? Für ihn wäre ſie gar nicht vorhanden. Nein, die geiſtige Freiheit muß mit der körperlichen Hand in Hand gehen, ohne körperliche keine andere.

Gehen wir nun näher in die Gründe ein, welche theilweiſe für die ſteigende Armuth angegeben werden, ſo wird es klar, daß dieſelben tiefer liegen müſſen, als Manche es zu geſtehen wagen. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, die Herren des Beſitzes, denn die Wahrheit iſt ihnen ein Gräuel. Ich will ihnen aber die Wahrheit vor ihr bleiches Geſicht halten.

Darüber klagen Alle, die es redlich mit dem Volke meinen, daß der Reichthum in den Händen Einzelner immer mehr wachse und so den Anderen entzogen werde. Je mehr die Einen für sich nehmen, desto weniger haben die Anderen; je größer der Ueberfluß Einzelner wird, desto größer ihre Macht, desto schwerer der Erwerb der Armen. Wir sind so weit gekommen, daß die unermeßlichsten Geldsummen in den Händen der Banquiers sich befinden, an deren Spitze einige Wenige, welche über das Vermögen der minderreichen zu gebieten haben: Rothschild und Comp.! Was hat dagegen der Arme? — Eine enge, düstere Stube, wo er mit all den Seinigen das ganze Jahr zusammenlebt, Lumpen oder abgerissene, abgeschabte Kleider zum Schutz gegen Nässe und Kälte, etwas feuchtes Stroh zum Lager, ungesunde, unzureichende Nahrung; das ist der Besitz des Armen, und auch dieses kann er oft nicht sein nennen. Dazu kommt übermäßige Arbeit, und wenn, was nur zu häufig geschieht, Krankheitsfälle eintreten, so muß er aus Mangel an Heilung und Pflege nach längerem oder kürzerem Siechthum eines frühen Todes sterben.

Was wird hiergegen gethan? — Man rühmt sich, die Armenhäuser zu vermehren, immer mehr Arme zu unterstützen. Doch darin liegt es eben, daß man immer mehr Arme unterstützen muß, daß ihre Zahl auf eine schreckende Weise zunimmt, wobei weder Armenhäuser ausreichen können, noch Concerte oder Bälle, die man zu Gunsten der Armen, der Abgebrannten, der Verhungernden zu veranstalten pflegt. Das gerade zeugt von der schrecklichen Unmenschlichkeit, daß man sich vergnügt, daß man tanzt und singt, um den Armen einige Groschen zukommen zu lassen. Dies Alles ist ein Tropfen in's Meer! — Wird vielleicht in den ohnmächtigen Ständeversammlungen darüber gesprochen, wie der Verarmung abzuhelfen? Hin und wieder einige Geldbewilligungen, das waren die Mittel, womit man zu helfen glaubte. Aber was wird eigentlich vertreten? Der Besitz, nur der Besitz. So sind sie selbst Partei und keine Hülfe wohl denkbar. Während es an Brod fehlt, beantragen die Minister, d. h. die Fürsten, hier eine Million für

einen Prinzen, der kaum das Licht der Welt erblickt, dort fünfzig Millionen für die ſtehenden Heere im Frieden, dort zwei Millionen für ſich ſelbſt, oder ſie verſchleudern eine Million auf dieſer, eine Million auf jener Vergnügungsreiſe außer Landes. —

Ich ſagte, daß bisher Wenig oder Nichts geſchehen. Aber woran liegt es, daß Nichts geſchehen? — Man ſuchte bisher die Urſachen da, wo ſie nicht ſind, man verwechſelte Urſache und Wirkung.

Bei den jetzigen Verhältniſſen, bei dem Privaterwerbe iſt es nicht denkbar, daß eine gründliche Verbeſſerung der Lage der Armen, eine Abſchaffung ihres Elends, vor ſich gehen kann, ebenſo wenig wie eine Verbeſſerung der Sitten. Man klagt wohl darüber, daß die Sittenloſigkeit immer mehr um ſich greift, und man pflegt eifrig nach der Urſache davon zu ſuchen. Sie haben es vor Augen und überſehen es. Nur aus der Armuth gehen, wie ſchon geſagt, die Vergehen und Verbrechen aller Art hervor, nur aus ihr der Diebſtahl, der Mord, die Krankſucht, die Proſtitution. Ich will hier einen franzöſiſchen Schriftſteller reden laſſen:

„Es gibt eine höchſt unglückliche Claſſe im Schooße der civiliſirten Geſellſchaft; ſie leidet zugleich die Strafe der Danaiden und die des Tantalus, ohne daß ihr ein Verbrechen dieſe Strafen zugezogen hätte: es iſt die niedere Claſſe, ſogenannt, weil ſie arm iſt. Zum Vergnügen des Reichen, zur Befriedigung ſeines Aufwandes, ſeiner Launen, aller ſeiner Freuden, bemühen ſich die Armen, ſeine Sklaven, unaufhörlich, zwingen ihren Körper zu einer ermüdenden, immerwährenden Thätigkeit, deren Lohn ſo gering, daß ihnen oft die zu ihrem Beſtehen unumgänglich nothwendige Nahrung und Kleider zu ihrer Bedeckung fehlen. Ihre Kinder erben dieſes traurige Loos. Vornehmlich leben die Frauen im Elend und werden oft in die Schande hinabgeſtoßen und verſinken darin. Auf ihre eigenen Kräfte angewieſen, werden ſie bei dem Handwerk, das ſie ergreifen, ſo bezahlt, daß es des Lohnes von Vieren bedürfte, um die Bedürfniſſe einer Einzigen zu befriedigen. Sie haben das Alter erreicht, wo die Gefühle der Liebe ihren Buſen ſchwellen; der größte Theil heirathet nicht:

der Anblick des Elends in der Familie ſchreckt ſie ab; verführeriſche Reden ergötzen ihr Ohr, eine anziehende Ausſicht bietet ſich ihnen dar, und mögen ſie nun lieben, oder können ſie den Entbehrungen nicht mehr widerſtehen, ſie gehen dieſes in ihren Augen durch die Macht ihrer Liebe, wenn auch von den Menſchen nicht geheiligte Band ein oder geben ſich Preis, um dem Tode zu entgehen."

Ich fühle, daß mir die Kraft fehlt, alles Unglück, welches vom Gelde angerichtet wird, zu beſchreiben.

Faul iſt die ganze Grundlage unſeres geſellſchaftlichen Weſens. Wäre es wohl möglich, daß Millionen ferner geduldig ihr elendes Leben friſten, daß ſie nicht endlich zur Erkenntniß gelangten ihres Rechtes, der Gleichheit Aller, der Anſprüche auf gleiche Genüſſe? Mit leerem Predigen von Menſchenliebe iſt's nicht gethan, davon wird Keiner ſatt; das rührt nicht die kalten Marmorherzen der Reichen, die kein Theilchen ihres Beſitzes freiwillig abgeben würden. Schreien ſie doch ſchon, wenn Regierungen ſo weit gehen, die Steuern für die Reichen zu vermehren, ohne aber die der Armen zu vermindern. Meint Ihr, ſie würden je die Abgaben allein tragen, wenn dieſe nur auf Luxusgegenſtände, nur auf Ueberflüſſiges gelegt, wenn dagegen die auf den nothwendigen Bedürfniſſen liegenden gänzlich aufgehoben würden? Und das müßte doch geſchehen. Wenn die Einen über Bedarf eſſen, hungern die Anderen. Sehet zu, daß Jeder die nothwendige Nahrung, Kleidung und Wohnung habe, daß Jeder ſo viel bekomme, als er zum Leben, zur Arbeit braucht. — Wer iſt es, ſagen ſie, der uns ſolche Einrichtungen empfiehlt? Es ſind Leute, die nicht viel zu verlieren haben, die daher leicht etwas wagen können. — Nehmt Euch in Acht, daß ſie nicht einmal *Alles* wagen und Euch aus Eurer behaglichen Ruhe etwas unſanft ſtören! — Ja, Viele haben Nichts mehr zu verlieren, weil ſie ſchon Alles verloren haben durch Eure Erpreſſungen, Eure Betrügereien, Euren Privaterwerb, Euer Erbrecht. *Ihr* habt natürlich das zu verlieren, was Ihr ihnen entzogen — und das *ſollt* Ihr wieder verlieren!

* * *

Die Feſtungsbauten von Ingolſtadt koſteten 18,310,000 Gulden; davon konnten, 200 Gulden auf den Mann, 91,550 Menſchen ein Jahr lang leben; was werden noch die von Ulm und Raſtadt koſten? Feſtungen, Gefängniſſe und Kirchen bauet man in Deutſchland, wie ſollte man die Steuern des Volkes beſſer anwenden? Wie viel Arme könnten nicht von dem Aufwand für die Soldatenſchwärme ſich ihr Brod verdienen? Hunderttauſende nützlicher Bürger gehen damit dem Staate verloren. Wie viel Bedürftige könnten nicht die dreiunddreißig Hofgehalte von ihrer Noth befreien? Welche Summen machten nicht die Beamtenheere überflüſſig? Das iſt eben die Schmach unſerer Zeit, daß Einzelne Millionen zu ihrer Sättigung beſitzen und erhalten. So lange das nicht aufhört, kann von einer Verbeſſerung der Lage des Armen nicht die Rede ſein.

Ihr ſagt, das Beſtehende dürfe nicht umgeſtürzt werden; aber wodurch iſt das Beſtehende gut und unverletzlich gemacht? Das, was da iſt, könnt Ihr ſchwerlich gut nennen. Soll man aber das Schlechte beibehalten, oder iſt das Beſtehende vielleicht ſo vollkommen, daß es keiner Verbeſſerung bedürfte? Aber eine Aenderung vornehmen, hieße, die Ordnung ſtören?! Wer ſagt Euch, daß der jetzige Zuſtand ein geordneter ſei? Nein, es iſt ein Zuſtand der Unordnung, da dem Einen mehr Rechte gegeben ſind, als dem Anderen. Wenn die Unordnung, das Unrecht, herrſcht, ſoll dann nicht die Ordnung, die Gerechtigkeit an ihre Stelle treten? Oder iſt es in der Ordnung, wenn Millionen hungern und mit der Armuth kämpfen, während einige Tauſende Reichthümer auf Reichthümer häufen und mehr haben, als zu einem glücklichen Leben nothwendig. Iſt das Ordnung? — Wahrlich, nur ein Wahnſinniger könnte das Ordnung heißen, — und es wird deutlich, wie weit die Frechheit und Verderbtheit Einzelner geſtiegen ſein muß, wenn ſie Solches zu behaupten wagen!

Freilich wollt Ihr das Beſtehende wahren, weil Ihr dabei am Beſten Eure Rechnung findet, weil es angenehmer iſt, ein bequemeres, genußreicheres Leben zu führen, als die Anderen. — Nicht arm ſollen aber die Reichen werden und die Armen nicht reich, ſondern Beide ſollen gleiche Mittel erhalten zu Erreichung

ihres Glückes, Beide ſich gleichmäßig bilden, gleichmäßig ihr Daſein, frei von Nahrungsſorgen, geſichert ſehen.

Die Noth wird größer und größer, es handelt ſich um Sein oder Nichtſein des größten Theiles der Menſchheit, ſie müſſen ſiegen oder ſterben. Nicht ewig ſollen ſie die Diener der Reichen ſein, ſie haben gerechte Anſprüche an das Leben; und das Leben ſollte ihnen ihren Antheil verweigern? — Nicht das Leben, Ihr ſeid es, die ihn verweigern, die meiſt ſchon mit der Geburt bedeutende Theile des allgemeinen Eigenthums, d. h. des Eigenthums der Geſammtheit, des Volkes, den Uebrigen entreißen. Nur der Arbeitende genieße; braucht aber derjenige, welcher mit einer Erbſchaft ſeine Bedürfniſſe befriedigt, zu arbeiten? Niemand wird ihn dazu zwingen. Er allein genießt, was Andere ſich erſt erarbeiten müſſen, aber freilich ſelten können! Sagt, iſt es Gerechtigkeit, daß Einer beſitze, was er ſelbſt nicht erworben? Iſt es nicht ein Raub an allen übrigen Menſchen?

Laſſet Euch nicht irre machen von jenen Predigern des Reichthums und der Armuth! Es gibt nichts Schändlicheres, Unnützeres auf Erden, als einen reichen Müßiggänger. Aber nicht alle Reiche ſind Müßiggänger? — Das ändert Nichts; Ihr habt doch nicht die Gewißheit, daß Alle es nicht ſind. Wenn Ihr daher blos die Möglichkeit habt, daß ſie fleißig und arbeitſam ſind, ſo ſteht hiermit jedem Laſter, jedem unnützen Treiben Thor und Thür offen. Seid nicht ſo thöricht, zu glauben, die Armuth müſſe ewig ſein, dann gäbe es keinen Fortſchritt, dann gäbe es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden. Und gewiß, man möchte jetzt an der Gerechtigkeit verzweifeln. Ich wiederhole es, der Beſitz des Reichen muß der Beſitz des Volkes werden, er ſoll eine größere Gleichheit, mithin Gerechtigkeit zu Wege bringen, als jetzt ſich findet. Sein Ueberfluß ſoll dem Armen zukommen. — Wie ſoll nun ein gleicheres, gerechteres Verhältniß herbeigeführt werden? Man hat ſehr verſchiedene Mittel vorgeſchlagen. Die Einen ſagen, allmälig müſſe es vor ſich gehen, Andere, das Recht der Vererbung ſei aufzuheben, noch Andere, das Vermögen dürfe eine gewiſſe Summe nicht überſteigen. Das ſind allerdings Mittel, die dem Uebel ein wenig ſteuern würden, aber eben nur ſo wenig,

daß die Folgen zu ungenügend erscheinen, um von solch stückweiser Verbesserung etwas bedeutend Gutes erwarten zu lassen. Könnt Ihr nicht begreifen, daß die Aufhebung des Vererbungsrechtes eine gänzliche Umgestaltung unserer Verhältnisse verursachen würde? Ich bin aber der Ueberzeugung, daß die Kapitalisten eher Alles über sich ergehen lassen, als die Abgabe dieses Rechtes. Dasselbe ist es mit dem zweiten Vorschlage, der übrigens großen Zwang nöthig machte. Ebenso wenig wird eine alleinige Besteuerung der Reichen, ihres Ueberflusses zu Stande kommen, oder wenn dies geschähe, viel helfen.

Es ist ausgemacht, daß die steigende Bevölkerung ein Unglück, dem so bald als möglich abgeholfen werden muß, zu dessen Abhülfe jeder [illegible] die Mittel, die er für gut hält, vorgeschlagen hat. Nicht mit Maßregeln [illegible], mit Einschränkungsgesetzen, mit Verbannung des Luxus, mit Vermehrung der Armenhäuser, mit milden Gaben kann es geschehen; ist eine durchgreifende Umgestaltung aufzuführen.

Aus Allem, was wir bisher gesagt, erhellt wohl deutlich genug, wenn die Mittel bestehen, welche der Bevölkerung ein Ende machen müssen. Es scheint dann, die Armuth selbst zu vermehren. [illegible] das besser aber anders geschehen, als wenn das, was die Armuth erzeugt, beseitigt wird! Es läßt sich das Uebel nur mit der Wurzel ausrotten, und diese Wurzel ist der [illegible], und worauf dieser sich gründet [illegible]

Glaubt nicht, daß eine gleiche Bildung allein das Unglück der Armuth heben könnte; in den Jahrzehnten, deren es zur Reife der jetzt geſäeten Frucht bedürfte, würden Millionen in immer ſteigendem Elend leben müſſen. Aber das iſt nur ein Traum; bei den jetzigen Verhältniſſen, bei Arm und Reich, läßt ſich eine gleichmäßige Bildung, ein gleicher Unterricht kaum herſtellen. Auch öffentliche Arbeiten werden die Armuth nicht vernichten, die Verarmung nicht zu Ende bringen. Das iſt eben der Jammer, daß der Sohn denſelben Weg einzuſchlagen gezwungen wird, wie der Vater. Es iſt die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, den Arbeitern zuzurufen: Wenn Ihr nicht arbeiten wollt (nämlich für uns), ſo mögt Ihr Hungers ſterben! Das gerade wünſchen ſie: die Arbeiter ſollen nach dem Befehl ihrer Herren arbeiten; ſie, die Nichts beſitzen, ſollen denen, welche beſitzen, ihre Arbeit, ihr Leben, ihr Glück aufopfern, damit Einige ihre Finger nicht zu rühren brauchen. Arbeiten denn nicht die Bauern, die Handwerker, die Arbeiter, die Dienſtboten für die Reichen? Und Ihr entrüſtet Euch öfter über die Faulheit der Armen, über ſeinen Hang zum Nichtsthun, zur Lüderlichkeit? Hat er nicht täglich die lebendigen Muſter der Faulheit, des Nichtsthuns, der Lüderlichkeit vor Augen; ſieht er nicht, wie die Reichen täglich ungeſtraft Nichts thun, wie ihr ganzes Geſchäft meiſt nur im Müßiggehen oder in nicht viel Beſſerem beſteht? Und Ihr entrüſtet Euch! Freilich, der Reiche darf es wagen, müßig zu gehen, der Arme nicht.

Sollte nie eine Zeit der Gerechtigkeit erſcheinen, eine Zeit, wo ſie nur für ſich, und indem ſie für ſich arbeiten, für ein ganzes Volk, für das Geſammtweſen arbeiten? Dem ganzen Volke ſollen wir unſere Kräfte, die Erzeugniſſe unſerer Arbeit, weihen, nicht Einzelnen; dann wird die Arbeit Genuß ſein, wird Jeder mit Luſt und Liebe arbeiten.

Was nun die Verbeſſerungen betrifft, ſo erwarten ſie Viele noch von den Regierungen; ich habe ſchon geſagt, daß die Armuth bei den heutigen Zuſtänden fortbeſtehen muß. Sollen wir überdies Alles in andere Hände legen, ſollen wir in Allem uns bevormunden, überall uns als Kinder behandeln laſſen, vertrauend

der höheren (?) Einſicht der Machthaber, der Neunmal-Weiſen? Nein, vertrauen wir nicht mehr, wir haben ſchon allzuoft vertraut, ſchon allzuviel anvertraut. Vertrauen wir auf unſere eigene Kraft, auf die Einſicht aller aufgeklärter Männer unſerer Zeit, die jetzt von den Regierungen auf jede Weiſe verfolgt und mißhandelt werden. So werden wir mit der Kraft auch den Muth erlangen, das große Werk, von dem das Wohl der Mehrzahl, der Beſitzloſen, abhängt, zu vollenden. Sollten wir denen folgen, welche uns zurufen: Vertraut! dann wäre es gar nicht nöthig, ein Wort je zu verlieren, man dürfte nie Verbeſſerungen vorſchlagen, ſondern müßte Alles in die väterliche Hand der Regierung legen: dieſe würde gewiß ihr Mögliches thun, um dem Uebel abzuhelfen. Die Erfahrung lehrt es. Nur friſch vertraut! —

Was wir für das Beſte halten, nämlich die Armuth und mit ihr den Reichthum gänzlich zu vernichten, mag immerhin den Selbſtſüchtigen, den Geldgierigen, den Reichen, deren Herz mit ihrem Gelde erſtarrt, den frommen Ordnungsliebenden mit verſteckter Pferdefuß unpaſſend und unausführbar vorkommen — das Gute iſt nie unausführbar!

So lange eine Möglichkeit vorhanden, ſich auf Koſten Anderer zu bereichern, ſo lange iſt auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Einen unermeßliche Reichthümer zuſammenwerfen, die Anderen in der ſchrecklichſten Armuth leben. Die fürchterlichen Folgen, welche das Geld, der Beſitz des Einzelnen gehabt, erblicken wir in England, und wir werden es noch erleben und das Ende dieſes Trauerſpiels ſehen. Welcher Vernünftige möchte läugnen, daß England am Rande eines Abgrunds ſteht, in den es hinabſtürzt, wenn es ſich nicht durch eine glückliche Revolution aus ſeiner entſetzlichen Lage befreit? Und warum haben ſich dort die Armen, die Beſitzloſen, kein beſſeres Loos verſchafft? — Es gibt einige Tauſende, die nicht wollen, daß Jene ſich aus ihren Klauen losreißen, die nicht wollen, daß ſie fernerhin für ſich ſelbſt und nicht für ſie arbeiten, weil ſie dann ſelbſtſtändig werden würden und ihre Hülfe nicht mehr brauchten. Vor dieſen, vor den Reichen, fürchten ſie ſich, und dadurch, daß ſie die Ver-

beſſerung ihres Looſes nicht mit Nachdruck verfolgen, geben ſie ihnen das Recht, ſie auf jede Art zu mißhandeln.

Wir wollen Nichts im Namen der Menſchenrechte, der Menſchenliebe fordern, wir wiſſen nur zu gut, daß jetzt die Selbſtſucht ihre ekelerregende Herrſchaft aufgeſchlagen, auf deren Fahne ſtehet: „Was gewinnen wir?“ Wie kann man auch von denen, welche ihre Glaubenslehren ſo wenig achten, daß ſie die Liebe, wie ſie ein Mann predigte, der wahrlich der Stifter keiner Religionsſecte werden wollte, verhöhnen, verſpotten und in jedem Schritte nur den furchtbarſten Haß gegen ihre Brüder, ihre Mitmenſchen, zeigen; wie kann man von denen hoffen, daß ſie darauf achten werden, wenn Etwas im Namen der Liebe, der Gerechtigkeit verlangt wird? Nein, wir fordern es im Namen derer, welche ſeufzend, mit harten, ſchwieligen Händen, im Schweiße ihres Angeſichtes, ihr tägliches Brod nothdürftig verdienen, welche, blickend auf jene Hochmüthigen mit ihrem blutgefärbten Golde, aus gepreßten Herzen einen Fluch knirſchen über die Ungerechtigkeit des Himmels, über den Jammer ihres Daſeins. Denn es wird kein Friede ſein auf Erden, ehe der Reichen und Armen Letzter verſchwunden, und ewiger Krieg währet zwiſchen denen, welche Gerechtigkeit wollen, und denen, welche die Ungerechtigkeit lieben.

Sehet zu, wie es wohl zu bewerkſtelligen. — Ihr wiſſet, was die Quelle iſt allen Unglücks, Ihr kennet die Gewalt, die auf Alle wirkt unheilvoll und unheilig, deren Beſtehen denen zu Gute kommt, welche Macht und Recht beſitzen in der Welt. Wem gehört die Macht, als dem Gelde, wem gehört das Recht, als dem Gelde? Iſt der Arme nicht machtlos, iſt der Arme nicht rechtlos? Man ſpricht viel in unſerer Zeit über die Macht des Geldes, man ſpricht über das Unheil, welches das Geld ausübt; und Keiner wagt es, dem Gelde den Stab zu brechen, es zu verfluchen, es zu verwerfen? Was bewirkt das Geld? Spiele, Diebſtähle, Morde, Räubereien, Plünderungen, Kriege, Proſtitutionen, Verrath, Selbſtſucht, Haß und alle ſchändlichen Laſter. An unſeren ganzen Einrichtungen klebt der Fluch des Geldes, es iſt eng mit ihnen verwachſen. Ohne Geld wäre das beliebte An-

leihwesen, das Schuldenmachen nicht möglich, es könnte keine Staaten mehr geben, die für die Zinsen solcher Staatsschulden Millionen meist an Einzelne, an die Geldwucherer, zahlen müßten. Die Kräfte, der Schweiß vieler Tausende, gehen so verloren für die sündenwürdige Habsucht Einzelner. Wo aber Geld, wird die Habsucht stets freies Spiel haben. Ohne Geld keine Spiele, keine Steuern, keine Alleinherrschaft, keine Knechtschaft, keine Armuth! Die Länder, welche das Geld nicht kannten, habt Ihr durch das Geld unglücklich gemacht. Ich sage Euch: Die Macht des Geldes muß vernichtet werden, ehe ein guter Geist walten soll über der Menschheit. Denn das Geld ist der Anfang alles Uebels, daß sie die heilige Freiheit verkauften und für Geld Knechtsdienste leisteten. Ohne Geld kein Krieg, diese thierische Wuth der Menschen, die von Einzelnen, von Fürsten, wie eine Heerde zur Schlachtbank getrieben werden! Weßhalb ging Polen wieder zu Grunde, als durch das Geld, das die Wucherer den Tyrannen lieferten? Weßhalb wird Portugal, wird Spanien unterdrückt, als durch die, welche mit dem Golde Schaaren von Söldnern und Knechten erkauften? Weßhalb blutet Italien, weßhalb wird Frankreich und Deutschland geknechtet? Wo Geld ist, unterdrücken Einige die große Menge des Volkes und leben von dem Schweiße des Armen, des Arbeitenden: das ist die Schmach des Geldes! Wo Geld ist, wollen Einzelne mehr und immer mehr besitzen, das ist der Fluch des Geldes! Ihr sagt: Wir wollen keine Vorrechte. Was ist der Reichthum anders, als ein unersättliches Vorrecht, als das Vorrecht aller Vorrechte? Wenn Einzelne reich, sind Millionen arm. Darum fort mit dem Gelde, mit dem Besitze der Einzelnen; damit Alle besitzen, damit Alle glücklich werden!

* * *

Wir haben bisher über die Nothwendigkeit der Abhülfe des körperlichen, wie des geistigen Elends gesprochen, jetzt noch einige Worte über die beste Art und Weise, wie mit einer Abhülfe begonnen werden müsse.

Man wird sagen: Ja, das Geld ist ein größeres, als das größte Uebel anerkannt, man kann es aber doch nicht auf einmal

abſchaffen! Auf welchem Wege können wir dahin gelangen, was iſt das Erſte, was wir thun müſſen, um den Zuſtand der Armen zu verbeſſern? — Man lobt die Conſtitutionen der kleineren, wie der größeren Staaten, man hält ſich überzeugt, daß die Conſtitutionen uns die Mittel des Fortſchritts, der Verbeſſerungen bieten. Nun, ich ſollte doch meinen, in 13, 25, 26 Jahren wäre Zeit genug geweſen, um Verbeſſerungen in's Werk treten zu laſſen. Hat man von alle dem etwas geſehen? Was ſind das für Conſtitutionen, welche die unveräußerlichen Rechte des Menſchen, als da ſind: Sprech-, Lehr-, Denkfreiheit, nicht als unveräußerlich aufſtellen, nicht als Etwas, was ſich von ſelbſt verſteht? Was ſind das für Conſtitutionen, wo die Wahlen von der Größe des Beſitzes abhängen, als wenn mit größerem Beſitz auch größere Einſicht verbunden wäre? Woraus leicht erklärbar, wie in allen Kammern die gemeinſten Krämerſeelen und größten Dummköpfe haben ſitzen können. — Conſtitutionen, wo ſtatt einer einzigen Macht, der des Volkes, noch die der Regierung beſteht! Regierung und Volk müſſen Eins ſein; wo das nicht der Fall, iſt die Verfaſſung, ſind die Geſetze gegen das Wohl des Volkes gerichtet, zur Fütterung einiger Familien, die ſich in die Herrſchaft des Volkes getheilt, die ſich ſogar anmaßen, anderen Ländern *Exemplare* aus ihrer Mitte aufzudringen. O, Ihr Völker, warum ſollen ſogenannte regierende Häuſer über das Wohl und Wehe des Volkes gebieten können? Tollheit iſt's, Einem die Macht zu verleihen, daß er frei über mich und meinen Willen verfüge. Glaubet nicht, daß die Regierungen durch Conſtitutionen ſich binden laſſen. Alles Gute ſchreibt man da den Fürſten, alles Böſe den Miniſtern zu. Hinter der Verantwortlichkeit der Miniſter kann ſich der Fürſt ſicher verbergen, wie 1832 in Deutſchland, 1830 in Frankreich geſchehen. Wozu nützt alſo dieſes Poſſenſpiel? Um eine unverletzliche Puppe dahinter zu ſtellen *ohne* Macht? Wozu wäre denn dieſe da? Oder *mit* Macht, ſo wird dadurch das Wirken der Volksvertreter geſtört, denn es bedarf jedesmal der Einwilligung des Oberhauptes, die aber gewöhnlich ausbleibt. Etwas Ganzes iſt unbedingt beſſer, als etwas Halbes, ihr wolltet einen unumſchränkten Herrſcher nicht mehr,

deshalb beſchränktet ihr ihn. Damit habt ihr die Volksoberhoheit ausgeſprochen, denn nur durch das Volk ſoll regiert werden, d. h. der Menſch ſoll ſich ſelbſt regieren. Jetzt ſchwebt ihr zwiſchen Monarchie und Freiſtaat in der angeblich richtigen Mitte, noch kann der Wille eines Einzigen den Willen der Geſammtzahl des Volkes vernichten, noch kann er durch Verweigerung der Forderungen des Volkes das Wohl des Landes verhöhnen: das Volk hat alſo keinen Willen, es kann ihn wohl ausſprechen, aber nicht vollziehen. Volkskammern mit blos berathender Stimme ſind ſtets ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen conſtitutioneller Fürſten, geſetzgebende, freie Volkskammern ohne die ſchädliche Gegenkraft des Fürſten werden ſtets das Wohl des Volkes ſichern: denn nimmer können die aus der Volkswahl hervorgegangenen Vertreter ihren, d. h. des Volkes Nachtheil wollen. Wozu denn ein Einzelner, der ſich dem Willen des Volkes, ſei es aus Gründen, welche es wolle, entgegenſetzen kann, wozu eine einzelne Familie, für deren Ernährung das Volk Millionen, für deren Beſchützung gegen ſich ſelbſt das Volk abermals Millionen und ſein beſtes Blut hingeben muß? — Mit den unermeßlichen Summen könnten einſtweilen die Gehalte der Volksſchullehrer vermehrt, die Schulanſtalten verbeſſert, der Unterricht zweckmäßiger eingerichtet werden. Auf den landesherrlichen Domänen würden Tauſende von Armen recht bequem leben können — ohne Pachtgelder!

In 16 Jahren haben Frankreichs Bourbonen 5,466,725,722 Franken gebraucht, Eine Familie in 16 Jahren 1,457,793,526 Thaler! Aber geht dies uns an? Der Unterſchied iſt nur, daß in Frankreich Eine Familie, in Deutſchland fünfunddreißig Familien zehren.

Ungefähre Zahl der Mitglieder:

Anhalt-Deſſau	15	Hannover	3
„ Bernburg	2	Großh. Heſſen	14
„ Köthen	3	Kurf. Heſſen	29
Baden	18	Heſſen-Homburg	8
Baiern	21	Hohenzoll.-Hechingen	13
Braunſchweig	1	„ Sigmaringen	11

Holstein-Schleswig (Dänemark)	45	Reuß-Greiz	5
Lichtenstein	42	„ Schleiz	28
Lippe-Detmold	12	„ Lobenstein	2
„ Schaumburg	8	Sachsen	16
Luxemburg (Niederlande)	14	Sachsen-Altenburg	17
Mecklenb.-Schwerin	7	„ Coburg-Gotha	16
„ Strelitz	5	„ Meiningen	5
Nassau	11	„ Weimar	10
Oestreich	39	Schwarzb.-Sondershausen	12
Oldenburg	9	„ Rudolstadt	12
Preußen	29	Waldeck	11
		Würtemberg	33
		Summa	526

Außerdem gibt es 827 mediatisirte Fürsten und Fürstinnen, zu deren Familien noch 573 Grafen und Gräfinnen gehören.

Also 1353 Fürsten!

Ferner leben in und von Deutschland mindestens 180 Minister, 260 Gesandte.

Die jährlichen Gehalte und Einkünfte, gering angeschlagen, von

526	Unmittelbaren,	jeder zu	50,000 Rthlr.	= 26,300,000 Rthlr.
827	Mittelbaren,	„ „	25,000 „	= 20,675,000 „
573	Grafen,	„ „	10,000 „	= 5,730,000 „
180	Ministern,	„ „	10,000 „	= 1,800,000 „
260	Gesandten,	„ „	10,000 „	= 2,600,000 „
			Summa	57,095,000 Rthlr.

Diese Alle habt ihr zu ernähren! —

Wißt ihr, wieviel arme Familien, jede zu 5 Personen, mit 200 Thaler Zuschuß davon leben könnten? Nur 285,475 Familien, 1,427,375 Menschen. Dazu rechnet noch die Ausgaben für Soldaten- und Beamtenheere!

Dazu rechnet noch die für Hofbediente, Kammerherrn, Marschälle, besoldete Zeitungsschreiber, Spione ꝛc.! — — —

Man bemüht sich, mit diplomatischer Rechtsverdrehung millionenzehrende Blutsauger der Menschheit zu vertheidigen, dies

		Einnahmen.		Schulden.	
1840.	Mecklenb.-Schwerin . .	fl.	1,500,000 Rth.	fl.	7,000,000 Rth.
—	„ Strelitz . . .		400,000 „		
—	Nassau	1,810,000 „ =	1,072,000 „	14,000,000 „ =	8,163,000 „
—	Oestreich	148,000,000 „ =	86,784,000 „	1,021,000,000 „ =	595,243,000 „
—	Oldenburg	1,500,000 „ =	875,000 „		
1841.	Preußen		55,867,000 „		130,000,000 „
1840.	Reuß-Greiz	140,000 „ =	81,000 „		
—	„ Schleiz	260,000 „ =	151,000 „		
—	„ Lobenstein . . .	210,000 „ =	122,000 „		
—	Sachsen		5,500,000 „		10,926,000 „
—	Sachsen-Altenburg . . .		570,000 „		796,000 „
1837.	„ Coburg-Gotha .		215,000 „		850,000 „
1841.	„ Meiningen . .	1,207,000 „ =	703,000 „	4,914,000 „ =	2,865,000 „
—	„ Weimar . . .		773,000 „		4,500,000 „
1838.	Schwarzb.-Sondershausen		230,000 „		103,000 „
1836.	„ Rudolstadt . .		208,000 „		80,000 „
1840.	Waldeck	480,000 „ =	280,000 „	1,400,000 „ =	816,000 „
1841.	Würtemberg	10,475,000 „ =	6,104,000 „	22,331,000 „ =	13,019,000 „
		Summa	216,205,000 Rth.		930,533,000 Rth.

Dagegen betrugen die Einnahmen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten (17 Millionen Einwohner) im Jahre 1842 die Summe von 34,616,594 Dollars = 48,463,231 Rthl. (meiſt Zollabgaben) und die Schulden 12,000,000 Dollars = 16,800,000 Rthl. (Nach Andern, gar keine.) Der Präſident der nordamerikaniſchen Freiſtaaten bezieht gegen 33,000 Rthlr.

Ich höre ſchon, die Feinde der Freiheit ſchreien: Geht mit eurem Amerika, wo die Sklaverei zu Hauſe iſt. Schlimm genug, daß die Sklaverei noch dort herrſcht, daß die Geldmänner noch mächtig ſind. Bedenkt aber auch, daß im Allgemeinen unſere Dienſtboten, unſere Taglöhner bei weitem in ſchlimmerer Lage ſich befinden, als die Sklaven in Nordamerika, ich ſage, im Allgemeinen. Aber könnte man kein freies Gemeinweſen einrichten, wo es keine Sklaven, keine Dienenden, keine Geldmänner mehr gäbe? Das iſt eben der Pfiff aller Volksfeinde, daß ſie bei geäußertem Verlangen nach einem freien Zuſtande auf die Freiſtaaten der Gegenwart zeigen und es den Leuten glaublich zu machen ſuchen, daß dieſe Gebrechen ſtets gefunden wurden, daß ohne jene Gebrechen keine Freiheit denkbar wäre. — Und die, welche ihnen zuhörten, lallten: Auch die Bewohner freier Staaten ſind nicht glücklich. Nein, ſie ſind nicht glücklich, weil ſie die ganze Freiheit noch nicht erlangt, weil ſie noch in den Banden der Knechtſchaft, des Geldes, leben, weil ſie noch Herrn und Dienende haben. Wollen ſie wahrhaft glücklich werden, ſo müſſen ſie ſich befreien von der Herrſchaft des Reichthums, von denen, die Zehn- und Hunderttauſende eſſen, damit nicht mehr die Dummheit mit dem Gelde, erhaben über die Armuth, die Welt regiere, ſondern fernerhin Alle unter gleichen, beglückenden Einrichtungen ſtehen.

Welches ſind alſo die Hinderniſſe, die einer Verbeſſerung der Lage des Armen, dem Glücke der Mehrzahl des Volkes in den Weg treten?

Die beſtehenden Staatsverfaſſungen, die verſchwenderiſche überflüſſige Unterhaltung weniger Familien, das Soldaten- und Beamtenheer, die Geiſtlichkeit, das ſchreckliche Verhältniß der Dienenden, der Privaterwerb, die Erbgeſetze, das Geld.

Der Berliner Local-Verein für das Wohl der arbeitenden Claſſen.

Nachdem im vorigen Herbſt von der Hauptſtadt aus die Anregung gegeben worden, haben ſich in allen größeren und ſelbſt in den kleineren Städten Preußens Vereine für das Wohl der arbeitenden Claſſen gebildet, die nichts Geringeres (?), als die Organiſation der Arbeit (?) aus der unmittelbaren Thätigkeit der Geſellſchaft bezwecken, und denen daher die größte Zukunft bevorſteht.

Wir haben uns dieſe aber erſt zu erkämpfen. Sowie jede Bewegung, die ſich bei uns entwickelt, hat auch dieſe noch den Fluch unſerer politiſchen Unfreiheit zu tragen. Daſſelbe Schauſpiel, welches wir bei der „Erleichterung der Preſſe“ geſehen, hat ſich auch hier wiederholt. Anfangs ſchien die Regierung auf die Bewegung einzugehen, weil ſie dieſelbe in ihrem Sinne zu lenken hoffte, als ſich dies aber nicht erfüllte, trat ſie ihr feindlich gegenüber und ſuchte ſie auf alle Weiſe wieder zu unterdrücken. So wenig ihr dies aber mit der Preſſe gelungen iſt, ſo wenig wird es ihr mit dieſer Bewegung gelingen. Was die Geſchichte für nothwendig erkannt hat, wird ſie auch durchzuſetzen wiſſen. Und wo wäre eine Bewegung, die nothwendiger wäre, als dieſe? Durch ſie allein kann dem furchtbaren Elende, dem wir die Hälfte des Menſchengeſchlechtes anheimgefallen ſehen, abgeholfen, durch ſie allein können die Arbeiter, der Kern und das Mark des Volkes, aus der Sklaverei erlöſt werden, in welche die Willkür der

Production und die Tyrannei des Capitals ſie geworfen, durch ſie allein kann unſere Civiliſation vor der Gefahr bewahrt werden, mit der dieſer unnatürliche Zuſtand, der, wenn ihm nicht entgegengearbeitet würde, in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten müßte, ſie bedroht.

Deshalb können wir auch der Entwickelung dieſer Bewegung ruhig entgegenſehen. Wenn wir an derſelben feſthalten, wenn wir ſie ernſtlich wollen, wird ſich dieſelbe auch vollenden. Was iſt die Oppoſition einer Regierung überhaupt gegen den Willen des Volkes, wie kann die Minorität die Majorität beherrſchen! Es kommt alſo blos darauf an, daß die Minorität ihren Willen kund gibt. Dies iſt es, was uns zunächſt obliegt. Wir wollen der Regierung ſagen, mit welchen Augen wir ihr principloſes Verfahren in dieſer Angelegenheit anſehen, und welches Urtheil wir über daſſelbe fällen, und ihr dabei vorſtellen, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich ladet, wenn ſie dieſe Bewegung hemmt. Der König hatte bekanntlich dem Centralverein ſeine „lebhafte Theilnahme zu erkennen gegeben, ihm 15,000 Thaler überwieſen und dabei die Bedingung geſtellt, daß der Verein „nicht die Errichtung von Spar- und Prämiencaſſen ausſchließlich in's Auge faſſe, ſondern ſeine Thätigkeit auch zugleich den anderen von ihm beabſichtigten wohlthätigen Einrichtungen mit zuwende." — Dieſe anderen Einrichtungen beſtanden in der Bildung von Kranken- und Sterbeladen, Unterſtützungs- und Penſionscaſſen, der Anlegung von Schulen für die Kinder der Arbeiter, der Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe durch Schriften und mündlichen Vortrag und der thätigen Mitwirkung auch ſolcher Perſonen aus den arbeitenden Claſſen, welche nicht Mitglieder des Vereins ſeien, bei Verwaltung der Einrichtungen deſſelben. Der Centralverein wollte überhaupt „dahin wirken, daß durch die Kraft des moraliſchen Einfluſſes und die zur Förderung deſſelben zu treffenden Einrichtungen, unter thätiger Mitwirkung der arbeitenden Claſſen ſelbſt, der ſittliche und wirthſchaftliche Zuſtand deſſelben allmälig gehoben und ein auf Wohlwollen gegründeter unzerſtörbarer Bund zwiſchen ihnen und den anderen Claſſen der Geſellſchaft mehr und mehr befeſtigt werde." —

Das waren ſchöne Worte und weithin reichende Ausſichten. Aber was iſt davon erfüllt worden? Nichts! — Eine der erſten Maßregeln der Regierung, als es zur Conſtituirung der verſchiedenen Vereine kam, war, darauf hinzuwirken, daß die arbeitenden Claſſen von denſelben ausgeſchloſſen würden. In Berlin ließ ſie dem zur Abfaſſung der Statuten erwählten Comité ohne Weiteres ſagen, daß ſie, falls dieſes ſeine Abſicht, den jährlichen Beitrag auf den niedrigen Satz von 10 Sgr. feſtzuſtellen, beharre, den Verein *nicht* beſtätigen werde. Und ebenſo ſtellte ſie ſich durch ihre Organe, die „höheren Beamten“ und „hochſtehenden Gewerbtreibenden“ während der Berathungen des Vereins über die Statuten der Volkspartei entgegen, als dieſe zuerſt wöchentliche und dann, als ſie damit nicht durchdrang, monatliche Bezirksverſammlungen forderte. — Das können wir unmöglich zugeben, rief die Regierungspartei aus. Das würden politiſche Clubbs, Jacobinerclubbs werden, dieſe Verſammlungen würden Euch zum Tummelplatz communiſtiſcher Debatten dienen, und Ihr würdet damit das Volk verführen. Ihr ſeid überhaupt nur Theoretiker, fügten die dienſtbefliſſenen Fabrikanten hinzu, und kennet das Volk nicht; das Volk iſt zu einer ſolchen Freiheit noch lange nicht reif. Dieſelbe hohle, feige Phraſe, welche unſeren politiſchen Liberalen dreißig Jahre lang entgegengehalten wurde, ſchämen ſich alſo dieſe *Liberalen* nicht, jetzt *uns* entgegenzuhalten!

Die Regierung aber hatte kein Recht dazu, weder in Köln, noch in Berlin, dieſe ſo wichtige Sache durch das Stichwort des Communismus, das den Regierungen daſſelbe zu ſein ſcheint, was früher die „Demagogie“ war, zu verdächtigen. Ueberall, namentlich aber in Berlin hatte man ſich an die beſtehenden Zuſtände gehalten, man wollte unmittelbar aus dem vorhandenen Bedürfniß heraus wirken, man verlangte Nichts, als daß eine ſolche Wirkſamkeit möglich gemacht werde. Wie können wir, ſagte die Volkspartei, die Zuſtände des Volkes überhaupt nur kennen lernen, wenn wir nicht das Recht haben, mit denſelben zuſammenzukommen, und wenn das Volk nicht das Recht hat, uns ſeine Noth zu offenbaren. Daß blos büreaukratiſche Einrichtungen, daß Armendirectionen und Armendeputationen nicht im Stande ſind,

auf das Volk zu wirken, und daß dieſes kein Vertrauen zu ihnen haben kann, weil ſie eben als Beamte, nicht als Mitmenſchen zu ihnen kommen und ihnen nur als Gnade zu Theil werden laſſen, was ihnen als Recht gebührt, ſehen wir eben vor uns, und wollen deshalb nicht dieſe in ſich fehlerhaften Einrichtungen vermehren. Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Claſſen ſind Nichts ohne Volksverſammlungen. Wer durch das Volk wirken will, muß auch die Maſſe zu ihrem Rechte kommen laſſen. — Und ſelbſt, wenn ſich nun communiſtiſche Tendenzen in dieſen Vereinen zeigen, hätte man hinzufügen können, was iſt es denn für ein Unglück? Dann würden ſie gerade ebenſo gewirkt haben, wie jetzt die ſo vielfach verbreiteten communiſtiſchen Schriften wirken. Man würde über das Princip dieſer Richtung geſtritten und ſich Klarheit über daſſelbe verſchafft haben.

Die Regierung oder vielmehr die Büreaukratie, denn dieſe iſt es, mit der wir es hier vorläufig noch zu thun haben, zeigt auch hier wieder ihre Principloſigkeit, wenn ſie nicht einmal das Vertrauen zu dieſer Sache hat, daß ſie ſich in ihrer Entwickelung auch ihr eignes Maaß ſchaffen werde. Dies liegt in der Natur jeder Freiheit, jedes Geiſtes, und die Büreaukraten bewieſen ſomit ihre Unfreiheit und ihre Geiſtloſigkeit, indem ſie dies nicht vorausſetzten.

Es war in der That auch erſtaunenswürdig, welche platten, geiſtloſen Gründe von den Vertretern dieſer Richtung aufgewendet wurden, um die Volksverſammlungen zu verhindern. — Ob man denn auch wohl bedacht habe, daß man die Arbeiter dadurch zu neuen Geldausgaben verleite, und daß ſich gar nicht ſo viele Locale finden würden, als dazu nöthig ſeien? Als ob ſolche Rückſichten nur in Betracht kommen dürften, wenn es ſich um eine ſo große und allgemeine Angelegenheit, um die Sache der Freiheit handelt, als ob nicht jedes auch noch ſo große Opfer gering für dieſelbe und ein ſicherer Gewinn für die Zukunft wäre! Doch ſo weit reichte der beſchränkte Beamtenverſtand nicht. Er verdiente daher auch keine Widerlegung, ihn konnte man ſeiner eignen Bornirtheit überlaſſen, den Fabrikanten aber, welche behaupteten, daß ſie das gründlichſte Urtheil über das, was dem Volke

Noth thue, beſäßen, wurde auf das Nachdrücklichſte erwidert, daß die Kenntniß, um die es ſich hier handle, eine allgemein menſchliche ſei, die ſich Jeder erwerben könne, der ein Herz für die Leiden im Buſen trage; daß ſie eher bewieſen haben, wie ſie nicht wiſſen, was dem Volke Noth thut, weil ſie es in all' dem Elend, das wir vor uns ſehen, haben aufwachſen laſſen und Nichts zur Linderung deſſelben gethan haben! —

Dieſer Vorwurf trifft jedoch nicht alle unſere Fabrikanten. Dr. Rutenberg erinnerte daran, daß Diergardt gerade die Anſicht ausgeſprochen habe, daß die Theoretiker mit den Praktikern, die Gelehrten mit den Induſtriellen in dem Vereine gemeinſam wirken und ſich einander zu ergänzen ſuchen müßten. Dieſe Erwähnung fand allgemeinen Beifall und auch unter den Berliner Fabrikanten und Gewerbtreibenden fanden ſich Männer genug, welche die Sache des Volkes und nicht ihren ſchmutzigen Egoismus im Auge hatten, und als es zur Abſtimmung darüber kam, zeigte es ſich deutlich, daß die „ſogenannten Literaten", wie Herr von Henning, der Renegat der Hegel'ſchen Schule und jetzige Anhänger Schellings und des Miniſteriums Eichhorn ſie in der Spener'ſchen Zeitung betitelte, das Volk für ſich hatten. Sie trugen einen glänzenden Sieg davon. Die monatlichen Verſammlungen wurden für durchaus nothwendig erachtet und angenommen.

Dennoch wußte die Regierungspartei ihren Gegnern auch dieſen Sieg noch zu verkümmern. Sie gab dem proviſoriſchen Comité zu verſtehen, daß ſie unter dieſen Umſtänden den Verein ebenfalls nicht beſtätigen würde, und der Präſident des Comité's und der Verſammlung, der Bürgermeiſter Naunyn fand ſich dadurch veranlaßt, nach dem Schluſſe der Berathungen zu erklären, daß er, ſowie das Comité ſich damit zurückziehe, da ſie es nicht über ſich gewinnen könnten, die ſo veränderten Statuten der Regierung zur Beſtätigung zu übergeben. Das Comité beſtand aus Liberalen, und dieſe hatten ſich ebenfalls einſchüchtern laſſen. Sie ſpielten überhaupt eine klägliche Rolle. Der Volkspartei im Herzen zugeneigt (?), ſahen ſie ſich doch fortwährend in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſelbe fortwährend zu bekämpfen und geriethen dabei natürlich in eine ſolche Halbheit, in ein ſol-

ches Schwanken zwiſchen Freiheit und Unfreiheit, daß auch ſie den Unwillen der Verſammlung zu empfinden hatten. Die Debatten waren ſtürmiſch, aber doch immer gemäßigt, und auch zuletzt gab die Volkspartei noch einen ſeltenen Beweis ihrer Mäßigung. Um nicht die Schuld auf ſich zu laden, daß ſie die Conſtituirung des Vereins von vorn herein unmöglich gemacht, verſtand ſie ſich zu einer Einigung mit der Regierungspartei und den Liberalen, die darin beſtand, daß man die monatlichen Verſammlungen wieder aufgab, deren berathende Kraft aber auf die in den Statuten feſtgeſetzten vierteljährlichen Bezirksverſammlungen übertrug und ſich mit den ebenfalls in den Statuten verheißenen Bezirksſitzungen, die wöchentlich ſollten ſtattfinden können, begnügte. Damit iſt auch der Vorwand, daß man den Verein durch zu plötzliche Aufregung des Volkes verſchütten könne, hinweggeräumt, und die Regierung hat keinen Grund mehr, die Beſtätigung zu verweigern. Dennoch heißt es, daß ſie geſonnen ſei, dies zu thun. Deshalb wollen wir ihr die Worte in's Gedächtniß zurückrufen, die ſie ſelbſt kürzlich der däniſchen Regierung, als es ſich um ihren Vortheil handelte, entgegengehalten hat. Sie ſind einem officiellen Artikel entnommen und paſſen auf dieſe Angelegenheit, als wären ſie für dieſelbe geſchrieben. „Will Dänemark (ich ſetze dafür „die Regierung") aufrichtig den Zweck, ſo muß ſie auch die Mittel wollen, und dann wird ſie ſich nicht verhehlen können, daß es eine ſonderbare Selbſttäuſchung ſein würde, darauf zu hoffen, dieſer umfaſſende Plan werde dereinſt durch die Gunſt zufälliger Umſtände gleichſam von ſelbſt gelegentlich zur Wirklichkeit werden. Schwierige Verhältniſſe dieſer Art ordnen ſich weder von ſelbſt, noch kommt das erſtrebte Reſultat in der Regel mit einem Male fertig an den Tag. Nicht allein redliches, unausgeſetztes Arbeiten daran, ſondern auch ein wirklich praktiſcher Anfang, aus dem das Vollkommene ſich entwickeln kann, ſind nöthig, um zum Ziele zu gelangen. Dies hätte Dänemark (die Regierung) bedenken und Preußen (den Lokalvereinen) als der am nächſten und lebhafteſten dafür intereſſirten Macht die Hand bieten ſollen zu einem Vereine, welcher, als thatſächlicher Anfang eines neuen Syſtems,

allein zu einer endlichen, befriedigenden Löſung der ganzen Frage führen könnte." — So ſpricht die Preußiſche Regierung, und ſo handelt ſie! — Wenn ſie aber Dänemark damit droht, daß „die zwingende Kraft äußerer Umſtände und thatſächlicher Schwierigkeiten" es zu „einer aufgeklärteren, vorausſichtigen Politik" führen würde, trifft dieſes nicht auch ſie ſelbſt, ſind auch wir dann nicht berechtigt, ihr das Gleiche entgegenzuhalten? — Iſt der ſchleſiſche Arbeiteraufſtand ſchon vergeſſen? —

Aber nicht blos Schleſien, auch die Zuſtände der übrigen Provinzen, namentlich aber der Hauptſtadt, ſollten ſie zu einer „aufgeklärteren, vorausſichtigen Politik" führen. Ich will verſuchen, ihr die letzteren zu ſchildern. Preußen bedurfte vielleicht der Gewerbefreiheit, um einen Sporn zum Wetteifern mit der Induſtrie der übrigen Völker zu erhalten, und der kräftige, bildungsreiche Geiſt des preußiſchen Volkes hat ſich auch hierin bewährt. Unſere Induſtrie iſt zu einer Blüthe gelangt, welche der franzöſiſchen und engliſchen wenig mehr nachgibt, ja in manchen Zweigen ihr ſogar ſchon vorgeeilt iſt. Damit haben wir aber auch dieſelben Uebel, an denen England und Frankreich leiden, ererbt, und wir ſehen namentlich in Berlin eine Ueberfüllung der Gewerbe, welche den kleineren Handwerkerſtand immer mehr gefährdet und deſſen Mitglieder der gänzlichen Verarmung und dem Proletariat immer näher führt. Berlin wächſt jährlich durch Einwanderung allein um 7000 Menſchen. Dieſe gehören großentheils dem Arbeiterſtande an: wer ſagt dieſen, wie es mit den Gewerbeverhältniſſen ſteht, wer legt ihnen das Verhältniß der ſchon vorhandenen und überfüllten Induſtriezweige dar, wer gibt ihnen die Mittel an die Hand, ſich zu anderer Thätigkeit zu wenden, und wer ſorgt dafür, daß dieſe Thätigkeit, welche ſie ergreifen, ſie auch hinlänglich lohnt? Niemand thut es. Man läßt Jeden in ſein Unglück blindlings hineinrennen, und wenn er unglücklich geworden, hat Niemand ein fühlendes Herz für ihn.

Der Staat iſt nur ein Ausdruck der Geſellſchaft. Für die Beſitzenden thut er Alles, für die Beſitzloſen Nichts. Daher dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn wir ein ſo rohes

und unausgebildetes Verhältniß der verschiedenen Gewerbe finden, wie es sich in den folgenden Zahlenangaben darstellen wird.

Es gibt in Berlin 2940 Schneider (Meister) und 2700 Schuhmacher. Nimmt man nun die Einwohnerzahl zu 400,000 Menschen an, so kommen 136 derselben auf einen Schneider und 148 auf einen Schuhmacher. Welches Verhältniß! — Und außerdem gibt es noch 206 Kleider- und Mäntelhändler und eine große Anzahl von Militairschneidern und Schuhmachern, welche den übrigen auch noch das Brod wegnehmen, indem sie ihre Arbeit zu Spottpreisen ausbieten. Daher kann es denn auch nicht ausbleiben, daß viele von diesen Meistern im eigentlichsten Sinne des Wortes um Arbeit betteln gehen und, wenn sie diese nicht finden, rein auf den Bettel verwiesen sind. Noch schlechter sieht es mit den Webern aus, deren es 1290 gibt, und deren größter Theil das traurigste Dasein von der Welt fristet. Ich habe oft arme Weber Abends, wenn es dunkel wurde, in die Häuser schleichen und dort betteln sehen, und mehr als Einer von ihnen hat mir sein immer gleichlautendes Elend geklagt. Sie hatten keine Arbeit und waren schon zu schwach, um noch ein anderes Geschäft zu ergreifen. So darbten sie dahin und schätzten sich glücklich, wenn sie ein Paar Groschen zusammenbekamen, um den Hunger ihrer Kinder mit Kartoffeln zu stillen. Besser geht es den Seidenwirkern, deren Zahl sich auf 837 beläuft. Sie haben meistentheils bestimmte Arbeit. Sehr schlecht sind dagegen die Buchbinder gestellt, deren Zahl 322 beträgt, und die bei weitem nicht Alle Arbeit haben. Auch das Tischlerhandwerk ist überfüllt, es gibt deren 1716. Die Zahl der Schlosser beträgt 504, die der Drechsler 350, die der Maler aller Art 960, die der Klempner 294, der Böttcher 171, der Schlächter 397, der Bäcker 267, der Raschmacher 280, der Goldschmiede und Juweliere 383, der Gürtler und Bronceure 185, der Graveure 104, der Hutfabrikanten 112, der Handschuhmacher 112, der Korbmacher 100 u. s. w. Kurz, wo wir auch hinsehen mögen, finden wir eine den verschiedenen Gewerbszweigen entsprechende Ueberfüllung derselben, welche uns das innigste Mitleid mit den Aermeren unter diesen Handwerkern, die vom Glück verlassen werden, einflößen muß.

Und nach diesem Verhältniß richtet sich auch der Lohn der Gesellen, welcher, wie die nachfolgenden ebenfalls authentischen Angaben beweisen werden, durchweg schlechter ist, als der der Pariser Arbeiter.

Herrnschneider (Gesellen) verdienen in Paris täglich 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 22½ sgr., beide bei 6 Monat schlechter Zeit, Damenschneider in Paris ebenfalls 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 15 sgr., bei 5 Monat schlechter Zeit. Schuhmacher erhalten in Paris 24 sgr., in Berlin nur 15—20 sgr., Uhrmacher in Paris 32 sgr., in Berlin nur 16 sgr., wofür sie 12 Stunden arbeiten und sich noch das theure Werkzeug halten müssen. Handschuhmacher verdienen in Paris 28 sgr., in Berlin nur 10 sgr. Die Buchbinder stehen sich dort auf 24 sgr., in Berlin nur auf 7½ bis 10 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit. Maurer verdienen in Paris 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 17½ bis 25 sgr., bei 5 Monat schlechter Zeit. Zimmerleute ebenfalls dort 1 Thlr. 2 sgr., in Berlin 20 sgr. Schlosser dort 24 sgr., in Berlin 15 bis 20 sgr., Tischler dort 24 sgr., hier 15 sgr. u. s. w. — Noch schlimmer stellt sich das Verhältniß für die Arbeiterinnen. Eine Schuh[illegible] verdient in Paris täglich 8 sgr., in Berlin 5 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit, eine [illegible] dort 15 sgr., hier [illegible], eine [illegible] dort 15 sgr., hier 7½ bis 10 sgr., bei 3 Monat schlechter Zeit, eine [illegible] dort 5 sgr., [illegible] dort 14 sgr., hier 4½ sgr., eine [illegible] dort 20 sgr., hier 4 bis 5 sgr., bei 6 Monat schlechter Zeit, eine [illegible] dort 14 sgr., hier 4 sgr., eine [illegible] dort [illegible] sgr., hier [illegible] sgr., eine Blumenmacherin dort [illegible] sgr., hier [illegible] bis 10 sgr., eine [illegible] hier 10 sgr., [illegible] in Berlin [illegible] in Paris [illegible] 4 bis [illegible] 7½ sgr., [illegible]

Verdienſt nicht allein leben können, daß ſie auf die Proſtitution verwieſen ſind, liegt auf der Hand, und dieſe iſt denn auch bereits ebenſo groß, wie in Paris. Man kann darauf rechnen, daß die Mehrzahl dieſer Mädchen, wenn ſie des Abends aus ihren Fabriken oder Geſchäften kommen, bereit ſind, ſich für Geld hinzugeben. Die beſſer Bezahlten, die Schneiderinnen und Modiſtinnen, die Berliner Griſetten gehen dieſem Gewerbe verſchämt, die Fabrikmädchen dagegen ganz offen nach. Man kann ihnen oft ſchaarenweiſe begegnen.

Die Nahrungsmittel ſind in Berlin ebenſo theuer, ja für die arbeitende Claſſe noch theurer, als in Paris. Denn für dieſe gibt es nicht wie dort, Kleinhändler, welche ihnen den Abhub von dem Tiſche der Reichen verkaufen. Sie müſſen Alles ebenſo theuer, wie dieſe bezahlen, denn wir haben ſolche Reiche, welche mehr conſumiren, als ſie brauchen, gar nicht. Die hohe Gewerbeſteuer, welche auf dem Schlächterhandwerk laſtet, treibt die Fleiſchpreiſe immer mehr in die Höhe. Dieſe Steuer wird nämlich nach der Kopfzahl der Einwohner auf die Schlächtereien vertheilt, gleichviel, ob das Geſchäft ſelbſt gewachſen iſt oder nicht. Im Jahre 1843 zahlte die größte Schlächterei in Berlin 216 Thlr. Gewerbeſteuer, 1844 dagegen 288 Thlr. und für 1845 iſt ſie mit 564 Thlr. belaſtet worden. „Wenn nun, ſagte unlängſt das Schlächtergewerk in einem Artikel, in dem ſie ſich hierüber beſchwerten, die Steuer wächſt, und alle andere Laſten nach einem dreißigjährigen Friedenszuſtande dieſelben geblieben ſind, dann iſt es wohl natürlich, daß, wenn auch das Vieh nicht theurer eingekauft wird, dennoch das Fleiſch theurer werden muß. Daher wird es bald dahin kommen, daß der Genuß des Rindfleiſches und überhaupt des geſchlachteten Fleiſches als der größte Luxus angeſehen wird, und da es unter ſolchen Verhältniſſen nicht möglich iſt, für 3 oder 6 Pfennige Schmalz oder Wurſt zu verabreichen, ſo muß dieſe Theuerung von dem armen Manne und von dem gemeinen Soldaten hart empfunden werden; noch härter werden jedoch davon diejenigen Handel- oder Gewerbtreibenden betroffen, welche ihren Gehülfen oder Geſellen täglich eine ordentliche Portion Fleiſch vorſetzen müſſen.“ Dies Alles läßt ſich die

Regierung in den Zeitungen sagen, ohne daß sie sich dasselbe zu Herzen nimmt. Sie läßt auch diesen Grund des Elends im Stillen immer fortwuchern.

Das Einzige, was sie seit der Einführung der Gewerbefreiheit überhaupt für die Gewerbe gethan hat, ist die Abfassung der in diesem Jahre endlich veröffentlichten neuen Gewerbeordnung. Diese enthält manche nützliche Aenderung, indem sie nur den Meistern, welche einer Innung angehören, das Recht gibt, Lehrbursche zu halten, und diese dadurch nöthigt, in eine solche zu treten. Damit ist doch wenigstens ein gewisser Zusammenhang unter die Gewerbtreibenden gebracht und dadurch, daß Jedem, der die Prüfung bestehen kann, der Eintritt in die Innung gestattet ist, auch zugleich der alte Zunftzwang vermieden; für den Gesammtzustand der Gewerbe ist indessen damit nichts gebessert. Dieser bedarf noch ebenso, wie früher, einer Radicalcur durch den Zusammentritt der ganzen Gesellschaft.

Und noch haben wir nicht einmal der ganz armen Handwerker gedacht. Deren Verhältnisse sind noch nicht ergründet, deren Elend ist noch nicht aufgedeckt. Was Bettina in ihrem Königsbuche davon enthüllt, und was wir dann und wann in den Berichten des Männerkrankenvereins davon zu lesen bekommen, macht uns schaudern. Die furchtbare Schilderung, welche Eugène Sue in seinen Geheimnissen von Paris von der Familie Morel gegeben, wiederholt sich auch bei uns auf das Schreckenvollste. Es ist nichts Seltenes, daß jener Vater eine Familie von Mann, Weib und fünf oder sechs Kindern in einem Zimmer vor Frost zitternd und vor Hunger abgemagert, und in diesem Zimmer nur eine Bettstelle ohne Betten findet. — So war es erst in dem letzten Berichte eines Vereins zu lesen.

Den Bericht [illegible] welche die Armenverwaltung im vorigen Jahre [illegible] im Jahre [illegible] 3000 Menschen und [illegible] von der Stadt Almosen empfangen und zwar durchschnittlich in jedem Monat [illegible] gr. und 1 Thlr. [illegible] im Jahre [illegible] mit 2 [illegible] zusammen [illegible] aufgenommen

werden müſſen. In dieſem waren überhaupt 1841: 276 Hospitaliten und 740 Strafgefangne, 1842: 290 Hospitaliten und 756 Strafgefangne; es waltete alſo auch hier ein ſteigendes Verhältniß ob.

Daß mit dem Almoſen-Geben der Armendirection nichts erreicht wird, daß dieſe Almoſen vielmehr eher ſchädlich, als nützlich wirken, liegt auf der Hand. Sie demoraliſiren das Volk, weil ihm als Gnadenpfennig zugeworfen wird, was ihm als Recht gebührt, weil es gezwungen wird, darum zu bitten und zu betteln, während die Geſellſchaft die Pflicht hätte, dem armen Arbeiter beizuſpringen. Eine ſolche Unterſtützung würde ihn erheben, während ihn das Almoſen vor ihm ſelbſt erniedrigt, und mit der Unterſtützung, die ihm nach Maßgabe ſeines Elends zu Theil wird, würde ihm auch wirklich geholfen werden, während die Almoſen nur ſein Elend friſten. Die ganze Armenverwaltung der Hauptſtadt wird daher auch von den Einwohnern derſelben durchaus gemißbilligt und nur wenig unterſtützt. Der Ertrag der Haus-Collecte, welche die Bezirks-Armen-Commiſſionen von den Einwohnern Berlins im Jahre 1842 erhoben haben, beträgt nur 30,372 Thlr., und zwar 7,790 Thlr. weniger, als in den vorangegangenen vier Jahren, eine Summe, die mit dem ſonſtigen Wohlthätigkeitsſinn der Berliner nicht im Einklang ſteht. Sie thun aber recht daran, ein Inſtitut, das ſeinem Princip nach falſch eingerichtet iſt, nicht zu unterſtützen. Ehe ein Armer von der Armendirection jenes Almoſen erhält, muß erſt ein Actenſtoß darin vollgeſchrieben werden, und dann geht es doch nach Gunſt und Fürſprache. Wie das Volk darüber denkt, hat uns Bettina berichtet. — Es klingt wie Hohn, wenn die Armendirection berichtet, welche Wohlthat es im Jahre 1841 für 216 und 1842 für 240 Familien geweſen, daß ſie dieſen für die Beiſteuer von 2 Thlr. 10 ſgr. bis 13 ſgr. ein Stück Land zum Kartoffelbau überlaſſen habe, auf dem ſie 1841 über 27 Scheffel Kartoffeln gewonnen hätten. Ja ſie ſelbſt, die Armendirection hat auch noch 324 Thlr. 10 ſgr. 6 pf. darauf verwandt! Darauf iſt ſie dabei aber nicht gekommen, daß dieſer Erfolg ihr den Weg zu einem richtigeren

Verfahren weiſen müßte. Wieviel könnte ſie nützen, wenn ſie ihre großen Fonds dazu verwendete, landwirthſchaftliche Colonieen und Werkſtätten in der unmittelbaren Nähe Berlins zu ſtiften. Die Stadt beſitzt hier noch eine Menge unbebauten Landes, auf dem Hunderte von Arbeiterfamilien leben könnten, und das durch dieſe erſt wahrhaft nutzbar gemacht würde. Dies zu bewerkſtelligen fällt aber unſerm wohlweiſen Magiſtrate nicht mehr ein. Solche Ideen hatte wohl Friedrich der Große, jetzt aber hat ſie Niemand mehr. Er hat in allen Gegenden des Landes Arbeitercolonieen geſtiftet, die noch beſtehen und blühen, und an denen man ſich ein Beiſpiel nehmen könnte, wenn man wollte. Aber man denkt nicht einmal daran. Wieviel könnte überhaupt geſchehen, wenn die Bevölkerungsverhältniſſe Preußens von einem rationellen Geſichtspunkte aus betrachtet würden und man darauf hinzuwirken ſtrebte, den minder bevölkerten Provinzen durch ſolche Colonieen aufzuhelfen! Der preußiſche Staat iſt nichts weniger wie übervölkert, er kann eine noch ungleich größere Anzahl von Einwohnern ernähren, als jetzt, wenn Ordnung in das Chaos des Privaterwerbs gebracht würde.

In der Hauptſtadt findet der Local-Verein, wie die obigen Angaben zeigen, noch Alles zu thun. Denken wir uns, daß er wirklich in's Leben träte, ſo wäre das Erſte, was er vornähme, daß er die verſchiedenen Bezirke organiſirte und den Thatbeſtand der in denſelben herrſchenden Arbeiternoth feſtzuſtellen ſuchte. Dies würde ſehr bald geſchehen. Trotz des Mißtrauens, welches das Volk bisher gegen den Verein hatte, weil es fürchtete, daß daraus eine neue Beaufſichtigung, eine neue Polizei für es hervorgehen würde, hat ſich bereits die lebendigſte Theilnahme für denſelben kund gegeben. Mehrere hundert Arbeiter haben bereits ihren Entſchluß, dem Verein beitreten zu wollen, zu erkennen gegeben. Auch ſind die vorläufigen freien Verſammlungen eines Theils der Mitglieder des Vereins, welche wöchentlich in dem **Hôtel de l'Europe** ſtattfanden, und in denen jene Angaben über die Arbeiterverhältniſſe, die ich mitgetheilt habe, feſtgeſtellt wurden, bereits vielfach von den Handwerkern beſucht worden. Eben deßhalb hat man ſie aber auch für gefährlich erachtet und poli-

zeilich verboten. Als die Theilnehmer derſelben an dem letzten Donnerſtage zuſammenkommen wollten, nicht, um die Berathungen fortzuſetzen, ſondern um eine Proteſtation gegen das Verbot abzufaſſen und zu unterſchreiben, fanden ſie den Saal verſchloſſen und das Haus mit Polizeibeamten und Gensdarmen beſetzt, welche Jeden abwieſen, der hinein wollte. Das iſt ein ärgeres Verfahren, als es gegen die Studentenverſammlungen ausgeübt wurde. Dieſe durfte der Senat verbieten, bei Bürgerverſammlungen, die öffentlich abgehalten werden, hat die Polizei nur das Recht, nach dem Zwecke zu fragen. Dies iſt hier nicht geſchehen. — Verfolgen wir die Wirkſamkeit des Vereins weiter. Iſt er erſt im Stande, die vorhandene Noth zu überſehen, ſo wird er auf die zunächſt nothwendigen Mittel zur Abhülfe derſelben denken. Er wird die Arbeiter, die ſich in den einzelnen überfüllten Gewerbszweigen befinden, veranlaſſen, in andere überzugehen, und dafür zu ſorgen haben, daß ſie ſich die Kenntniß dazu verſchaffen können. Dieſe Belehrung des Volkes wird daher ſehr bald die Hauptthätigkeit des Vereines in Anſpruch nehmen. Er wird Gewerbeſchulen errichten, Vorträge nach Art derer, welche ſchon jetzt in dem Geſellenvereine gehalten werden, anordnen, und dadurch mit dem Volke überhaupt in einen geiſtigen und ſittlichen Verkehr treten. Die Rohheit, in der das Volk bis jetzt gelaſſen worden iſt, bildet das Haupthinderniß ſeiner Entwickelung. Dieſe muß gebrochen werden. Das Volk muß Theil haben können an der Bildung, der ſogenannte Gebildete darf überhaupt nichts vor ihm voraushaben wollen. Jeder muß die Möglichkeit vor ſich ſehen, ſeinen Geiſt ſo weit zu bilden, als deſſen natürliche Befähigung es zuläßt. Weßhalb ſoll der Mann aus dem Volke nicht ebenſo über das Weſen der Zuſtände, in denen er lebt, unterrichtet ſein, wie der Gebildete? Erſt dann hat er ein Vaterland, wenn er dieſes weiß, und erſt dann kann er es lieben, wenn er genießt, was es Gutes beſitzt. Und erſt dann wird er ſich als Menſch fühlen lernen, wenn ihm ſeine Mitbrüder hierzu behülflich ſind und liebreich entgegenkommen.

Außer dieſer Hauptbeſtrebung wird der Verein aber auch darauf bedacht ſein, die ſtete Circulation der Arbeit aufrecht zu

erhalten und den Arbeitern, welchen augenblicklich noch die Mittel dazu fehlen, ſolche darzubieten. Es ſind bereits mehrere höchſt praktiſche Einrichtungen dazu vorgeſchlagen worden. Es ſoll eine Arbeiterbörſe errichtet werden, auf der die Arbeiter fortwährend erfahren können, wo Arbeit zu haben iſt. Dadurch wird ſich ihnen ebenfalls eine richtige Einſicht in das Verhältniß der verſchiedenen Arbeitszweige ergeben, ſie werden daraus erſehen können, welche überfüllt ſind, und welche noch der Hände bedürfen. Ferner hat eine vermögende Dame ſich bereits erboten, ein bedeutendes Capital dazu herzugeben, um Eugene Sue's Idee einer unentgeltlichen Leihanſtalt*) für bedürftige Arbeiter zu verwirklichen. Auf die Bürgſchaft zweier redlicher Genoſſen derſelben ſollen ihnen kleine Summen, welche ſie zur Anſchaffung von Handwerkzeug oder zur Beſſerung ihres Hausſtandes bedürfen, dargeliehen werden. Ebenſo dringend thun Leihanſtalten auf Sachen zu niedrigen Zinſen noth. Das königliche Leihamt nimmt 10 Procent Zinſen, und noch mehr nehmen die jüdiſchen Pfandleiher. Dadurch wird es den Armen faſt unmöglich gemacht, ihre Sachen wieder einzulöſen und es wird unendlich viel Elend dadurch veranlaßt. —

Wieviel der Verein für die heranwachſende Generation zu thun vermag, wie wahrſcheinlich es iſt, daß er der ganzen Volkserziehung eine neue Richtung geben, daß er dieſe erſt zu einer Wahrheit machen werde, brauche ich nicht auszuführen.

Und um dieſes höchſte aller Güter, welche ein Volk nur beſitzen kann, wie um alle dieſe trefflichen Einrichtungen, die jetzt ſchon in's Leben treten könnten, würde das Volk alſo gebracht werden, wenn man dieſe Bewegung hemmte!

Die Regierung unſers Staates nennt ſich jetzt eine „chriſtliche.“ Iſt es chriſtlich, frage ich nun, dieſes Streben, in dem ſich die lauterſte Bewährung der Liebe kund gibt, zu hemmen? Das Chriſtenthum ſoll die Religion der Liebe ſein. Dieſe Liebe geht freilich aus dem Glauben hervor, und der Chriſt kennt nur

*) Bei welchem Inſtitute übrigens, wie Marx gezeigt, Capital und Zinſen verloren gehen. D. H

Liebe gegen ſeine Glaubensgenoſſen. Für die, welche nicht wie er glauben, hat er den Haß, das Schwerdt und die furchtbarſten Grauſamkeiten, welche die Geſchichte kennt. Die freie Menſchheit aber hat auch für die Andersdenkenden Liebe. Weſſen Weſen iſt alſo das reinere, ſittlichere? Der chriſtliche Staat ſchämt ſich nicht, das Volk in ſeiner Rohheit, ſeiner Pöbelnatur beſtehen zu laſſen, der Staat der freien Menſchheit will den Pöbel zum Volke machen, indem er es zur Bildung führt. Weſſen Streben iſt alſo das mehr berechtigte?

Es kann kein Zweifel darüber obwalten. Die Sache der Menſchheit iſt älter als das Chriſtenthum und wird daher auch ihre tieferen Rechte geltend zu machen wiſſen. Der Fanatismus der Orthodoxie hat vor der Geſchichte kein Recht mehr. Selbſt der Katholicismus muß dieſes jetzt erfahren, und in der deutſch-katholiſchen Kirche wird ſich hoffentlich jetzt ein Element hervorbilden, welches uns von dem Papſtthum und dem Romanismus auf immer befreit. Dieſe Religion, welche Czerski und Ronge lehren, ſoll die der frei werdenden, von der Herrſchaft des Glaubens ſich befreienden Liebe ſein, und ihr Streben iſt daher auch unmittelbar dem Wohle des Volkes, ſeiner Bildung und Erziehung zugewandt. Sie iſt aus derſelben Regung hervorgegangen, welche die ſächſiſchen Lichtfreunde veranlaßt hat, dem Proteſtantismus eine neue praktiſche Geſtalt zu geben. Beide ſind noch nicht theoretiſch frei, aber ſie ſind auf dem Wege dazu, es zu werden, und beider Ziel iſt richtig und wahr. Es iſt am Ende das des Socialismus.

Dieſer aber wird ſich, wie geſagt, vollenden, weil er eine Nothwendigkeit iſt. — Will die Regierung des „chriſtlichen Staates“ uns daran hindern, ſo werden wir hier dieſelbe geſetzmäßige Oppoſition entgegenſtellen, welche wir ihr auf dem politiſchen Gebiete entgegengeſtellt haben. Wenn ſie uns nicht geſtattet, Local-Vereine für das Wohl der arbeitenden Klaſſen zu bilden, ſo werden wir „Bürgerverſammlungen“ bilden, wie dies bereits in Königsberg geſchehen iſt, und werden auch ohne beſtimmte Formen zu unſerm Ziele zu gelangen wiſſen. Ehe wir dazu ſchreiten, wollen wir aber noch einmal an die Cabinetsordre

des Königs vom 25. October appelliren, in welcher dieſer wünſchte, daß dieſer Verein „bald durch den Hinzutritt aller wahrhaft edlen Männer unter dem Gewerbſtande zu einem Baume erwachſen möge, der ſeine Zweige über das ganze Vaterland breite.“ Gebt ihm Raum, daß er Wurzel faſſe und er wird dazu erwachſen!

Berlin. Anfang März.

E. Meyen.

Der Allgemeine Hülfs- und Bildungsverein zu Köln.

Die große Kluft, welche ſich zwiſchen den Beſitzern und Beſitzloſen gebildet hat, nimmt an Tiefe und Ausdehnung immer zu. Sie droht der ganzen Geſellſchaft den Untergang. Die neueſte Geſchichte der ſogenannten civiliſirten Länder hat dies auf das Unzweideutigſte bewieſen. Man iſt auf beiden Seiten vollkommen zur Erkenntniß jenes gefährlichen Zuſtandes gekommen und die Nothwendigkeit einer Beſeitigung deſſelben iſt überall klar hervorgetreten, wenn auch bei dem einen Theile nur aus Furcht, daß der Trieb ſich ſelbſt zu erhalten den andern Theil zur Empörung bringen würde. In Frankreich und England war dies bereits ſchon ſeit längerer Zeit zu befürchten. Da brachen plötzlich im Laufe des vergangenen Sommers die ſchleſiſchen Weberunruhen aus und mit ihnen war jener Zwieſpalt auch für die Bevölkerung Deutſchlands klar bewieſen. In Schleſien trieb der Hunger Schaaren von Unglücklichen zum Kampfe gegen die beſtehende Ordnung, während zu derſelben Zeit die deutſche Induſtrie in Berlin die größte Triumphe feierte und dort auch die Erzeugniſſe derer glänzten, welche beinahe verhungert zum Aeußerſten getrieben waren. Das Krachen der zerbrechenden Maſchinen und niederſtürzenden Fabrikgebäude Schleſiens mag manchen Fabrikanten ſchauderhaft in den Ohren geklungen und ſie zitternd zum Nachdenken gebracht haben. Wie dem auch ſei, die große Induſtrie-Ausſtellung in Berlin ſchloß mit dem Vorſchlage eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Klaſſen, der ſich über ganz

Preußen, ja über ganz Deutſchland ausdehnen ſollte. Die Verbeſſerung des ſittlichen und wirthſchaftlichen Zuſtandes der Hand- und Fabrikarbeiter, hieß es in dem erſten Aufrufe, ſei eine dringende und ſehr wichtige Aufgabe unſerer Zeit. Auch ging man von dem Grundſatze aus, daß „an dieſen Vereinen“ die Hand- und Fabrikarbeiter möglichſt Theil nehmen und bei der Verwaltung thätig mitwirken ſollten. Die Wirkſamkeit des Vereins ſollte ſich nicht blos auf die Verbeſſerung des materiellen, ſondern auch des geiſtigen Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen erſtrecken, wie dies auch deutlich aus den einzelnen zur Erreichung des Zweckes vorgeſchlagenen Mitteln hervorging. Dieſer Aufruf war nicht allein von Induſtriellen, ſondern auch von einem Theile der Beamten, welche in den Miniſterien die höchſten Stellen bekleideten, ausgegangen und ganz Deutſchland, ja ſogar das Ausland jauchzte, weil man daraus ſchloß, es ſei der feſte Wille der Preußiſchen Regierung, etwas Ernſtliches, Erſprießliches zur Abhülfe der geſellſchaftlichen Mißſtände zu thun. Die Cabinets-Ordre, welche der König am 25. October erließ und worin er mit den eindringlichſten Worten ſich der zu gründenden Vereine annahm und ausdrücklich erklärte, daß er ſich jeder Vergrößerung und Stärkung des Vereins auf das Innigſte erfreuen werde, ſchien dieſes Vertrauen in die neue Bahn, welche die Preußiſche Regierung betreten wolle, hinlänglich zu rechtfertigen. Aber der Erfolg hat dieſe Meinung bis heute nicht bewährt. *) Zwar ergriff das Volk an allen Orten lebhaft die Angelegenheit. Großes ſchien ſich entwickeln zu wollen; aber die Regierung, jene Regierung, welche ſich kurze Zeit vorher ſo lebhaft dafür ausgeſprochen hatte, legte allen dieſen Beſtrebungen die größten Hemmniſſe in den Weg, ja man muß zu der Meinung verſucht werden, daß ihr der Enthuſiasmus, mit dem die Idee ſolcher Vereine begrüßt worden, gefährlich erſchienen, daß ſie nur auf Mittel ſinnt, die ganze Angelegenheit zu unterdrücken. So iſt es denn gekommen, daß ungeachtet der großen Theilnahme des ganzen Volkes noch kein Verein in Wirk-

*) Siehe die Schlußbemerkung.

ſamkeit getreten, ja ſogar noch keiner bis zu ſeiner definitiven Conſtituirung gelangt iſt. —

Die Verſuche, ſolche Vereine in's Leben zu rufen, ſind an einzelnen Orten von den entgegengeſetzteſten Anſichten aus gemacht worden. Hier waren es die Regierungsbeamten, welche die Initiative ergriffen, dort die Fabrikanten, an einigen Orten die Geiſtlichkeit und was mit ihr zuſammenhängt, an andern endlich mehr die ganze Bevölkerung; es konnte daher auch nicht auffallend erſcheinen, daß die verſchiedenartigſten Grundſätze dabei vorgebracht worden ſind. Köln war einer der erſten Orte, wo man zur Bildung eines ſolchen Vereins zuſammentrat; dort war die ganze Bevölkerung berufen worden, an der Urverſammlung zur Bildung deſſelben Theil zu nehmen, kein Comité hatte ſich vorher gebildet, keine beſtimmte Partheianſicht an die Spitze geſtellt; im Gegentheil Alles, d. h. die verſchiedenartigſten Anſichten waren vereinigt, und das Ergebniß kann daher mit Sicherheit als der Wille der Majorität der ganzen Bevölkerung betrachtet werden. Das Beiſpiel Kölns, die dort ſtattgefundenen Debatten, die Anſichten, denen der Sieg ward, der daraus hervorgegangene Statuten-Entwurf haben die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland, ja der Nachbarländer auf ſich gezogen und einen großen Einfluß auf die Bildung ähnlicher Vereine an andern Orten und die ſolchen zu Grunde zu legenden Principien geäußert. Es mag daher wohl gerechtfertigt ſein, über die Verhandlungen des Kölner Vereins und namentlich die Tendenzen, welche in dem Statuten-Entwurf ſich geltend machten, hier etwas mitzutheilen.

Bevor wir jedoch zu dem Thatſächlichen übergehen, wollen wir die Hoffnungen und Befürchtungen aufzuſtellen ſuchen, die man von den verſchiedenen Seiten bei der Bildung ſolcher Vereine hatte, überhaupt, welche Wirkſamkeit den Vereinen, je nach den verſchiedenen Anſichten, gegeben werden ſollte. Zuerſt die Regierung, d. h. die Büreaukratie; ſie ſah zwar recht gut ein, daß etwas gegen den immer mehr um ſich greifenden Pauperismus geſchehen müſſe, ſollte nicht die Ruhe des Staates erſchüttert, der Mechanismus des Regierers gewaltſam unterbrochen werden; die Anregung zur Bildung von Vereinen, die von ein-

zelnen Fabrikanten ausgegangen, war daher eine ſchöne Gelegenheit, ſich den Schein zu geben, den Richtungen der neuen Zeit gemäß auch für diejenigen etwas zu thun, welche bisher von Allem ausgeſchloſſen waren. Es konnten ja, wenn man Herr der Bewegung bliebe, und dies war bei dem Bunde mit den beſitzenden und deshalb conſervativen Fabrikanten vorauszuſetzen, aus den Arbeitern, die ſo viel Gährungsſtoff in ſich verbergen, in andern Ländern bisher ſo gerne bereit waren, einer jeden ausbrechenden Bewegung ſich anzuſchließen, unterthänige Staatsbürger, ergebene Soldaten herangebildet werden. Aber wie dann, wenn man der Bewegung nicht mehr Herr bliebe, wenn der ergangene Ruf überall widerhallte, wenn Männer mit dem entſchiedenen Willen, in der That zum Wohle der Arbeiter zu wirken, ſich der Angelegenheit annähmen; dann müſſe nothwendig eine Macht neben der Büreaukratie ſich erheben, welche dieſer den Untergang zu bereiten drohe — dies war die Befürchtung, die aber erſt dann eintrat, als man ſah, daß der deutſche Michel die Sache ernſt genommen, und an vielen Orten entſchieden Hand an's Werk gelegt wurde. Vielleicht konnte gar Mancher die Vereine zu politiſchen Zwecke benutzen wollen. (!!) Es blieb nichts Anderes übrig, als den Verſuch zu machen, die ganze Angelegenheit im Keime zu erſticken. Ob dies gelingen wird, ob ſich eine angeregte Begeiſterung, zumal, wenn ſie den Hauptrichtungen der jetzigen Zeit entſpricht, ungeſtraft wieder beſchwichtigen laſſe, iſt die Frage, welche die nächſte Zeit zu löſen hat. —

Auch die Fabrikanten waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für das Wohl ihrer Arbeiter etwas geſchehen müſſe; drohend ſtand das Beiſpiel Schleſiens vor ihren Augen; vielleicht mögen ſogar Einzelne unter ihnen wirklich gerührt geweſen ſein (?) von dem großen Elende, das unter denen herrſcht, welche die ſchönſten Erzeugniſſe der Induſtrie ſchaffen. Sie ergriffen die Initiative, damit nicht vielleicht Andere oder gar die Arbeiter ſelbſt eine Verbeſſerung des Looſes der Letztern verlangten. Aber ſie wollten das Maß der Verbeſſerung ſtrenge beſtimmen, ja nicht zuviel gewähren, weil dies gefährlich geweſen

wäre. Das Intereſſe der Fabrikanten gebot daher, ihre Arbeiter in einen ſolchen materiellen Zuſtand zu verſetzen, daß ſie nicht genöthigt wären, um überhaupt leben zu können, ihre Fabrikherrn zu beſtehlen. Ruhe, Unterwürfigkeit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ergebenheit gegen den Fabrikherrn und ſein Haus, das ſind die Tugenden, welche den Arbeiter in den Augen des Fabrikanten vor Allem zieren. Sparkaſſen, Prämienkaſſen, Penſionsfonds für Arbeiter, die eine lange Reihe von Jahren bei demſelben Fabrikanten in Arbeit geblieben waren, das ſchienen den Fabrikanten die geeignetſten Mittel, die erwähnten Zwecke zu erreichen. Sie hatten nebenbei den Vortheil, das Intereſſe der Arbeiter mehr an das des Fabrikanten zu knüpfen; denn der Letztere war Inhaber aller Kaſſen, von ihm hing es ab, einzelne Vortheile, die abſichtlich bei dieſen Einrichtungen gewährt wurden, den ihm ergebenſten Arbeitern zukommen zu laſſen, er hatte ſie, da er ihre Erſparniſſe verwahrte, immer in Händen und wenn ein Unglücksfall eintrat, Krankheit ausbrach u. ſ. w., dann hatte der Arbeiter ſich etwas erſpart, um ſich ſelbſt zu helfen, es beſtand eine von den Arbeitern ſelbſt unterhaltene Unterſtützungskaſſe, welche helfend eintreten konnte, der Fabrikant war aller ſeiner Verpflichtungen entbunden, er hatte ſo väterlich für ſeine Untergebenen geſorgt, indem er ihnen Sparkaſſe, Unterſtützungskaſſe u. ſ. w. einrichtete, warum hatten ſie keinen Gebrauch davon gemacht, ſtatt den Sonntag dem Gebete zu weihen und Gott dafür zu danken, daß er ihnen einen ſo ſorgſamen Herrn gegeben, Branntwein getrunken, vielleicht ſich ſogar daran berauſcht, um das Elend zu vergeſſen, in dem ſie mit ihren Familien ſchmachteten, und einen Erſatz gegen die harte Behandlung zu ſuchen, die bei dem kümmerlichſten Lohne ihr väterlich ſorgender Fabrikherr ihnen die ganze Woche angedeihen ließ. Wenn aber die Vereine mehr wollten, wenn die Preſſe das richtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Lohn, Arbeit und Genuß von allen Seiten beleuchtete, wenn man als Zweck des Vereins aufſtellte, in Wirklichkeit Wohlſtand und Bildung unter allen Menſchen zu verbreiten, dann war freilich zu fürchten, daß die Arbeiter einſehen lernten, die ganze väterliche Sorgſamkeit

ihres Herrn sei blos ein Deckmantel seines heuchlerischen Eigennutzes, dann würden sie vielleicht verlangt haben, daß Arbeit und Lohn in einem richtigeren Verhältnisse stehen müsse, so daß sie nicht an den Gränzen des Hungertodes schwebten, während ihr Herr in wenigen Jahren viele Tausende erwarb; ja sie würden vielleicht dahinter gekommen sein, daß das größte Fabrikgeheimniß das sei, um die Erzeugnisse so wohlfeil, wie möglich herzustellen, die Arbeiter, d. h. die Producenten, soviel wie möglich zu drücken, ihren Lohn auf das Minimum zu reduciren und auf der andern Seite die Erzeugnisse so theuer wie möglich an den Consumenten, d. h. der Mehrzahl nach wieder die armen, arbeitenden Volksklassen abzusetzen. — Und so ging das Heer der Befürchtungen weiter, bis sie schon die Arbeiter zusammengerottet in offener Rebellion auftreten sahen.

Lieber Nichts, als zu viel, war die Parole der Fabrikanten. Sollten die Vereine mehr, als die oben erwähnten Einrichtungen beabsichtigen, wozu höchstens noch eine Schule hinzuzufügen sei, in der den Fabrikkindern die auseinandergesetzten Tugenden, der Gehorsam gegen Fabrikherr und Staat gelehrt, und sie mit Gott für König und Vaterland erzogen würden, so war dies vom Argen; es waren Aufwiegler, Communisten u. s. w., die mehr verlangten, es war das größte Verbrechen gegen Gott, König und Vaterland, eine Sucht nach Ansprüchen auf ein menschliches Leben bei den Arbeitern zu erwecken. Die Vereine mußten daher in jene Gränzen verwiesen werden oder gar nicht bestehen, darin stimmten die Fabrikanten ganz natürlich mit der Regierung überein. —

Wir kommen zur Geistlichkeit und was mit ihr zusammenhängt, den Pietisten, Ultramontanen, Frommen und wie sie immer heißen mögen. Einer der Hauptführer dieser Partei soll auf dem soeben vollendeten Rheinischen Landtage bei Gelegenheit eines Antrages um eine reichsständische Verfassung geäußert haben, daß alles Unglück der modernen Zeit einzig von der beklagenswerthen Vermischung und Verschmelzung der Stände herrühre, es werde den modernen Staaten nicht eher Glück blühen, bis sie die scharfe Trennung der Kasten wieder hergestellt hätten, bis der

Drang nach Gleichheit, der unvertilgbar in jeder Menſchenbruſt ruhe, wieder wie ehemals einzig in der Religion ſeine Befriedigung finde und keine Anſprüche an Verwirklichung im ſtaatlichen Leben mehr erhebe. Die Religion ſei die Zuflucht aller Betrübten und irdiſch Mangelleidenden. Nur in der Idee des Jenſeits ſei für die größte Maſſe der Menſchen Glück und Troſt zu finden — hienieden müſſe und werde das Leben für dieſe Maſſen ſtets ein Kampf mit Noth und Entbehrung bleiben. Was der Redner hier in Bezug auf die Fortſchritte des ſtaatlichen Lebens bemerkt, dies iſt die Anſicht jener ganzen Partei auch über die Veränderungen in den geſellſchaftlichen Zuſtänden. Wollen die Vereine das Loos der arbeitenden Volksklaſſen in materieller Hinſicht verbeſſern, ſo verſperren ſie ihnen die Ausſicht auf den Himmel; denn nur durch Noth und Entbehrung führt der Weg dorthin. Es muß der chriſtlichen Wohlthätigkeit überlaſſen bleiben, die Armen vor dem Verhungern zu ſchützen; denn Werke der Barmherzigkeit zu üben, iſt eines der Mittel, durch welche die Reichen zum Himmel gelangen; die natürlichen Ausſpender der chriſtlichen Wohlthätigkeit ſind aber nur die Geiſtlichen und Frommen, denn ſie allein wiſſen zu beurtheilen, welche Armen durch einen gottesfürchtigen, frommen Lebenswandel der Unterſtützung würdig ſind; dieſe auch den Uebrigen zukommen zu laſſen, wäre ein Verbrechen; denn nur die größere Noth, die härteren Prüfungen ſind geeignet, ſie zu einem Gott gefälligeren Lebenswandel zurückzuführen. In dieſer Hinſicht bedarf es alſo keiner Vereine, wollen Letztere ſogar eine gleiche Berechtigung aller Menſchen an den Genüſſen der irdiſchen Güter aufſtellen, ſo führen ſie den Menſchen von dem Pfade der Religion ab; denn eine Gleichheit beſteht nur jenſeits im Himmel und auch da nur eine Gleichheit der Auserwählten, die Uebrigen ſind zum hölliſchen Feuer verdammt. Wohl aber bedarf es Vereine, welche die Herbeiführung einer größeren Religioſität bezwecken u. ſ. w.

Was daher durch Vereine bewirkt werden kann, leiſten vollkommen die Guſtav-Adolphs-, Karl-Borromäus- und andere Vereine. Führt die Armen in die Kirche, dort iſt das Heil für ſie zu finden, da iſt die Bildung zu erlangen, deren ſie bedürfen. —

Und nun die liberale Bourgeoiſie, die Conſtitutionsmänner, Partiſane des politiſchen Fortſchrittes, der freien Concurrenz, die Männer des ſtarren Rechtes und Geſetzes mit ihrem Anhang, die Deputirten, Advocaten, Krämer, Capitaliſten u. ſ. w. Welche ſind ihre Anſichten über die Vereine? Seitdem die freie Concurrenz eingeführt iſt, ſeitdem die Gleichheit in Bezug auf den Betrieb der Gewerbe und aller Geſchäfte dem Rechte nach feſtgeſtellt iſt, bedarf es nichts Weiteres, um den Armen materiell aufzuhelfen. Sie haben ja das Recht, zu handeln, wie die Anderen auch, ſelbſtſtändig jedes Geſchäft zu betreiben, was ihnen nur beliebt; dies iſt der Weg zum Wohlſtande.. Der Arme kann mitkämpfen in jenem beſtändigen Kampfe der freien Concurrenz, unterliegt er, ſo iſt es ſeine Schuld und deſto beſſer für den, welcher ſiegt; Jener kann den Kampf auf's Neue verſuchen. Das Recht der individuellen Freiheit, das Recht, zu thun und laſſen, was ein Jeder will, mithin auch ſeine Mitmenſchen zu eigenen Vortheilen zu benutzen und zu mißbrauchen, ſo viel es dieſe ſich nur immer gefallen laſſen, iſt eins der heiligſten Menſchenrechte. Es iſt ja der freie Wille eines jeden, ſich unterdrücken zu laſſen u. ſ. w., das ſind die Redensarten, die unſere Liberalen bekanntlich im Munde führen. Da freie Concurrenz beſteht, bedarf es mithin keiner Vereine für die arbeitenden Volksklaſſen; die Unterdrückten haben ihre Unterjochung ſelbſt verſchuldet, ſie können ſich ſelbſt von jenem Drucke befreien, denn ſie haben das Recht dazu. Ihnen die materiellen Mittel ſchaffen zu wollen, das ihnen zuſtehende Recht benutzen d. h. ein ſelbſtſtändiges Geſchäft betreiben zu können, wäre Unrecht; denn es beſteht freie Concurrenz, auch der Capitaliſt, auch das Geld ſelbſt hat ſeine Rechte, die müſſen ebenfalls geachtet werden. Sollen gar Einrichtungen getroffen werden, welche dem Armen die Vortheile gewähren, welche dem Reichen durch ſein Geld dargeboten ſind, welche Jenen von dem ſchweren Drucke der Kummerlaſt emancipiren, die von ſeiner Armuth, d. h. von dem Umſtande, daß er nur in den kleinſten Quantitäten ſeine Bedürfniſſe einkaufen kann und, um überhaupt leben zu können, zu jedem Preiſe ſeine Arbeit und ſeine Arbeitserzeugniſſe hingeben muß, ſo wäre dies das größte Unrecht, der

größte Eingriff in die freie Concurrenz; denn das Verbrechen des Armen iſt es ja gerade, daß er kein Geld hat, und daraus Nutzen zu ziehen, iſt ein Recht desjenigen, der mit größerem Capital ausgerüſtet iſt. Das Capital iſt ja vor Allem berechtigt; wer ſeine Macht zu brechen ſucht, handelt unrecht, ungeſetzlich, iſt ein Gleichheitler, ein Communiſt u. ſ. w. Aber dennoch haben in den Augen jener Herren die Vereine manches Gute. Einestheils iſt es von jeher als eine Verpflichtung, vielleicht als eine Schutzwehr der Reichen betrachtet worden, die Armen nicht verhungern zu laſſen. Bewirken die Vereine dies, ſo haben ſie ihre Pflicht gethan, retten ſie dieſe ſo weit, daß ſie nicht thatſächlich genöthigt ſind, gewaltſam in das Eigenthum der Reichen einzugreifen, ſo ſind ſie ein treffliches Mittel zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit. Eine Einrichtung nach dem Muſter der engliſchen Work-houses wäre in dieſem Sinne das Ideal der Wirkſamkeit der Vereine. Anderntheils ſind ſolche Vereine auch vielleicht ein herrlicher Tummelplatz politiſcher Leidenſchaften, zumal in einem Lande, wo es ſo wenig Gelegenheit zur Aeußerung gibt. Politiſcher Fortſchritt iſt es, was vor Allem Noth thut, d. h. jener politiſche Fortſchritt, der die Gewalt in die Hände der Bourgeoiſie legt. Aber eine Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe der unteren (das iſt der eigentliche Ausdruck jener Herren) Volksklaſſen herbeizuführen, wäre gefährlich; denn wer kein Eigenthum hat, kann auch keinen Anſpruch darauf machen, mitſprechen zu wollen bei der Geſetzgebung und Verwaltung des Landes. Er hat ja das Recht, Geld zu erwerben, und mit dem Gelde kommen auch die Erweiterungen der Rechtsbegriffe von ſelbſt. Eine Aenderung der Rechtsbegriffe derjenigen, die noch kein Geld haben, würde ſtatt einer Verbeſſerung eine Verſchlimmerung ihres Zuſtandes herbeiführen. Wenn die Rechtsbegriffe der Beſitzloſen geändert würden, ſo könnten ſie auch einmal auf den Gedanken kommen, daß das beſtehende ſogenannte Recht doch im Grunde ein Unrecht ſei, daß ihnen mit politiſchen Reformen Nichts genützt würde, daß es beſſer ſei, ſtatt deſſen Reformen der geſellſchaftlichen Zuſtände herbeizuführen, welche ſie in Wirklichkeit an den Genüſſen eines menſchlichen Lebens Antheil

nehmen laſſen, während ſie jetzt nur dem Rechte nach Anſprüche daran haben, Anſprüche die in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden.

Wenn ſich daher unſere Liberalen gerne mit den Beſitzloſen verbänden, um ſie gegen die Regierung zu politiſchen Zwecken zu benutzen, eben ſo ſchnell ſind ſie bei der Hand, ſich mit der Regierung zu verbinden, wenn ſie befürchten, die Beſitzloſen begnügten ſich nicht mit ihren politiſchen Scheinfortſchritten. Sie denunciren dann mit den gräßlichſten Schilderungen diejenigen, denen es Ernſt iſt, wirklich für die Beſitzloſen etwas zu thun. —

Die Hoffnungen, welche die ſogenannten arbeitenden Klaſſen ſelbſt hegen, ſind allerdings ſehr verſchiedene, oft auch ſehr verkehrte. Viele ſind unter ihnen, welche von denſelben Anſichten beſeelt ſind, wie unſere liberalen Bourgeois, die bereits ſchon beſitzen und zu conſerviren ſtreben, was jene erſt durch die Vereine zu erlangen hoffen, um, ſobald dies geſchehen, auch wieder als ächter Bourgeois auftreten und handeln zu können. Im Allgemeinen ſchlummert aber in dem ſo ſehr verwahrloſ'ten Proletariate mehr richtiger Sinn über die großen Zeitfragen und deren zukünftige Löſung, als ſich unſer Bourgeoiſie träumen läßt. Das Proletariat beginnt, ſich bewußt zu werden, welche große Kluft zwiſchen Beſitzern und Nichtbeſitzern beſteht und daß jene Kluft nicht dadurch an Gefahren für beide Theile verliert, daß man Brücken darüber bauet, um die Möglichkeit, von der einen Seite nach der andern zu kommen, zu geſtatten, ſondern erſt dadurch, daß man ſie ſo viel als möglich auszufüllen ſucht, daß man den ganzen Plunder der ſocialen Uebelſtände hineinwirft und daß man dadurch beide Theile befähigt, vollkommen vereint ein wahrhaft menſchliches Leben zu führen, welches jetzt ſowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite unmöglich iſt. Daß den meiſten durch Hunger und Kälte ſeit lange her gemordeten Proletariern eine Abhülfe ihrer materiellen Lage als das Dringendſte erſcheint, mag wohl leicht zu erklären ſein; noch weniger auffallend iſt es, daß ſie die Reichen als die zugleich Glücklichen betrachten und deswegen häufig in Bezug auf die Anſprüche zur Abhülfe der materiellen Noth Mißgriffe thun und in dieſer Beziehung theilweiſe Anſprüche er-

heben, die ſolche Vereine nicht zu befriedigen im Stande ſein können. Auf der anderen Seite befürchten die Proletarier aber, daß, je nachdem die Grundſätze der Vereine feſtgeſtellt und gewiſſe Einrichtungen in's Leben geführt würden, eine größere Bevormundung ihres ganzen Handelns und aller ihrer Verhältniſſe daraus entſtehen möchte, daß dann aber ſtatt einer Verbeſſerung ihrer Lage eine Verſchlimmerung daraus hervorgehen würde. — Was hoffen endlich wir, welche von dem Grundſatze durchdrungen ſind, daß jeder Menſch einen Theil der Schuld an den beſtehenden geſellſchaftlichen Mißſtänden trage, mithin auch verantwortlich für die Herbeiführung beſſerer Verhältniſſe ſei; die wir die gegenſeitige Verbindlichkeit aller Menſchen, geiſtig und leiblich einander zu helfen, als oberſten Grundſatz aufſtellen? Wir ſind überzeugt, daß die projectirten Vereine es nicht vermögen werden, radicale Mittel zur Herbeiführung eines vernünftigen geſellſchaftlichen Zuſtandes in's Leben treten zu laſſen, aber wir erwarten auf der anderen Seite, daß auch Palliativmittel ſchon immer etwas nützen, daß namentlich dadurch die Macht der Aſſociation beſſer erkannt wird; daß durch den Vereinsverkehr zwiſchen Bemittelten und Unbemittelten die beſtehenden Zuſtände klarer an den Tag kommen und das Material geſchaffen wird, über die Vortheile und Uebelſtände, welche dieſe für alle Menſchen haben, ein genügendes Urtheil zu fällen u. ſ. f. Sie hofften daher, daß die Vereine, auf die richtigen Grundlagen geſtellt und von den rechten Männern geleitet, dazu beitragen möchten, auf friedlichem Wege die großen Fragen der Gegenwart zu löſen.

Wir gehen nun kurz zu der Verhandlung und zur Geſchichte des Allgemeinen Hülfs- und Bildungs-Vereins zu Köln über, welche in mancher Hinſicht die Beweiſe zu dem oben Angeführten liefern wird. —

Durch eine von keinem Einzelnen und keinem Comite unterſchriebene Zeitungsankündigung war die Einladung zu einer allgemeinen Verſammlung für die Gründung eines ſolchen Vereins auf den 10. November 1844 erfolgt. Die Verſammlung ſelbſt wurde ſehr zahlreich beſucht und die Discuſſionen in derſelben

neben rein principieller Natur. Sie waren dadurch hervorgerufen worden, daß man vorschlug, die Tendenz des Vereins dadurch klar hinzustellen, daß der Name des Vereins zugleich definitiv festgesetzt werde, da der Name nothwendig der Tendenz entsprechen müsse, welche der Majorität am meisten zusage. Gleich beim Beginn der Diskussion über den Namen bemerkte der Vorsitzende, Herr Advocat-Anwalt Compes, daß die Aufgabe des Vereins in jeder Hinsicht allgemein gefaßt werden müsse. Der Verein habe daher den Kreis seiner Wirksamkeit möglichst weit zu greifen, in dem Mittelpunkte dieses Kreises müsse sich Alles, was für das Wohl der arbeitenden Klassen zu thun sei, vereinigen lassen; die Noth sei eine materielle und eine geistige, sie walte in allen Klassen der Gesellschaft wieder, daher die Hülfe gewissermaßen eine gegenseitige sein müsse; er glaube, daß die Vereine sich den Zweck zu setzen haben, den gesellschaftlichen Zustand durch alle Mittel zu verbessern, die sich bereits bewährt haben und sich in der Folge noch bewähren mögen. Noch entschiedener sprach Herr Lehrer Jung diese Grundsätze aus, indem er den Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vorschlug. Der Name: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klasse", sagte er, sei falsch, beleidigend und unpraktisch; falsch, weil wir Alle arbeiten und daher kein Verein von Müssiggängern für die Fleißigen bevormundigt werde; beleidigend, weil er eine schützende und eine beschützte, patronisirte Klasse voraussetze, mithin Standesunterschiede zwischen Armen und Reichen mache; es könne sich aber nicht darum handeln, den sogenannten höheren Klassen den Beruf zu vindiciren, die sogenannten niederen Klassen sittlich zu heben, zumal da jene keineswegs an Sittlichkeit höher ständen, als diese, wovon die tägliche Erfahrung oft genug Beispiele zeige; unpraktisch endlich, weil nur in gemeinschaftlichem, gleich berechtigten Zusammenwirken aller Menschen, ohne Bewußtsein ihrer chimärischen Gränzmauern, das Selbstgefühl und mithin auch die Thatkraft der von der Ungerechtigkeit des Schicksals Niedergebeugten erweckt werden könne. Er schlage deshalb den Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" vor; denn gegenseitig müsse das Wirken der Vereine sein, da die Gegenseitigkeit in des

Menſchen Natur liege und nur durch die Geſchichte verfälſcht worden ſei, und wer da meine, die Beſitzloſen könnten den Beſitzenden Nichts bieten, den mache er darauf aufmerkſam, daß die Iſolirtheit der Beſitzenden in dem Streben nach Freiheit und Bildung die einzige Urſache der Unvollkommenheit und des geringen Fortſchrittes in dieſen Gebieten ſeie; würden die Vereine tüchtig gewirkt haben, dann könne kein Zweifel mehr ſein, daß z. B. das Bedürfniß nach Preßfreiheit ſich überall fühlbar gemacht haben würde und ihre Gewährung nicht länger hinzuhalten ſei. — Die Verſammlung war von nun an entſchieden in zwei Anſichten getheilt, die Einen verlangten, baſirend auch die Gleichheit aller Menſchen, den Namen „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein", die Anderen, baſirend auf eine Scheidung in Klaſſen, den Namen „Verein zum Wohle der arbeitenden Klaſſen". Der erſtere Name fand die meiſte und zugleich die entſchiedenſt ausgeſprochene Vertheidigung und den allgemeinſten Beifall. Von allen Seiten erhob man ſich, um ſeine Zuſtimmung dazu zu erkennen zu geben. Der Verein ſei gerade berufen, bemerkte Herr Bergenroth, die große Kluft zwiſchen den ſogenannten verſchiedenen Volksklaſſen auszugleichen, es wäre daher ganz ſeiner Beſtimmung entgegen, wenn man eine Eintheilung in verſchiedene Klaſſen durch den Namen zugebe. Es ſei durchaus nothwendig, die Grundſätze der gegenſeitigen Verbindlichkeit für den Verein feſtzuſtellen, äußerte Dr. D'Eſter; denn Jeder einzeln, welche Stellung er auch immer in der Geſellſchaft einnähme, trage mit die Schuld an der ſchlechten Geſtaltung der jetzigen Geſellſchaft, er ſei dafür verantwortlich und verpflichtet, für die Herbeiführung einer beſſeren Geſtaltung in der Geſellſchaft thätig zu wirken; ein Jeder ſei berechtigt, von der ganzen Geſellſchaft Arbeit und Genuß zu fordern, wie er auch verpflichtet ſei, durch ſeine Arbeit der Geſellſchaft nach Kräften zu nützen. Es müſſe der Zweck des Vereins ſein, daß die menſchliche Entwickelung Alle umfaſſe und ihre leider noch beſtehende Ausſchließlichkeit, wodurch ſie in jeder Hinſicht unvollkommen bleibe, verliere. Es gelte, den Grundſatz klar und deutlich aufzuſtellen, damit man wiſſe, wonach man ſtreben müſſe; wenn auch die zur Erreichung des Vereinszweckes

zu bestimmenden Mittel nicht geeignet seien, das Ideal jenes Grundsatzes sofort zu verwirklichen, so wisse man doch, nach welcher Richtung ihre Wirksamkeit sich erstrecken müsse, man würde sich dann in der Wahl der Mittel nicht vergreifen, sie könnten höchstens vielleicht nicht fördern, würden aber, sobald der Hauptgrundsatz feststehe, keineswegs die fernere Entwickelung der ganzen Angelegenheit hemmen.

Die Gegner dieser Ansicht wagten es nicht, ihre grundsätzliche Verschiedenheit zu erkennen zu geben, sondern brachten für die Benennung „Verein zum Wohl der arbeitenden Klassen" nur Zweckmäßigkeitsgründe, Aengstlichkeit in Betreff der etwa nicht zu erlangenden Genehmigung des Vereins von Seiten der Regierung vor. Ein Redner, Herr L. Camphausen, der liberale Deputirte der Stadt Köln auf dem Rheinischen Landtage, verwahrte sich sogar feierlich in Bezug auf das von Herrn Jung Gesagte gegen alle politischen Tendenzen, indem er eine solche Tendenz dem Herrn Jung vorwarf, der ja doch nur gesagt hatte, daß auch für die Politiker, d. h. Herrn Camphausen und Genossen, zwischen Besitzer und Nichtbesitzer eine gegenseitige Hülfsleistung und Unterstützung bestehe. Als von dieser Seite unendlich viel von verschiedenen Volksklassen gesprochen wurde, bemerkte ein Handwerker, Herr Schützendorf, daß es allerdings zwei verschiedene Klassen gäbe, eine schaffende, nützliche, wozu Alle zu rechnen seien, welche, sei es mit der Hand oder dem Kopfe, arbeiteten, und eine müßige, lästige, welche Nichts thue, nur von der Arbeit der ersteren zehre und dieser hemmend in den Weg trete. —

Trotz alles Läugnens einer grundsätzlichen Verschiedenheit von Seiten der Klassenmänner entwickelte Herr Assessor Bürgers diese Verschiedenheit sehr klar und schloß damit, daß der Rheinländer noch um so mehr Ursache habe, eine Gleichstellung in diesen Dingen zu verlangen, da auch seine Rechtsinstitutionen auf dem Grundsatze der Gleichheit beruhten. Es scheine ihm daher bei der Verschiedenheit der Ansichten der Versammlung dringend nöthig festzusetzen, welcher Grundsatz der der Majorität sei und welche Tendenz dem Verein gegeben werden solle. Da die Klassen-

männer einsahen, daß sie bei der ganzen Haltung der Versammlung, bei einer definitiven Feststellung des Namens des Vereins durchfallen würden, suchten sie darzuthun, daß, nachdem die Versammlung ihre Ansichten ausgesprochen habe, es nur Sache eines zu wählenden Comite's sei, den Statutenentwurf abzufassen und die geeigneten Vorschläge für die Benennung des Vereins zu machen. Sie beantragten daher, die Festsetzung des Namens in der gegenwärtigen Versammlung nicht vorzunehmen. Der Antrag ging mit einer geringen Majorität durch.

Die nun erfolgte Wahl eines Comite's von zwölf Personen zur Abfassung des Statutenentwurfs, wozu auch Vorschläge für die Benennung des Vereins gehörten, bekundete deutlich, welcher Name die Majorität für sich habe, da der größte Theil der Gewählten aus den entschiedensten Anhängern des Namens „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" bestand.

In der Versammlung hatten die Beamten und Bourgeois es nicht gewagt, ihre Ansichten offen auszusprechen und ihren Gegnern grundsätzlich zu opponiren; desto größere Gelegenheit ward der Thätigkeit ihrer Opposition in den folgenden Tagen auf dem Felde der heimlichen und offenen Intrigue gegeben. Nicht allein die ganze Angelegenheit, auch die Personen wurden verdächtigt, die an der Spitze des Comite's standen, und ihnen alle möglichen anderweitigen Tendenzen unterschoben. Beamte, Fabrikanten, Geistliche, Bourgeois, Liberale stimmten vereint ein Klagelied an. Die einige Tage später erfolgende Anwesenheit des Herrn Finanzministers Flottwell gab die beste Gelegenheit, den Denunciationen Luft zu machen. Die Censur trat als treue Beschützerin auf, verhinderte den Druck eines Berichtes und des vollständigen Protocolles in der Kölnischen-Zeitung, ließ die gehässigsten Denunciationen gegen den Präsidenten und Protocollführer der Versammlung, dem man wegen der Nichtveröffentlichung dieser Actenstücke allerlei schändliche Absichten unterschob, passiren und strich die einfache Erklärung dieser Herren, „daß die Veröffentlichung eines Berichtes über die Versammlung und des Protocolles derselben auf Hindernisse gestoßen sei, welche zu beseitigen nicht in ihrer Macht gelegen habe," weil es ungeeignet

ſei, Cenſurlücken anzudeuten. Die Fabrikanten klagten, daß die Arbeiter in der Gründung der Vereine den Beginn einer glücklichen Zukunft ſähen, daß ſie ſogar mit der Zeitung in der Hand auf die Fabrik kämen; die ganze Sache ſei unnöthig, da Arbeit und Verdienſt in Hülle und Fülle vorhanden ſei, und dergleichen Dinge mehr, die ſolche Leute im eigenen Intereſſe immer vorbringen. Man ſprach ſogar davon, einen Verein zum Schutze des Eigenthums zu gründen, um den Tendenzen des andern Vereins entgegenzutreten. Kein Wunder, daß die ängſtliche Regierung ſich genöthigt glaubte, einzuſchreiten, den Statuten-Entwurf, von dem man die gräßlichſten Dinge glaubte, einforderte, um nach Umſtänden von der Natur deſſelben die Genehmigung zu einer zweiten Verſammlung abhängig zu machen. Damit war wenigſtens Zeit gewonnen, einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen, da die zweite Verſammlung ſchon nach 14 Tagen ſtattfinden ſollte.

Das Comite hatte unterdeſſen die Ausarbeitung des Statuten-Entwurfes begonnen. Bei ſeiner erſten Zuſammenkunft legte ein Mitglied einen Statuten-Entwurf vor, der weſentlich derſelbe war, wie er ſpäter veröffentlicht wurde und der den Beifall der Mehrzahl der Comite-Mitglieder erhielt. Herr L. Camphauſen wünſchte, daß ſofort über den Namen des Vereins discutirt würde und erklärte nachher, keinen Theil mehr an den Geſchäften des Comite's nehmen zu können, als der Name „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein“ die Zuſtimmung der Majorität erhielt. Er gab die Motive ſeines Austrittes ſchriftlich zu Protocoll. Wir laſſen ſie hier folgen, weil ſie in vielen Beziehungen von Intereſſe ſind.

„So wie in der erſten Verſammlung ſofort die Discuſſion auf den Namen des zu ſtiftenden Vereins hingelenkt worden iſt, ſo wird auch das Comite nöthig finden, mit der Fortſetzung der Erörterung über die Benennung ſein Geſchäft zu beginnen. Es iſt dies vorzüglich deshalb nöthig, weil in jener Verſammlung, der ein Vorſchlag über irgend eine ſpecielle, dem Verein zu ſtellende Aufgabe nicht vorgelegt worden iſt, die Beſprechung über deſſen Aufgabe im Allgemeinen eine Deutung zugelaſſen hat, welche die Bildung und Ausbreitung des Vereins hemmen könnte.“

„Wenn es gelingt, den Zuſtand der arbeitenden Klaſſen in materieller, ſittlicher und geiſtiger Beziehung zu verbeſſern, ſo wird davon auch eine Erweiterung und Aufklärung der Rechtsbegriffe, alſo ein erheblicher, politiſcher Fortſchritt die Folge ſein. Die Folge wird eintreten, wenn der Verein ſeinen Zweck erreicht. Dieſer Zweck aber, die Verbeſſerung des Zuſtandes der ärmeren Klaſſen, iſt eine ſelbſtſtändige Aufgabe, und wenn man zu derſelben die unmittelbare Einwirkung auf die Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe zählen, oder gar mit einer ſolchen Einwirkung beginnen wollte, ſo würde man mit dem Ende anfangen, und wahrſcheinlich ſtatt einer Verbeſſerung eine Verſchlimmerung des Zuſtandes der ärmeren Klaſſen herbeiführen. Die Abhülfe wirklich beſtehender Noth, wirklich beſtehenden Elendes, die Beförderung des materiellen Wohls iſt unſtreitig die Grundlage, welche gewonnen werden muß, um von ihr aus weiter zu bauen.“

„Es hat nun, ob mit Grund oder Ungrund will ich nicht unterſuchen, die ſonntägige Verſammlung auf Manche den Eindruck gemacht, daß ſie geeignet geweſen ſei, die arbeitenden Klaſſen zu erhöhten Anſprüchen anzuregen (sic!), ſie mit ihrem Zuſtande unzufriedener (sic!), zur Arbeit unwilliger zu machen, und ſtatt ihnen die Befriedigung vorhandener Bedürfniſſe zu verheißen, neue Bedürfniſſe (oh!) bei ihnen zu erwecken.“

„Mir ſcheint es dringend, daß das Comite ſofort verſuche, dieſen Eindruck, der ſicher Fortpflanzung nach außen gefunden hat, zu verwiſchen, damit die Bildung des Vereins nicht auf Hinderniſſe ſtoße, und damit die möglichſt allgemeine Theilnahme an demſelben befördert werde. Das Mittel dazu iſt einfach: Gewöhnlich pflegen die Parteien beſtimmte Namen oder Bezeichnungsformen anzunehmen, obwohl ſelten die Worte, welche die Bezeichnung enthalten, zugleich den die Partei charakteriſirenden Begriff wieder geben. In ähnlicher Weiſe haben ſich in der ſonntägigen Verſammlung die Vorſtellungen an Worte angeſchloſſen, welche ſie keineswegs ausdrückten, die aber nunmehr den Anhaltpunkt für zwei Richtungen bilden mögen. Dieſe Worte ſind einerſeits: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen“ und andererſeits „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungsverein.“ — Ich würde nicht das geringſte Bedenken dabei finden, die Bezeichnung „arbeitende Klaſſen“ durch eine andere zu erſetzen, welche mit größerer Beſtimmtheit ausdrücken würde, daß von denjenigen Mitbürgern die Rede ſein ſoll, welche, auf den Lohn für ihrer Hände Arbeit angewieſen, häufig mit Entbehrung und Mangel zu kämpfen haben. Noch weniger Bedenken kann es mir erregen, das Wort „arbeitende Klaſ-

sen" zu gebrauchen, weil daſſelbe hinlänglich bezeichnend iſt, und nichts enthält, was der Geltung der damit Bezeichneten als Menſchen und Staatsbürger zu nahe träte, nicht einmal etwas, worin ein Maßſtab für ihren Werth als Menſchen und Bürger gefunden werden könnte. Dagegen ſcheint es mir ſehr bedenklich, bei der Stiftung eines Vereins zum Wohle der Geſellſchaftsmitglieder, die ſich vorzugsweiſe durch ihrer Hände Arbeit ernähren, Anſtoß daran zu nehmen, daß der Arbeiter ein Arbeiter genannt werde. Von anderer Seite iſt auch gegen das Wort „Hülfs- und Bildungsverein" nichts zu erinnern, weil unzweifelhaft der Verein ſich nicht blos auf das materielle Wohl, ſondern auf die Erziehung und Bildung zu erſtrecken hat. Wegen des Zuſatzes „gegenſeitig" wäre zu bemerken, daß derſelbe unrichtig iſt, inſofern in dem Vereine eine völlige Gegenſeitigkeit nicht eintreten kann, noch wird, hauptſächlich aber, weil der Verein ſeine Wirkſamkeit nicht blos auf die eigenen Mitglieder erſtrecken muß, alſo kein gegenſeitiger Verein ſein wird. — Uebrigens wiederhole ich, daß ich geringes Gewicht darauf lege, den Werth oder Unwerth der beiden vorgeſchlagenen Benennungen zu ermitteln, daß es mir vielmehr nur darauf ankommt, daß das Comite einen für die Vereinsſache nach meiner perſönlichen Anſicht nachtheiligen Eindruck verwiſche. Das ſichere Mittel dafür iſt die Annahme der Benennung: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen," die ich hiermit vorſchlage."

Herr Jung, von dem der Vorſchlag des Namens „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" ausgegangen war, gab hierauf ebenfalls ſeine Meinung ſchriftlich, wie folgt, zu Protocoll, in welcher Erklärung die Anſichten des Herrn Camphauſen hinreichend beleuchtet werden:

„Herr Camphauſen behauptet: Die am Sonntage ſtattgefundenen Beſprechungen über den Vereinszweck hätten einerſeits einen nachtheiligen Eindruck hervorgebracht, der die Ausbreitung des Vereins hemmen, und ſeiner Bildung Hinderniſſe in den Weg ſetzen könnte, andererſeits die Furcht anregt, die arbeitenden Klaſſen könnten zu erhöhten Anſprüchen, Unzufriedenheit ꝛc. veranlaßt, und bei ihnen ſtatt der Verheißung der Befriedigung vorhandener Bedürfniſſe, neue Bedürfniſſe erweckt werden. Herr Camphauſen behauptet alſo nicht, daß der vorgeſchlagene Name: „Gegenſeitiger Hülfs- und Bildungs-Verein" zu den erwähnten Eindrücken und Befürchtungen Veranlaſſung gegeben habe, noch daß er ſie überhaupt geben könnte, es folgt alſo von ſelbſt, daß, wenn der Name nicht der Anlaß der Befürch-

tungen und Mißverständnisse ist, diese auch nicht der Anlaß der Unterdrückung des Namens sein können. — Was diese Befürchtungen selbst betrifft, so vermögen wir sie nicht zu errathen; sollten sie, wie Herr Camphausen es andeutet, in dem Glauben bestehen, man wolle mit der Erweiterung oder Aenderung der Rechtsbegriffe bei den arbeitenden Klassen den Anfang machen, so ist mir wenigstens eine solche Ansicht weder in noch außerhalb der letzten Versammlung zu Ohren gekommen; daß sie in dem Namen: „Gegenseitiger Hülfs- und Bildungsverein" nicht enthalten sei, bedarf nicht im entferntesten des Beweises. — Ebenso wenig wird man diesem vorwerfen können, daß er bei den arbeitenden Klassen die erwähnten Mißverständnisse hervorzurufen im Stande sei; Herr Camphausen müßte denn unter der Unzufriedenheit und den neu erweckten Bedürfnissen der Arbeiter, die Erkenntniß ihres jetzigen unbefriedigenden Zustandes und das Streben nach einer Verbesserung desselben verstehen, welches zu erwecken, zu befördern und seine Realisirung möglich zu machen, meiner Ansicht nach allerdings die vornehmste Aufgabe des Vereins sein muß."

„Wenn man in der Versammlung darüber einig zu sein behauptete, daß die zu gewährende Hülfe nur den Zweck haben könnte, den ohnedieß Hülflosen zur Selbsthülfe zu erstarken, so wird man auch die vollständige Erkenntniß der eigenen Noth und die Sehnsucht nach einem besseren Zustande, als die erste Grundlage der hervorzurufenden Selbstthätigkeit anerkennen müssen." — —

„Gibt es Bedenklichkeiten, die den Tag nicht scheuen, so bringe man sie jetzt bei der Berathung der Statuten vor, man halte uns aber nicht die Furcht und das Uebelwollen derer als Schreckbild vor, die im Dunkeln schleichen und es nicht wagen, ihre Gründe vor das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen." —

„Nach Herrn Camphausen hat sich nun die Furcht, welche die Versammlung erregte, an den Gegensatz der beiden, sonst unschuldigen Namen geknüpft und man verbindet nach ihm damit zweierlei Parteien. Parteien bilden sich natürlich in jeder Versammlung, wo verschiedene Ansichten sich streitend gegenüberstehen. Sollte Herr Camphausen aber noch etwas anderes, fernerliegendes haben ausdrücken wollen, so wäre eine deutlichere Erklärung wünschenswerth gewesen. Es war diese Andeutung um so überflüssiger, als Herr Camphausen nicht etwa eine Vermittelung der streitenden Ansichten vorschlägt, sondern unumwunden für den einen Namen Partei ergreift, so wie ich für den andern. — Es wird sich also immer darum handeln, von welchem Principe die Versammlung ausgehen

will, denn alsdann wird ſie ſich auch einen entſprechenden Namen beilegen müſſen." —

„Will man alſo den ſogenannten arbeitenden Klaſſen helfen von Außen her, ohne ihre eigene Mitwirkung, ſo iſt der Name: „Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" ganz richtig, wie denn auch der ſobenannte Berliner Centralverein ſeine, von der nothleidenden Klaſſe, abgeſonderte Stellung, durch den hohen, ſie factiſch ausſchließenden Jahresbeitrag von 4 Thalern documentirt hat."

„Iſt man aber der Anſicht, daß ſolche Hülfe in dem Meere des Elends wie ein Tropfen ſich verlieren müſſe, und eine wirkliche Beſſerung nur aus der Vereinigung des Elendes und des Wohlſtandes zu gemeinſchaftlichem gleichthätigem Handeln zu erwarten ſei, ſo iſt dieſer Name falſch, weil er theoretiſch das trennt, was man vereinigen und in ſich verſchmelzen will." —

„Der Egoismus aber trennt die Menſchen, die Liebe vereinigt ſie. Wenn aber die Wohlhabenden ſich für die Armen vereinigen ſollten, ſo betrachten ſie dieſelben, als etwas von ihnen Abgeſondertes, ſie beſchenken ſie, aber ſie bedürfen ihrer nicht; es bedarf aber aller Menſchen, um das wahrhaft Menſchliche zu erreichen, und wenn die größere Hälfte der Menſchheit ihre beſten Kräfte im Kampfe mit dem Elende aufreibt, ſo iſt die ganze Menſchheit gehemmt, behindert, ſie iſt krank und nur der Egoismus kann behaupten, ſie ſei trotzdem geſund. — Wenn alſo Herr Camphauſen hier keine Gegenſeitigkeit zu entdecken vermag, ſo iſt es auch nicht zu verwundern, daß die Klaſſeneintheilung der Menſchen ihm kein Bedenken erregen kann, da beides auf demſelben Principe der Iſolirung des Menſchen beruht."

Die Erklärung des Herrn Camphauſen enthält vollkommen die Belege zu dem, was wir oben über die Anſichten und Befürchtungen der liberalen Bourgeoiſie ausgeſprochen haben. Es iſt die Furcht vor erhöhten Anſprüchen des Proletariats, welche das Ganze durchzieht, ohne daß der liberale Herr es wagt, dieſe Furcht auch offen als die ſeinige auszuſprechen, er ſchiebt dem Comite politiſche Reformideen unter, ſpricht von der Nothwendigkeit der Abhülfe wirklicher Noth, wirklichen Elendes, während er nicht umhin kann, die Furcht vor erhöhten Anſprüchen gleich dahinter zu ſetzen, als wenn nicht eben auch ſchon das Recht auf die Abhülfe vorhandenen Elendes ein erhöhter Anſpruch des bis jetzt gänzlich vernachläſſigten Proletariats ſei, warnt vor einer Erweiterung und Umänderung der Rechtsbegriffe der Beſitzloſen,

ohne darauf einzugehen, worin dieſe Umänderung beſtehen würde. Wenn er ſich den Schein gibt, als verſtehe er politiſche darunter, ſo thut er das nur, weil er nicht deutlich ſagen will, was er auf dem Herzen hat; denn in der Hitze der Debatten ſprach er entſchieden ſeine Meinung aus, indem er äußerte, daß vor Allem dahin zu ſtreben ſei, dem Vereine keine communiſtiſche Grundlage zu geben. Da hatte man das ganze Geheimniß des liberalen Herrn, da ſitzen ſeine Befürchtungen.

Deshalb galt es dem Herrn Camphauſen nun, mit der Regierung gemeinſchaftliche Sache zu machen und eine Richtung des Vereines unterdrücken zu helfen, die möglicherweiſe eine Entwickelung unterſtützen könnte, die, Herr Camphauſen mag ſich darüber beruhigen, mit und ohne Vereine ruhig voranſchreitet. — Binnen kurzer Zeit hatte das Comite einen mit der Kölniſchen Zeitung vom 4. December 1844 veröffentlichen Statuten-Entwurf entworfen, um ihn einer neuen Verſammlung vorzulegen. Wir theilen aus dieſem Entwurfe die weſentlichſten §§. mit:

§. 1.

Unter dem Namen: „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein," wird zu Köln ein Verein gegründet, der den Zweck hat, im Wege des gemeinſamen Wirkens im Allgemeinen Wohlſtand und Bildung in einem höheren Grade zu befördern, als dies dem Einzelnen möglich iſt, und insbeſondere der geiſtigen und leiblichen Noth Derjenigen Abhülfe zu verſchaffen, die von ihrer Hände Arbeit leben.

§. 2.

Der Verein hat ſeinen Sitz in Köln und erſtreckt ſich über die Städte Köln und Deutz, ohne jedoch Einrichtungen auszuſchließen, die aus Gründen der Nothwendigkeit oder der Nützlichkeit auf einen größeren Bereich auszudehnen ſind.

Derſelbe wird ſich mit Vereinen ähnlichen Zweckes, namentlich mit dem in Berlin unter dem Namen „Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" geſtifteten, in geeignete Verbindung ſetzen.

§. 3.

Der Verein wird zur Erreichung ſeines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen, welche ſich bereits bewährt haben oder ſich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältniſſen anwendbar und zuläſſig erſcheinen, mit vorzüglicher Berückſichtigung derjenigen Mittel,

welche mehr dahin zielen, das Entſtehen der Noth zu verhüten, als vorhandenes Elend zu beſchwichtigen. — Es wird mit denjenigen Mitteln der Anfang gemacht werden, die in Betracht der Geldkräfte des Vereins am wirkſamſten erſcheinen.

Für die einzelnen Einrichtungen wird nach beſtehenden Vorſchriften die Genehmigung und nach Maßgabe der Nützlichkeit die Mitwirkung der Verwaltungs-Behörden nachgeſucht werden.

§. 4.

Als zweckdienliche Mittel ſtellen ſich unter andern folgende dar:

I. Zur Verbeſſerung des materiellen Zuſtandes.

a) Einrichtungen, durch welche die Wirkungen vorkommender Unglücksfälle durch gegenſeitige Unterſtützung gemildert werden, z. B. die verſchiedenen Arten gegenſeitiger Unterſtützungskaſſen, Kranken- und Sterbeladen ꝛc.;

b) Einrichtungen zur vorſchußweiſen Gewährung von Koſt und Obdach für augenblicklich Arbeitsloſe;

c) Einrichtung zur Auskunft für Solche, die Arbeit ſuchen und Arbeit geben, und zur Vermittelung zwiſchen beiden;

d) Einrichtungen, wodurch der Einzelne durch den Erwerb von Eigenthum Selbſtſtändigkeit erlangt, z. B. Sparkaſſen, Erwerbung von Ländereien und Gebäuden zur billigen Ueberlaſſung an die Arbeiter ꝛc.;

e) Einrichtungen, welche zu einer wohlfeilen und behaglichen Führung des Lebens dienen, z. B. gemeinſchaftliche Speiſe-Anſtalten, Anlage geräumiger und geſunder Wohngebäude, Ankauf von Lebensbedürfniſſen im Großen und Verkauf im Kleinen, beſonders für den Winter ꝛc.;

f) Einrichtungen, um den Arbeitserzeugniſſen unmittelbaren Abſatz an Diejenigen zu verſchaffen, die derſelben bedürfen, z. B. permanente Induſtrie-Hallen, in denen die Arbeits-Erzeugniſſe wie die Lebensmittel auf den Märkten verkauft werden ꝛc.;

g) Einrichtungen, welche es dem beſitzloſen Arbeiter möglich machen, den Kampf der Concurrenz mit der Macht des Capitals zu beſtehen, z. B. Creditkaſſen, welche ſowohl auf zu fertigende wie gefertigte Arbeit Vorſchüſſe leiſten, Anſtalten zur Beſchaffung des Materials und der Werkzeuge zur Arbeit, Vereinigung einzelner Arbeiter zu einem Geſchäfte ꝛc.

II. Zur Ausbildung.

a) Einrichtungen, wodurch der wohlthätige Einfluß des unmittelbaren Verkehrs von Menſchen aller geſellſchaftlichen Stellungen und Berufsgeſchäfte ſich wirkſam zeigen kann;

b) Einrichtungen, welche unmittelbar zur Ausbildung dienen; z. B. Handwerkſchulen und ſogenannte mittlere Gewerbſchulen, zum Unterricht

über das Alter hinaus, in welchem man das Handwerk zu ergreifen pflegt; überhaupt Schulen zur Entwickelung der individuellen Anlagen und zur Ausbildung in den einzelnen Fächern und Gewerben; Besprechungen und Vorträge über gemeinnützige Gegenstände; Sammlungen von Büchern, Modellen und Werkzeugen; Lesezimmer, Verbreitung gemeinnütziger Schriften ꝛc.

§. 5.

Mitglied ist Jeder, welcher jährlich einen Beitrag von mindestens zehn Sgr. an die Vereinskasse entrichtet. — Derjenige, welcher 20 Thlr. auf einmal einzahlt, ist permanentes Mitglied des Vereins. Alle Mitglieder haben gleiche Rechte, vorbehaltlich der im §. 8 festgesetzten Ausnahme.

§. 6.

Vierteljährig findet eine Generalversammlung des Vereins Statt, wozu der Vorsitzende des Vorstandes öffentlich einladet.

Außerordentliche Versammlungen finden so oft Statt, als der Vorstand dies für nöthig erachtet, oder 50 Mitglieder des Vereins dies beim Vorstande schriftlich unter Angabe des vorzubringenden Gegenstandes verlangen.

§. 15.

Abänderungen des Statuts können mit einfacher Stimmenmehrheit in jeder ordentlichen General-Versammlung beschlossen werden, wenn in der Einladung dazu Erwähnung geschehen ist, und die betreffenden Anträge in einer vorhergehenden ordentlichen General-Versammlung vorgelesen worden sind. Solche Anträge müssen von wenigstens fünfzig Mitgliedern unter Angabe der Gründe dem Vorstande schriftlich eingereicht werden, welcher gehalten ist, dieselben in der nächsten General-Versammlung vorzulegen. *)

Wie schon früher bemerkt, mußte der Statutenentwurf der Behörde eingereicht werden, ehe die Erlaubniß zu einer neuen Versammlung ertheilt werden konnte. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Schaper, dem die Deputation des Comite's mündlich die Sache vorgetragen hatte, erklärte durch Erlaß vom 11. December 1844, „daß das vorgelegte Statut zur Genehmigung nicht geeignet sei, daß es einer Berathung desselben daher nicht bedürfe und die Erlaubniß zu der zu diesem Zwecke abzuhaltenden Generalversammlung nicht ertheilt werden könne."

*) Die übrigen Paragraphen enthalten nur Bestimmungen über die formelle Organisation des Vereins.

Das Comite erwiederte, daß es sich von einer Genehmigung der Statuten gar noch nicht handeln könne, da es kein Mandat habe, sie zur Genehmigung vorzulegen, daß aber die Abhaltung der Generalversammlung um so nöthiger sei, da das Ergebniß derselben erst darzuthun habe, ob der vorliegende Statutenentwurf auch den Ansichten der Majorität des Vereins entspreche; der Herr Oberpräsident möge die nicht zur Genehmigung geeigneten Punkte nur angeben, das Statut könne ja darnach modificirt werden, die Generalversammlung habe dann zu entscheiden, nach welchem Grundsatze das Statut festzusetzen sei.

Der Herr Oberpräsident rescribirte darauf am 8. Januar 1845, „daß der Statutenentwurf deshalb als zur Genehmigung nicht geeignet bezeichnet worden sei, weil darin die von dem beabsichtigten Vereine zu verfolgenden Zwecke viel zu allgemein angegeben seien und er von der Ansicht ausgehe, daß wenigstens alle, für das Wohl der arbeitenden Klasse sich bildenden Localvereine, als welcher ein für die Städte Köln und Deutz bestimmter nur angesehen werden könne, ihre Thätigkeit zunächst auf die Errichtung bestimmter Anstalten und die Herbeiführung bestimmter Vorkehrungen zu richten hätten, welche mit Rücksicht auf allgemeine Wahrnehmungen und die besonderen örtlichen Verhältnisse zur Verbesserung der arbeitenden Bevölkerung vorzugsweise angemessen erscheinen und daher in den Vereinsstatuten speciell und ausschließlich als Vereinszwecke zur Verwirklichung der gemeinnützigen Absichten aufgestellt werden. Aber auch abgesehen davon, daß er hiernach der ganzen Grundlage des vom Comite in Aussicht genommenen Vereins in der in dem Statutenentwurfe ausgesprochenen Allgemeinheit seine Zustimmung nicht geben könne, enthalte der eingereichte Entwurf in den §§. 5, 6 und 15 Bestimmungen, welche — indem sie auf der einen Seite den Vereinsbeitrag auf einen sehr niedrigen Satz festsetzen, auf der anderen Seite aber vierteljährliche ordentliche und außerordentliche Generalversammlungen sämmtlicher Vereinsmitglieder anordnen und von der einfachen Stimmenmehrheit in denselben jeder Abänderung des Statutes ohne Weiteres abhängig machen — der Erreichung des eigentlichen Zieles nicht fördernd sein könne. Das

Comite werde daher ſelbſt ermeſſen, daß die Berufung einer Generalverſammlung behufs Berathung eines Statutenentwurfes, welcher in ſeiner weſentlichen Grundlage ſelbſt nach einzelnen Abänderungen genehmigt zu werden keine Ausſicht habe, ganz zwecklos ſein würde und daß er deshalb dem Antrag des Comite's keine Folge geben könne."

Inzwiſchen waren von Seiten der Behörden alle möglichen Verſuche gemacht worden, auf andere Weiſe einen Localverein zum Wohle der arbeitenden Klaſſe in Köln zu Stande zu bringen, welche aber ſämmtlich ſcheiterten. Niemand wollte ſich dazu hergeben, gegen die ſo deutlich ausgeſprochene öffentliche Meinung anzugehen.

Das Comite ſuchte den Statutenentwurf nach den bezeichneten Ausſetzungen des Herrn Oberpräſidenten, theilweiſe auch ſeine Anſichten errathend, umzuändern und reichte ihn in der neuen Faſſung wieder ein, um die Genehmigung zur Abhaltung der Generalverſammlung zu erhalten. Dieſe Erlaubniß erhielt das Comite endlich am 2. März 1845 durch einen vom 11. Februar 1845 datirten Erlaß des Herrn Oberpräſidenten, worin es heißt: „Da dem nunmehr eingereichten abgeänderten Statutenentwurfe für den zu bildenden Hülfs- und Bildungsverein in mehreren Punkten eine mehr zur Genehmigung geeignete Grundlage gegeben worden, ſo wolle er zwar von dieſer Seite her die Abhaltung einer Generalverſammlung zur Berathung des Statutes nunmehr geſtatten, bemerke jedoch dabei ausdrücklich, daß hierdurch einer ſpäteren Beſtimmung über die einzelnen Feſtſetzungen des Letzteren nicht vorgegriffen werde und erwarte von dem Comite, daß es bemüht ſein werde, dem Vereine eine dem eigentlichen Zwecke förderliche praktiſche Richtung zu geben und das Ziel ſeiner Thätigkeit noch ſpecieller, als es in dem Entwurfe geſchehen ſei, zu bezeichnen, da davon vorzugsweiſe die Genehmigung abhängig ſein werde."

Die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräſidenten ſind hier abſichtlich ausführlicher mitgetheilt, weil ſie einen Blick in die Anſichten der preußiſchen Regierung über die ganze Vereins-Angelegenheit thun laſſen, da doch mit Sicherheit angenommen

werden kann, daß der Herr Oberpräsident hier vollkommen in Uebereinstimmung mit dem Ministerium gehandelt hat. Die neue Versammlung ward auf den 16. März anberaumt. Man sagt, der Regierungspräsident zu Köln, Herr von Bonin, habe seine Räthe aufgefordert, die Versammlung zu besuchen und den Ansichten der Regierung dort Geltung zu verschaffen, Einen sogar speciell damit beauftragt, die Grundsätze der Regierung dort zu vertheidigen. Der große zur Versammlung ausgewählte Saal vermochte kaum die Masse der Anwesenden zu fassen. Die Auseinandersetzung der Hindernisse, welche der Zusammenberufung dieser Versammlung von Seiten der Behörden in den Weg gestellt worden, rief einen tiefen Eindruck bei der ganzen Versammlung hervor, ja ein allgemeiner Unwille gegen die Behörden, die einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit auf solche Weise hemmend in den Weg träten, gab sich überall kund. Herr Dr. Köster verlas hierauf im Namen des Comite's über den vorliegenden Statutenentwurf verfaßten Commissionsbericht, den wir auszugsweise, da weil er von allgemeinem Interesse ist, hier wiedergeben:

„Die Früchte der menschlichen Entwicklung," heißt es darin, „kommen bis jetzt größtentheils nur einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl von Menschen zu Gute, und die Entwicklung selbst hat deshalb nicht allein müssen der größte Theil der Menschen davon beinahe ausgeschlossen war, sondern auch innerhalb des bevorzugten Kreises derjenigen, die daran Theil nehmen, [illegible] die [illegible] eine unvollkommene. Da es mithin zu dem Vervollkommnung des möglichst [illegible] Zusammenwirkens Aller bedarf und [illegible] nur erreicht werden kann, wenn man alle Menschen zur vollen Entwicklung ihrer Kräfte und Fähigkeiten zu bringen sucht, so ergibt sich daraus als eine nothwendige Folge der [illegible] zur Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, [illegible] die [illegible] Mängel der Menschen bei der bestehenden gesellschaftlichen Zuständen nur der [illegible] zu [illegible] unabweislichste [illegible] in Anspruch genommen ist. [illegible] die ganze [illegible] und [illegible] einer Aufgabe für die bestehenden Zustände [illegible] ist, die [illegible] auch auf der

anderen Seite Jeder Theil an den Wirkungen einer möglichſt vollſtändigen Entwickelung nehmen. Alles, was nämlich für einen Theil der menſchlichen Geſellſchaft geſchieht, äußert ſeine Wirkungen auf die ganze Geſellſchaft, weil dieſe ein regelmäßiger Organismus iſt, deſſen einzelne Glieder weder erkranken, noch geſund werden können, ohne dies dem Ganzen fühlbar zu machen, ohne im erſten Falle auf die zur Erhaltung des Ganzen nöthige Thätigkeit aller Glieder hemmend einzuwirken, und im zweiten Falle allen minder die Entwickelung eines regen, ihren Functionen entſprechenden Lebens zu geſtatten. Was man daher auch immer für den bis jetzt verwahrloſ'ten Zuſtand der Mehrzahl der Menſchen thun mag, es kömmt, ſei es ſo viel oder ſo wenig, als man nur immer will oder kann, Allen, und dies nicht allein in geiſtiger, ſondern auch in materieller Hinſicht zu Gute. Je mehr Intelligenz, je größere Arbeitsfähigkeit dem einen Theile gegeben wird, deſto größer wird auch der Ertrag der Arbeit für Denjenigen ſein, welcher mit ſeinem Gelde oder ſeinem Talente die Arbeit Vieler regelt und zuſammenfaßt. Mag man daher auch die Zwecke eines Vereins, wie er zu gründen beabſichtigt wird, faſſen und feſtſtellen, wie man will, die angeführte Wirkung wird immer eintreten, und es liegt gerade in ihr ein mächtiger Sporn für Alle, zum Wohle ihrer Mitbrüder beizutragen, mithin auch die Nothwendigkeit, dieſer allgemeinen Wirkung in der Beſtimmung des Zweckes und des Namens des Vereins zu erwähnen, weil dadurch Jeder in den Kreis des Vereins gezogen und Niemand, weder von der Mithülfe, noch von den Wirkungen deſſelben ausgeſchloſſen wird. Wir glaubten daher in Uebereinſtimmung mit dieſen Grundſätzen und anlehnend an die Worte des Königs als Zweck des Vereins feſtſetzen zu müſſen, „im Wege des gemeinſamen Wirkens im Allgemeinen Wohlſtand und Bildung zu befördern," wodurch zugleich die beiden Hauptrichtungen der Wirkſamkeit des Vereins, nämlich Abhülfe der geiſtigen und leiblichen Noth, ausdrücklich bezeichnet werden. Als Gegenſtand der nächſten Thätigkeit des Vereins erwähnten wir gleich hinterher den Zuſtand Derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, wobei wir nur bemerken, daß wir unter ſolchen, die von ihrer Hände Arbeit

leben, nicht blos die eigentlichen Fabrik- und Handarbeiter, sondern auch die Dienstboten, Tagelöhner und Alle, welche bei ihrer Hände Arbeit eine selbstständige Stellung zu erringen nicht im Stande sind, verstanden haben. Da es mithin Zweck und Wirkung des Vereins ist, im Allgemeinen Abhülfe der Noth zu schaffen und Bildung zu verbreiten, so hielten wir den Namen „Allgemeiner Hülfs- und Bildungs-Verein" für den geeignetsten und der ganzen Thätigkeit des Vereins am entsprechendsten, zumal da er den Vortheil darbot, Niemanden von der Theilnahme und den Wirkungen des Vereins auszuschließen, was bei dem Namen: „Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen" wohl der Fall gewesen wäre; denn Alle, welche eine selbstständige Thätigkeit eben ernährt, um dürftig davon leben zu können, würden sich nicht berufen fühlen, dem Vereine beizutreten, da sie auf der einen Seite sich nicht zu derjenigen Klasse rechnen würden, für die Etwas geschieht, und auf der anderen Seite nicht zu der, welche Etwas zu thun im Stande ist, eine solche Sonderung zweier Klassen aber nothwendig in dem erwähnten Namen liegen würde." —

Nachdem in dem Berichte die Bestimmungen über die Ausdehnung des Vereins und seine Verbindung mit anderen Vereinen ähnlichen Zweckes näher auseinandergesetzt worden, heißt es in Betreff der Mittel weiter:

„In Bezug auf die Mittel, durch welche der Vereinszweck gefördert werden soll, haben wir die Stelle aus dem Aufrufe des Berliner Central-Vereins vom 7. October v. J., daß der Verein zur Erreichung seines Zweckes alle Mittel in Anwendung bringen werde, welche sich bereits bewährt haben oder sich in der Folge noch bewähren mögen und nach den örtlichen Verhältnissen anwendbar und zulässig erscheinen, beibehalten, indem bei der geringen Uebersicht, welche sich bis jetzt über die Wirksamkeit der Vereine heben läßt, die Möglichkeit der Anwendung der verschiedenartigsten Mittel, selbst solcher, die bis jetzt noch nicht bekannt sind, [illegible] vorbehalten werden muß, und dies gerade in dem Berliner Aufrufe geschehen ist. Wir halten besonders die Anwendung solcher Mittel, welche dem Entstehen der Noth vor-

beugen, als die geeignetſten, weil einestheils dadurch die wirkliche Noth verhütet wird, und anderentheils die Linderung des vorhandenen Elendes in das Gebiet der Gemeinde- und Armen-Verwaltungen fällt. Um die Richtungen der Wirkſamkeit des Vereins Allen klar zu machen und namentlich denjenigen, auf deren Zuſtand ſie zunächſt hingelenkt werden ſoll, zu zeigen, in welcher Weiſe ſie eine Abhülfe ihrer Noth von dem Vereine zu erwarten haben, ſchien es uns nothwendig, einzelne Mittel beiſpielsweiſe im Statut aufzuführen und die Grundzüge der Art und Weiſe ihrer Wirkſamkeit dabei anzugeben. Die ſpeciell vorgeſchlagenen Mittel ſind jedoch alle nach dem vorher erwähnten Grundſatze ausgewählt worden, ſie dienen entweder zur Verhütung des Entſtehens vorübergehender Noth, wie die zuerſt aufgeführten, oder bleibender, wie die zuletzt angegebenen. Alle ſollen nicht auf dem Wege der unmittelbaren Unterſtützung, in der immer etwas gewiſſermaßen Entwürdigendes, Niederdrückendes liegt, ſondern durch die thätige Mitwirkung derer, denen geholfen werden ſoll, ſelbſt ihren Zweck erreichen und ſind größtentheils ſchon an anderen Orten in Anwendung gebracht und bewährt befunden worden. Ueberzeugt, daß materielle und geiſtige Hülfe gleich Noth thue und Beide ſich ſo ſehr ergänzen, daß die eine ohne die andere unmöglich zu erzielen iſt, haben wir auf Beide Rückſicht genommen, wie auch die allerhöchſte Cabinetsordre die Wirkſamkeit der Vereine auf die Abhülfe der geiſtigen und leiblichen Noth ausdehnt. Ohne Bildung, ohne Gewährung eines geiſtigen Genuſſes oder Befriedigung im Familienleben wird es unmöglich ſein, zur Sparſamkeit, zur Mäßigkeit anzuhalten, will man nicht blos die Habgier erwecken und dadurch der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten und der Sittlichkeit der Einzelnen mehr Hinderniſſe in den Weg legen, als ihr Vorſchub geleiſtet wird. Ebenſo überzeugt waren wir aber auch, daß die Befriedigung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, wenigſtens in einem gewiſſen Grade vorerſt zu Grunde gelegt, daß Hunger, Durſt, Kälte, Obdachloſigkeit, überhaupt die drückendſten Sorgen vorerſt beſeitigt werden müſſen, ehe der geiſtigen Noth wirkſam entgegengetreten und eine Empfänglichkeit für die Schätze der geiſtigen Bildung ange-

nommen werden könne, und haben daher den Mitteln zur Verbeſſerung des materiellen Zuſtandes gleichzeitig eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet.

Die materiellen Mittel fußen alle, wie ſchon früher bemerkt, auf der thätigen Mitwirkung derer, denen geholfen werden ſoll, ſelbſt. Der Zweck, Arbeit zu ſchaffen, welche von einem entſprechenden Ertrage belohnt ſei, und zu dem Ende einestheils die Beſchaffung der Arbeitsmaterialien und des erforderlichen Capitals zu erleichtern, anderentheils aber den Abſatz der Arbeitserzeugniſſe in einer ſolchen Weiſe zu regeln, daß der Hauptertrag nicht auf Koſten derjenigen, die ihn bedürfen, durch die Abſatzwege ſelbſt verſchlungen wird, liegt allen Mitteln zu Grunde, mit Ausnahme derer, welche darauf berechnet ſind, die augenblickliche Arbeits- und Verdienſtloſigkeit niederdrückend und die zu erneuernde Thätigkeit leichter zu machen. Es iſt eine Wahrheit, die nicht weggeläugnet werden kann, daß die freie Concurrenz deswegen keine Freiheit iſt, weil ein großer Theil der Menſchen durch Hinderniſſe, die nicht in ihrer Perſönlichkeit liegen und zwar namentlich durch den Druck des Capitals der vom Glücke Begünſtigteren zu keiner ſelbſtſtändigen Thätigkeit gelangen kann. Dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen, oder vielmehr die außerhalb der Perſönlichkeit liegenden Mittel zu beſchaffen, um bei den beſtehenden Zuſtänden den Kampf der Concurrenz, namentlich mit der Macht des Capitals mit einiger Ausſicht auf Erfolg eingehen zu können, muß daher ein Hauptzweck des Vereins ſein, will er einigermaßen einflußreich wirken. Würde es gelingen, Allen, welche den Beruf in ſich fühlen und die Fähigkeiten dazu haben, eine ſelbſtſtändige erfolgreiche Thätigkeit zu verſchaffen, ſo würde der Verein ſeinen Zweck vollkommen erreicht haben; um aber Allen oder möglichſt Vielen dieſen Beruf und dieſe Fähigkeiten zu geben, muß er gleichzeitig auf die geiſtige Ausbildung und Entwickelung der perſönlichen Anlage ſein Augenmerk richten." —

„Was die auf die eigentliche Ausbildung bezüglichen Mittel betrifft, ſo haben wir in dem wohlthätigen Einfluſſe des unmittelbaren Verkehrs von Menſchen aller geſellſchaftlichen Stellungen und Berufsgeſchäfte unter einander eines der weſentlichſten Bil-

dungsmittel geſucht, weil durch Nichts ſo ſehr die Annäherung derer, die leider im Leben ſchroff einander gegenüberſtehen, bewirkt, gegenſeitiges Zutrauen und Verallgemeinerung der Bildung erſtrebt werden kann. Auch der Berliner Centralverein zum Wohl der arbeitenden Klaſſen hat auf einen ſolchen Verkehr ein beſonderes Gewicht gelegt und ſeiner mehrmals beinahe in derſelben Faſſung gedacht. Häufige Generalverſammlungen und Beſprechungen über die den Verein betreffenden und anderweitige gemeinnützige Gegenſtände müſſen zur Erreichung eines ſolchen Verkehrs weſentlich mitwirken. Die übrigen zur Ausbildung vorgeſchlagenen Mittel gründen ſich hauptſächlich darauf, Schulen zu errichten und andere Einrichtungen zu treffen, wodurch der Fortſetzung der Erziehung nach Vollendung des Elementarunterrichtes Gelegenheit gegeben wird, und zwar ſo, daß auf die Entwickelung der perſönlichen Anlage und Fähigkeiten beſonderes Gewicht gelegt werde, weil dadurch erſt, daß die Berufsarbeit der perſönlichen Neigung entſpricht, die Arbeit ſelbſt zum Genuſſe wird." —

„Es ließen ſich unter den Mitteln zur Abhülfe ſowohl der leiblichen, wie der geiſtigen Noth noch ſehr viele anführen, welche wir nicht erwähnten, weil es nur gilt, durch einzelne Beiſpiele die allgemeinen Richtungen der Thätigkeit des Vereins zu bezeichnen und es ohnehin unmöglich iſt, in der Aufführung der ſpeciellen Mittel erſchöpfend zu ſein. Es ſind keine Mittel erwähnt, welche darauf berechnet wären, die Tugend, ſei es unmittelbar oder mittelbar zu belohnen, da uns ſolche grundſätzlich unrichtig und in der Ausführung mancherlei Schwierigkeiten darzubieten ſchienen; denn belohnt man die Tugend und die gute Aufführung unmittelbar, ſo eröffnet man auf der einen Seite der Heuchelei, auf der anderen der perſönlichen Begünſtigung und Intriguen aller Art Thür und Thor, unterſtützt ſogar häufig, da ja nur die äußeren Erſcheinungen der Handlungen, nicht die innere Triebfeder berückſichtigt werden können, eher eine Untugend, als die Tugend ſelbſt; belohnt man ſie dagegen mittelbar, ſo geht dies ebenfalls in der Regel auf Koſten der wahren Tugend und richtet ſich hauptſächlich nach beſonderen äußeren Verhältniſſen,

verletzt übrigens jedenfalls die gleichen Ansprüche Aller an die wohlthätigen Wirkungen des Vereins.“ —

„Was nun die Ausführbarkeit der Mittel betrifft, so wird man einwenden, daß es unmöglich oder höchst schwierig sei, die nöthigen Geldsummen zu beschaffen, zumal wenn ein geringer Beitrag als die Bedingung der Mitgliedschaft im Statut festgesetzt werde. Wir bemerken dagegen, daß eine solche Bestimmung ja nur den geringsten Beitrag namhaft macht, uns aber ein sehr geringer nöthig schien, um, so viel wie thunlich, Allen die Möglichkeit, Mitglieder des Vereins zu werden und Antheil an der Thätigkeit desselben zu nehmen, zu verstatten, eine Bestimmung, ohne die gerade diejenigen, denen geholfen werden soll, ausgeschlossen und der im ersten Paragraph ausgesprochene Zweck des Vereins niemals erreicht werden könnte. Es ist aber wohl auch als gewiß vorauszusetzen, daß Jeder, der überhaupt dem Vereine beitritt, sich nach Kräften und Verhältnissen seines Vermögens betheiligen wird.“ —

„Uebrigens bedarf der Verein zur Einführung der zur Verbesserung des materiellen Zustandes vorgeschlagenen Einrichtungen keiner so ungeheuern, durch die kleinen Beiträge zu beschaffenden Summen, da ja sämmtliche Einrichtungen nicht auf dem Princip der unmittelbaren Unterstützung beruhen, mithin die dazu nöthigen Geldmittel à fonds perdus hingegeben werden müssen. Ein Theil, wie die [illegible] Unterstützungskassen ꝛc., wird lediglich durch die Theilnahme der betreffenden Einrichtung mit den erforderlichen Geldmitteln versehen und es gilt hier nur, durch eine recht große Theilnahme der Mitglieder [illegible] zu vergrößern und zu sichern. Eine Unterstützung mit Geldmitteln aus der Vereinskasse ist daher nicht nöthig. Andere, wie die Sparkassen, [illegible] Capitalien [illegible] zu [illegible]. Andere tragen sich [illegible] und bringen der Zinsen der erforderlichen Summen [illegible] eine Capitalanlage und keine [illegible]. Die Capitalanlage kann aber [illegible], wo die Vereinskasse nicht ausreicht, [illegible] durch die [illegible] Verwaltung der Innere [illegible] Armenverhältnisse, wie

dies ſchon an manchen Orten geſchehen iſt, theils ſchon durch die in den Sparkaſſen eingelegten Gelder beſchafft werden, denen letztern ohnehin eine rentbare Anlegung gegeben werden muß. Es wird gewiß jedenfalls zweckmäßiger erſcheinen, die durch die Armen erſparten Capitalien auch für die Armen arbeiten zu laſſen, als ſie in die Kaſſen der Reichen zu legen. Ferner muß noch bemerkt werden, daß ja nicht alle Einrichtungen zu gleicher Zeit in's Leben treten werden, ſondern es den Beſchlüſſen der Generalverſammlung überlaſſen bleibt, ob, wie und wann dies geſchieht. Auch iſt zu erwarten, daß, wenn einmal die wohlthätigen Wirkungen des Vereins ſich durch die That bewährt haben, gerade die Arbeiter ihre Erſparniſſe, ſobald ſie eine Höhe erreichen, daß ſie in den Sparkaſſen nicht mehr verbleiben können, bei dem Vereine zinsbar anlegen werden, wenn dieſer vielleicht noch beſondere Erleichterungen und Vortheile darzubieten im Stande iſt."

Der weitere Bericht enthält die Motive für die Beſtimmung über die innere Organiſation des Vereins, es iſt darin beſonders die Zweckmäßigkeit häufiger Generalverſammlungen und die Nothwendigkeit, dieſen ſo viele Rechte, wie nur immer möglich, zu bewahren, auseinandergeſetzt. Der Bericht ſchließt mit Angabe der Abweichung, welche der Statutenentwurf durch die Verhandlungen mit dem Herrn Oberpräſidenten erlitten.

Die Discuſſion über die einzelnen Paragraphen des Statutes ergab in der allererfreulichſten Weiſe, daß die Mehrzahl der Verſammelten grundſätzlich mit dem Statutenentwurfe vollkommen einverſtanden war und daß es ſich nur darum handele, wie dieſer Grundſatz am Klarſten auszuſprechen ſei und welche Beſtimmungen ihm am Beſten entſprächen. Gleich bei dem erſten Paragraph zeigt ſich dies ganz entſchieden, denn mit einer ſehr überwiegenden Majorität ward, ohne längere Debatten, die viel deutlichere und klarere Faſſung deſſelben, wie ſie der urſprüngliche Entwurf enthielt, an die Stelle des modificirten geſetzt. Mag es ſein, daß dieſe erſte Abſtimmung den Gegnern den Muth benahm; principielle Debatten fanden keine mehr ſtatt, ja man ſuchte die Vorſchläge des Comite's nicht allein durchaus durchzuführen, ſondern ſogar noch durch radicalere Beſtimmungen zu überbieten. So

kam es denn, daß der urſprüngliche Statutenentwurf beinahe in allen Theilen wieder vollkommen hergeſtellt ward.*)

In der letzten (dritten) Verſammlung zur Berathung der Statuten wurde das alte Comite von Neuem gewählt, um die Statuten der Regierung zur Genehmigung vorzulegen, und, im Falle dieſelbe gegen Einzelheiten des Entwurfs etwas einwende, ſich mit ihr auf Verhandlungen einzulaſſen.

Wir ſind aber der Meinung, daß es zu dieſen Verhandlungen gar nicht kommen wird, indem ſie von den Comitemitgliedern als unnütz angeſehen werden dürften, nachdem ſogar der Central-Verein in Berlin eine ſo hübſche Abfertigung von der Regierung erhalten hat. Dieſer Central-Verein nämlich, ſoll nur anerkannt werden „unter Beſeitigung der projectirten Provinzialvereine, wenn ſeine innere Organiſation die nöthigen Umgeſtaltungen erfahren hat, unter welchen die vornehmlichſten ſind, daß eine Staatscontrole durch einen königlichen Commiſſarius ſtattfindet, und Staatsbeamte überhaupt in größerer Zahl im Vorſtand und Ausſchuß Platz nehmen.“

Wenn das den Frommen widerfährt, wie ſoll es da erſt den Gottloſen ergehen? Ein Pröbchen davon gibt das Reſcript des Oberpräſidenten der Mark vom 13. April an den zahmen Berliner Localverein: Der Herr Oberpräſident verlangt, daß man in den Statuten feſt angebe, was man wolle. Vor allen Dingen ſollen Spar- und Unterſtützungskaſſen die Hauptaufgabe ſein. Für die innere Organiſation und Thätigkeit des Vereines ſei es nothwendig, daß die ſtädtiſchen Behörden Theil nähmen und der Oberbürgermeiſter an die Spitze trete. „Es ſei ferner gut und nützlich, wenn der gebildete Theil der Einwohner (die Bourgeoiſie) zahlreich hinzuträte; man könne jedoch nicht die Gefahren verkennen, welche aus einem zu ſtarken Hinzutreten

---

*) Man ſehe die Relationen über die einzelnen Verſammlungen in der Kölniſchen und Trier'ſchen Zeitung; auch im Geſellſchaftsſpiegel.

der ungebildeteren Klaſſen (des Proletariats) erwachſe, wodurch überſpannte und maßloſe Hoffnungen erweckt würden ꝛc.“

Somit wäre dieſe Angelegenheit einſtweilen zu Ende, und der deutſche Michel kann getroſt nach Hauſe gehen.

Köln, Ende April.

So lebt und ſtirbt der Arme.

Erzählung aus dem Leben des Volkes.

Von

Ernſt Willkomm.

1.

Auf Endermann's Hofe rauchten die Schornſteine ſeit drei Tagen ununterbrochen. Wohlriechender Duft ſtieg aus den Küchenfenſtern auf und verbreitete ſich über Blumen- und Baumgarten. Das Klappern der Teller, das Geraſſel der Kaſſerole, das Rufen und Befehlen des Kochs hörte von früh bis in den ſpäten Abend nicht auf und ſtörte nicht wenig den alltäglichen Geſchäftsgang. Man hätte glauben ſollen, ſo große Vorbereitungen zu ſolennem Feſtmahle gelte der Vermählung einer Tochter des Hausbeſitzers, deren Endermann zwei von blühender Schönheit beſaß. Es waren aber blos die gewöhnlichen Anſtalten zur alljährlichen Geburtstagsfeier des ſteinreichen Mannes, wobei er etwas darauf gehen zu laſſen liebte.

Die Jugend Endermann's verhieß ihm keine großen irdiſchen Genüſſe. Er war der einzige Sohn eines ſimplen Leinenwebers, der auf eigene Rechnung arbeitete, wenige treue, fleißige Gehülfen in ſeinem unſcheinbaren Hauſe fortwährend beſchäftigte und gut dafür bezahlte, und es ſich überhaupt ſein Lebenlang ſauer werden ließ. Gewohnt an mühſamen Erwerb, ging der Vater

ſtundenweit durch die Gebirge bis auf die Kämme der Rieſenberge, um bei den armen Spinnern, die ihn wohl kannten, einzukehren und das beſte Garn zu ſeinen Leinewanden ſelbſt einzukaufen. Kein Faden, den er nicht mit eigenen Augen geprüft, den ſeine Hand nicht gefühlt hatte, wurde bei ihm verarbeitet. Daher kam es aber auch, daß Garn-Endermann's Leinen, wie man ihn ſeines Garnſammelns wegen nannte, überall geſucht und als vortrefflich bekannt waren. Er machte gute Geſchäfte, ohne ungeheure Verdienſte zu haben. Denn nie pflegte er ſeine Kräfte zu überſchätzen, nie Beſtellungen anzunehmen, die er nicht mit Hülfe ſeiner erprobten Arbeiter liefern konnte. Das war nun zwar ſehr ehrenwerth von dem braven Manne, aber es verſtieß ſchnurſtracks gegen den Geiſt der Speculation. Weil er aber ein Starrkopf war und durch ſeine Art zu handeln, ſeinen übrigen ſpeculirenden Genoſſen das Gewerbe nicht verdarb, ſo ließ man ihm den Willen und lachte ihn heimlich aus, wenn er ſich Tag und Nacht für geringen Lohn plagte.

Garn-Endermann wäre ſchwerlich ein reicher Mann geworden ohne den erwähnten Sohn Gotthardt. Das war ein kluger Junge von Kindes Beinen an, der mit hundert Augen nach dem Erwerb ſchielte und keinen andern Gedanken hatte, als den Verdienſt. Als er der Schule entwachſen war und nun am Geſchäft des Vaters Theil nahm, mußte er auf deſſen Geheiß das geſammelte und gewiſſenhaft ſortirte Garn auf dem Schiebkarren in die Bleiche fahren und zwar vier Meilen weit auf Wegen, die man heutigen Tages für unbetretbar halten würde. Der Vater gab ihm zu achttägigem Zehrgelde einen halben Thaler mit und die Mutter einen Laib Brod, und damit konnte Gotthardt ſehen, wie er auskam, denn Schulden pflegte Endermann nicht zu bezahlen.

Auf dieſen Schiebkarren-Reiſen in die Bleiche lernte der junge Endermann eine Menge Fabrikanten kennen, mit denen er ſich in Geſpräche über das Gewerbe einließ. Er lernte dadurch manches Gute, allein noch weit mehr Schlechtes. Es war die Zeit, wo mancher Linnenfabrikant Verſuche im Schnellbleichen machte. So gebleichtes Garn hatte ein weit ſchöneres Anſehen,

als das auf die althergebrachte Weiſe zubereitete. Die Leinewand ſchimmerte in reinerer Weiße und fühlte ſich zugleich feiner an. Auch hörte Gotthardt, daß ungleich mehr durch die Schnellbleiche zu verdienen ſei und daß ſo gebleichte Linnen ſo zu ſagen reißenden Abſatz fänden.

Gotthardt theilte dieſe Erfahrungen gelegentlich dem Vater mit, fand jedoch bei dem ſtarren Manne zu ſeinem Leidweſen kein Gehör. Endermann hielt es mit dem Hergebrachten, weil er dieſes für gut erkannt hatte.

Gotthardt mußte ſich gedulden. Nach einigen Jahren aber vermochte er den Vater zu überreden, daß er ihm ein kleines Capital vorſchoß, mit dem er auf eigene Hand nach Belieben wirthſchaften konnte. Endermann nahm keine Zinſen von dem Sohne, doch genehmigte er, daß ihm derſelbe im Fall guten Glückes einige Procente vom reinen Gewinn auszahlen ſolle.

Nun handelte Gotthardt auf ſeine Weiſe. Er kaufte Garn von geringerem Werthe, das aber ebenſo ſchön ausſah, wie das ſeines Vaters. Auch erlaubte er ſich unter dem Vorgeben, daß der Linnenhandel ein unſicheres Geſchäft ſei, die Spinner ein klein wenig zu drücken, was ihm dadurch gelang, daß er ſeine Einkäufe immer baar bezahlte. War es ihm irgend möglich, ſo geſchah dies in damals noch gebräuchlichem Conventionsgelde. Dann zog er den Spinnern von jedem Thaler funfzehn Pfennige ab. Wie dieſe armen Leute im Gebirge, die ſich Brod und Kartoffeln meilenweit aus der Ebene holen mußten, zu ihren Verluſten kamen, das kümmerte den klugen Speculanten wenig. Er befolgte den weiſen Grundſatz, den er häufig hatte anpreiſen hören „Handel und Wandel duldet keine Freundſchaft!“

Und ſiehe da, des jungen Endermann's Geſchäfte blühten zu ſeines eigenen Vaters Erſtaunen. Sein kleines Capital kehrte verdoppelt zurück, die Beſtellungen mehrten ſich. Es wäre unklug, ja in Gotthardt's Sinne gradezu läſterlich geweſen, hätte er aus Liebe zum Alten das zu allen Fenſterſcheiben hereinlächelnde Glück mit der Fauſt in's Geſicht ſchlagen und für immer vertreiben wollen. Deshalb gab er jetzt Arbeit aus dem Hauſe, nahm da und dort, wo er ſie recht billig haben konnte, Weber

in Lohn und ließ ſo viel wie möglich arbeiten. Ohne Wiſſen ſeines Vaters erlaubte er ſich auch, bei ſehr feinen Leinwanden den Schuß mit Baumwolle zu verſetzen. Den ſchlauen Betrug merkte Niemand, ſelbſt nicht der Kenner, und Gotthardt, oder wie ſich jetzt auf Anrathen des ſpeculativen Sohnes Garn-Endermann nannte, „Endermann und Sohn“ verdienten in wenigen Jahren ungeheure Summen.

Da Gotthardt inzwiſchen mündig geworden war und ſich verheirathet hatte, konnte ihm der Vater nicht billig Vorſchriften machen, wie und nach welchen Grundſätzen er die Weberei betreiben ſollte. Der alternde Mann blieb ſich ſelbſt treu. Er webte nach wie vor blos auf ſolide Beſtellungen die ſolideſten Linnen auf ſeinen eigenen Stühlen, konnte es aber nicht hindern, daß der Sohn ſich zu einem Weltkaufmann ausbildete. Die beſcheidene Bezeichnung „Weber“ hatte Gotthardt mit dem eines „Fabrikanten“ vertauſcht, das einfache Weberhaus in ein Etabliſſement verwandelt. Er baute große Gebäude, wie ſie ſeinen Zwecken entſprachen, gab nach und nach das Linnengeſchäft faſt ganz auf und legte ſich auf die Fabrikation von baumwollenen Waaren, die reicheren Gewinn verſprachen. Um Alles ſelbſt betreiben und den Vortheil dadurch ſteigern zu können, legte er auch Färbereien und eine Mangel an und war in kurzer Zeit der angeſehenſte Mann im Gebirge. Um dieſe Zeit ſtarb Garn-Endermann. Er ward pomphaft begraben und hinterließ dem einzigen Sohne ein großes Vermögen.

Auf ſolche Weiſe war Endermann der Jüngere ein reicher Mann geworden. Dies genügte ſeinem Ehrgeize nicht; er wollte auch ein vornehmer Mann ſein. Deshalb umgab er ſich mit allem Glanz der geſteigerten Cultur. Er ließ ſein Wohnhaus erweitern, einen Geſellſchaftsſaal darin anlegen, die koſtbarſten Spiegel, Meubeln und Kronleuchter kommen und das ehemalige Weberhaus allerſchönſtens damit ausſchmücken. Weil er aber ſelbſt die große Welt nie geſehen und von ächtem Kunſtgeſchmack keinen Begriff hatte, ſo überfüllte er zwar ſein Etabliſſement mit überaus koſtbaren Geräthſchaften, verſtieß aber ſowohl in der Wahl der Koſtbarkeiten wie in Anordnung und Verwendung

derſelben gegen jede Regel der Schönheit. In ſeinem Hauſe ſah es aus wie in einem überfüllten Raritätenkabinet.

Als ſich Endermann zu ſolcher Höhe emporgeſchwungen hatte, begann er ein Haus zu machen, das heißt, er lud an hohen Feſttagen, am Kirchweihfeſte und an ſeinem Geburtstage außer dem Gutsherrn des Ortes noch eine Menge Rittergutsbeſitzer aus der Umgegend, ein oder zwei Geiſtliche, mehrere Amtleute und andere Perſonen, vor denen der gemeine Mann die Mütze tief zu ziehen pflegt, bei ſich zur Tafel. Da Endermann bei ſolchen Gelegenheiten einen vortrefflichen Tiſch führte, die feinſten Weine ſpendete und überhaupt in jeder Weiſe darthat, daß er nicht blos ein reicher, ſondern auch ein liberaler Lebemann ſei; ſo erhielt er auf ſolche Einladungen nie abſchlägliche Antworten. Seine Gäſte thaten ihm die Ehre an, zu erſcheinen, mit ihm zu eſſen und zu trinken. Beim Scheiden drückten ſie ihm äußerſt gerührt die Hand und lachten ihn auf dem Heimwege aus; Endermann aber lachte ebenfalls, denn er kannte das Geheimniß, ſich aus den Beuteln der Geladenen gelegentlich ſeine lukulliſchen Gaſtmähler wieder bezahlen zu laſſen.

Am glänzendſten waren Geſellſchaft und Mahl an Endermann's Geburtstage. Dieſer war jetzt wiedergekehrt und weil in demſelben Jahre der Tag fiel, wo er vor fünfundzwanzig Jahren zum erſten Male ſelbſtſtändig handelnd aufgetreten war, ſo ließ er diesmal mehr als ſonſt darauf gehen. Um ja hinter den Anforderungen höchſt gebildeter Feinſchmecker nicht zurückzubleiben, hatte Endermann einen Koch aus der Reſidenz für vieles Geld verſchrieben. Die feinſten und theuerſten Weine, die ausgeſuchteſten Leckereien, mochten ſie auch erſtaunliche Summen koſten, wurden herbeigeſchafft. Der ehrgeizige Fabrikant würde zweifelsohne auch Pfauenzungen in Paſteten verwandelt haben aufſetzen laſſen, hätte der in der Kochkunſt des Alterthums nicht bewanderte Eßkünſtler den genialen Einfall gehabt, ein derartiges Gericht zeitgemäß und vor Allem vornehm zu finden.

Die Geſellſchaft war zahlreich und durchaus von beſtem Ton. Es gab nicht einen Einzigen unter ihr, den man beſitzlos hätte nennen können. Alle, die an Endermann's mit Silber-

und koſtbarem Porzellan-Geſchirr bedeckten Tafel ſchwelgten, rühmten ſich, immer wohl gefüllte Börſen, feine Kleider und darunter ein Herz zu tragen, das Bettelei und Armuth für Laſter betrachteten, die man ſich fern halten müſſe. Sie waren über alle Maßen glücklich, dieſe guten, mit Gott und Welt recht zufriedenen Leute. Sie ſchlürften mit Behagen rothen Burgunder, perlenden Champagner und die heißen goldgelben Funken des älteſten Xeres. Auge, Mund und Wange lachten den Glücklichen, wenn Einer oder der Andere auf Anerkennung der großen Verdienſte Endermann's um die Induſtrie im Allgemeinen und um die Cultur der geſtreiften Baumwollenzeuge insbeſondere, die er jährlich zu hunderttauſenden in alle Welt verſendete, dem edlen Wirth ein begeiſtertes Hoch ausbrachte. Endermann wußte ſolche Ausbrüche herzlicher Freundſchaft ebenfalls anzuerkennen. Er weinte vor Rührung, vor Dank gegen Gott, deſſen Gnade er Alles zu verdanken haben wollte. Er faltete die Hände, zog ſein Sammetkäppchen und ſchlug freudig bewegt die thränenvollen Augen zum Himmel auf. Es war der glücklichſte Tag ſeines Lebens, der Triumph ſeiner Thätigkeit, den er feierte! —

Während in dem Feſtſaale des Endermann'ſchen Hofes die ungetrübteſte Freude waltete und jene ſelige Zufriedenheit ſich Aller bemächtigt hatte, die gewöhnlich das Kennzeichen eines überſättigten Magens iſt, ſtand ein Mann in dürftiger aber reinlicher Kleidung an der Schwelle der Hausthür, die ſchäbige Deckelmütze ehrfurchtsvoll in der Hand halten, welche auf ſeinem Wanderſtabe ruhte. Ein Sack von grober Leinewand hing ſchlaff auf ſeinem Rücken, ein Zeichen, daß weder Garn noch fertige Waare darin ſein konnte. Innerhalb der Thür lehnte ein wohlgenährter junger Kerl an dem granitnen Pfoſten, beide Daumen unter die Tragbänder ſeiner Beinkleider ſteckend. Eine blaue Schürze, ſteif und glänzend, vor der Bruſt in einem Latze endigend, gab ihm ein recht ſtattliches Ausſehen und bezeichnete ihn dem ärmlich Gekleideten als Herrn Endermann's Garnſortirer. Das häufige Aufſtoßen, von dem er incommodirt wurde, und das glühende Geſicht mit den verſchwommenen Augen ließen nicht

verkennen, daß er zu beſſerem Gedeihen ſeines Herrn Speiſe und Trank mehr als blos mäßig zugeſprochen hatte.

„Glaubt Ihr, daß die Herrſchaften noch lange tafeln?“ fragte der Weber, denn einen ſolchen erblicken wir in dem Manne vor der Hausthür. „Auf eine Stunde oder zwei ſoll mir's nicht ankommen.“ „Heut wird nicht Feierabend gemacht vor ſinkender Nacht, das heißt,“ ſetzte der Garnſortirer lachend hinzu, „im Eſſen, Trinken, Tanzen und Luſtigſein. Es iſt des Herrn Geburtstag, und wenn Ihr geſcheidt ſeid, Moſer, und den rechten Augenblick abwartet, um Herrn Endermann eine recht rührende Gratulation vor die Füße zu legen, da wirft's am Ende auch etwas Klingendes für Euch ab. Ihr ſeid ja immer ſo erpicht auf's Geld, als verhilf's zum ewigen Leben!“ Und der junge halbtrunkene Geſell ſchlug eine rohe Lache zu ſeiner letzten Bemerkung auf.

Ueber die eingefallenen Wangen des Webers lief ein leichtes Roth, denn die Worte des Garnſortirers beleidigten und ſchmerzten ihn. „Gebe Gott,“ verſetzte er, „daß Ihr nie den Tag erleben mögt, wo Euch ein elender Groſchen ſo viel werth iſt, als das ganze liebe Paradies, ſo ſchön und prächtig ausſtaffirt, wie's uns der Pfarrer auf der Kanzel ausmalt! Wer keinen Hunger hat, der kann an ſolchen himmliſchen Gemälden wohl Gefallen finden; wenn aber der Magen knurrt wie ein biſſiger Hofhund, da machen Einem die rothen Pomeranzen, die ſo unnütz unter den Bäumen im Paradieſe verfaulen oder von den Affen gefreſſen werden, unwirſch und von den ſeligen Freuden iſt nicht viel zu ſpüren.“

Der Garnſortirer lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte. „Meiner Seele, Moſer, Ihr ſeid witzig!“ ſagte er. „Und ich hielt Euch ſeither immer für einen Duckmäuſer. Ihr wißt ſchon, ſo einer, der allen Heiligen die Zehen abfrißt, wenn's was einbringt! Nun Moſer, ſeid nicht böſe, man kann ſich irren.“

„Behüte!“ verſetzte der Weber. „Ich nehm' es keinem Menſchen übel, wenn er Böſes, ja das Schlechteſte von Andern denkt. — Aber, um nicht eins in's andere zu reden, geht doch jetzt, Friedrich, und meldet mich dem Herrn! Das Gläſerklingeln

und Schreien will ja gar nicht mehr endigen. Mein Gott, wie viele darbende Arme könnten mit dem unnütz verpraßten Gut geſättigt und glücklich gemacht werden! Wenn das Garn-Endermann, des Herrn Vater, mit anſehen müßte, ich glaube, er ging brummend ſeiner Wege. Das war doch ein ganz anderer Herr, als ſein reicher, vornehmer Sohn."

„Ein Knauſer war's," erwiederte der Garnſortirer, „ein Geizhals, der ärgerlich wurde, wenn junges Blut ſich luſtig machte."

„So lange ich ihn kannte, war er das nicht," ſagte der Weber. „Er gab dem Bedürftigen, gönnte dem Arbeiter außer dem Lohn auch einen mäßigen Gewinn und war immer und überall mildthätig. Der hätte keinen ſeiner Weber eine Viertelſtunde warten laſſen, um ein paar Krebsſcheeren auszuſchlürfen und ein überzähliges Glas Wein zu trinken."

„Nun, nun, Murrkopf, ich gehe ſchon," verſetzte Friedrich, „aber das ſag' ich Euch, viel Hoffnung habe ich nicht."

„Herr Endermann braucht ja gar nicht ſelbſt herunter zu kommen, wenn er nicht will," rief Moſer dem Fortwankenden nach. „Ich will ja blos Einſchlag für die letzte Werſte, er weiß es ſchon. Den könnt Ihr mir ebenſo gut einhändigen, wie der Herr."

Endermann hielt eben eine höchſt ſentimentale Dankrede an den Gutsherrn, der ihn im Namen ſämmtlicher Gäſte mit großem Phraſenſchwulſt betoaſtet und alles irdiſche und himmliſche Glück auf ihn herabgerufen hatte. Beſcheiden wartete Friedrich, bis die Dankrede zu Ende ging und mit abermaligem Gläſerklingen bewundernd und dankend aufgenommen wurde. Jetzt trat der Garnſortirer hinter den Stuhl des glücklichen Fabrikanten, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte ziemlich laut, um ſogleich verſtanden zu werden:

„Herr Endermann!"

Der Gerufene wandte ſich erſchrocken um und ſtarrte mit weinverklärten Augen den nicht minder Glücklichen an.

„Was — was — ſoll ich?" fragte er ſtotternd.

„Es iſt Einer unten, der Sie ſprechen will."

„Bin nicht zu Hause," erwiederte barsch der Reiche. „Das hättest Du ihm gleich sagen sollen, Esel! Wie kann ich heut, so beschäftigt und von so vornehmen Freunden umgeben, für andere Menschen zu sprechen sein!"

„Der Mann bittet so sehr — er verlangt Schuß."

„Er möge sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht schieße! — Ich dächte, diese Hungerleider wüßten es längst, daß ich alles Mahnen nicht leiden kann! Und heut zumal, heut, an meinem Geburtstage, meinem Ehrenfeste!"

„Es ist der arme Moser, der vor'm Jahre das Unglück hatte, die rechte Hand zu brechen. Seit der Zeit will er gar nicht mehr zu Kräften kommen."

„Soll Morgen wiederkommen!"

„Wenn Sie mir das Fach bezeichnen wollten, wo der Schuß liegt." —

„Morgen wiederkommen! Morgen wiederkommen!" rief Endermann, schon zornroth im Gesicht. Friedrich wich jedoch nicht von seinem Platze, vielleicht, weil es ihm in seiner halbtrunkenen Laune Spaß machte, den reichen Brodherrn ein wenig in Harnisch zu jagen.

„Bist Du taub?" fuhr ihn Endermann nochmals an. „Morgen wiederkommen, sag' ich, und jetzt schicke den Lumpen zum Henker!"

„Am Ende nimmt ihn der nicht an, wenn er ihm nicht ein Trinkgeld für's Angreifen vorausbezahlt," sagte lachend der rohe Garnfortirer. „Ich möchte Sie deshalb in Moser's Namen darum gebeten haben — um ihm die Antwort zu überzuckern und weil doch heut Ihr Geburtstag ist, Herr Endermann."

Ueber den drolligen Einfall des Sortirers mußte der reiche Fabrikant überlaut lachen. Er fand ihn gar zu originell, griff in die breite Tasche seiner bunt geblümten seidenen Weste und langte Friedrichen ein altes Guldenstück hin. „Das ist für Dich, Mordkerl," sagte er cordial. „Trinke dafür auf nächsten Sonntag nochmals meine Gesundheit, dem Bettel-Moser aber sage, ich wollte ausdrücklich, daß er Morgen wieder zu mir komme. Und, hörst Du, Friedrich, hat die zerlumpte Creatur Hunger,

ſo laß Dir in der Küche ein paar Knochen vom Koch geben und etwas Zuſammengegoſſenes. Das mag er eſſen. Es wird ihm wunder wie delikat ſchmecken gegen ſeine wäſſrigen Erdäpfel. Man muß doch mild ſein und freigebig an ſeltenen Ehrentagen, darum alſo, ein paar Hühnerknochen und was Gebratenes aus der Küche, Friedrich, aus der Küche! Geld hab' ich nicht zu verſchenken, das muß ein guter Wirth fein zuſammen halten."

Friedrich ging, überbrachte dem Weber Endermann's Antwort und forderte ihn auf, in der Küche einen Löffel Warmes zu eſſen.

„Es ſind lauter vornehme Sachen da," ſagte er, „Gerichte, wie ſie Euch euer Lebtage noch nicht vor den Schnabel gekommen ſind — gebratener Schinken, geſpickte Perlhühner, Krebspaſteten, Wiener Schnitzel — ſapperment, Ihr ſollt Euch wundern!"

„Mir fehlt's an Appetit," verſetzte Moſer mit niedergeſchlagener Miene. „Lieber wär' es mir geweſen, Herr Endermann hätte mir Garn gegeben. Ich muß nun einen ganzen Tag faullenzen und kann nichts verdienen. Wie ſoll ich das wieder einbringen mit meiner lahmen Hand! Und dazu iſt die Suſanna bettlägerig!"

„Ei ſo nehmt's Elend doch auch einmal auf die leichte Achſel!" gegenredete der luſtige Garnſortirer. „Es trägt ſich, weiß Gott, viel bequemer und hockt ſich nicht ſo feſt auf, als wenn Ihr immer ſo griesgrämig in den Tag hineinſeht!"

Moſer ſeufzte, warf aber doch ſeinen Leinewandſack ab, hing ihn über den Stock und lehnte beide in einen Winkel der Hausflur. Dann folgte er Friedrichen nach zur Küche. Als ſie eben eintreten wollten, kam von der Hofthüre her ein anderer Gaſt in's Haus. Es war ein ſchlanker Mann, bleich von Geſicht, mit ſchwarzen, ſchlicht über Stirn und Schläfen gekämmten Haaren. Er trug einen ſchwarzen bis an den Hals zugeknöpften Tuchrock, eben ſolche Beinkleider und hohe bis an die Knie reichende glänzend gewichſte Stiefeln. Tracht, Ausſehen, Haltung, Alles verrieth in dem Fremden einen katholiſchen Geiſt-

lichen. Er zog höflich grüßend den Hut und fragte den Garnſortirer: ob er nicht einige Worte mit dem Herrn ſprechen könne.

Friedrich maß ihn mit unſicherm Blicke, dann ſagte er kurz hingeworfen: „Aus Prag, ſcheint mir.“

„Von den barmherzigen Brüdern.“

„Gedulden Sie ſich nur ein paar Augenblicke, ich bin gleich wieder bei Ihnen.“

In gewaltigen Sätzen, daß die hölzernen Stufen knallten, rannte Friedrich die Treppe hinan. Moſer und der barmherzige Bruder aus Prag ſtanden ſich gegenüber.

„Seid Ihr krank?“ fragte mild und freundlich der Katholik.

„Ja, ich habe den Ausſatz.“

„Den Ausſatz?“ wiederholte der barmherzige Bruder und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Und Ihr wagt es, frei und frank mit andern Menſchen zu verkehren?“

„Ach, mein lieber junger Herr,“ erwiederte Moſer, „es iſt nicht ein Ausſatz, der anſteckt, es iſt blos einer, der verachtet wird! Die entſetzliche, fluchbeladene Krankheit der Armuth hat mich ergriffen und für ſie haben Staat und Aerzte keine Mittel oder wollen keine haben. Man zuckt bedenklich die Achſeln, rümpft die Naſe, wirft, wenn es hoch kommt, ſolchem rettungslos Erkrankten einen ſchlechten Pfennig oder einen rauchenden Knochen hin und geht ſeiner Wege. Solch einen Knochen will ich mir jetzt holen, wenn Sie's erlauben, und wollen Sie ſehen, daß meine Krankheit in unſeren Tagen dem Ausſatze gleichgeachtet wird, ſo geben Sie Acht auf die Küchenmägde.“

Mit dieſen Worten ſtieß Moſer die Thür zur Küche auf, trat keck hinein und ſagte: „Etwas vom Abhub bitt' ich, Herr Endermann hat's befohlen!“

Die Mädchen ſteckten die Köpfe zuſammen, der Koch kratzte verſchiedene kalte und warme Speiſen auf und reichte einen Teller voll einem der aufwaſchenden Mädchen. Dieſes ſchob das Hackemack dem Weber mit verächtlicher Gebehrde zu, indem es ſagte: „Dort hinter der Thür ſteht ein Bänkchen. Da könnt Ihr niederſitzen, damit Ihr Niemand im Wege ſeid!

Moſer empfing den Teller, wendete ſich nach dem barmherzigen Bruder um und warf einen Blick auf ihn, in dem der Schmerz einer ungerecht mit Füßen getretenen Seele um Rache zum Himmel ſchrie. In dieſem Moment rief Friedrich von der Treppe herab dem Katholiken zu:

„Wollen Sie ſich gefälligſt herauf bemühen? Herr Endermann und ſeine Gäſte werden ſehr erfreut ſein, den frommen Bruder bei ſich zu ſehen.“

Moſer lachte ſtill für ſich und verſchlang die empfangenen Speiſen mit großer Gier, denn obwohl er keinen Appetit hatte und ohne Genuß die ungewohnten Leckereien aß, plagte ihn doch der Hunger, den er erſt während des Eſſens recht fühlte.

Inzwiſchen erreichte der barmherzige Bruder den Geſellſchaftsſaal, grüßte die ſchwelgeriſche Verſammlung und bat, als Bote der barmherzigen Bruderſchaft in Prag, um eine kleine Unterſtützung für die Verfolgung ihrer wohlthätigen Zwecke. — Es iſt nichts Seltenes, daß dieſe geiſtlichen Brüder auf ihren Almoſenwanderungen nach Sachſen und Schleſien kommen, wo unſere Geſchichte ſich zutrug. Beſcheiden, höflich, nur den Zweck ihrer Sendung im Auge, ſind ſie überall gern geſehen und bekommen oft anſehnliche Gaben. Man weiß, daß dieſe wahrhaft chriſtliche Wohlthätigkeitsanſtalt Leidende und Bedürftige ohne Anſehen der Perſon, ohne Unterſchied der Religion mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Ausdauer unterſtützt und unentgeltlich verpflegt, und ſchon aus dieſem Grunde verlaſſen ſie nie ein Haus ohne Spende.

Endermann war ſeiner Natur nach kein Freund vom Geben, wo er ſich aber als freigebiger Mann zeigen konnte, da ließ er ſich nie zweimal auffordern. Er ſteuerte zu allen möglichen Vereinen, half die Miſſionäre in Indien und China bezahlen, gab in die Armenkaſſen, in die Mäßigkeitsvereine, kurz, wo er darauf rechnen konnte, daß ſein Name genannt werde. Den armen, zitternden Greis aber, der, halb erblindet und kaum mit Lumpen zur Nothdurft bedeckt, an ſeinem Stabe von Thür zu Thüre fühlte und um eine Krume Brod zur Stillung ſeines Hungers bat, den wies er mit barſchen Worten ab, *weil* er regelmäßig in die Armenkaſſe gab. Noch weniger fiel es ihm ein, die arme

arbeitende Klaſſe, die nur von Tag zu Tag lebt, zu unterſtützen. Das nannte er: das Volk verziehen und übermüthig machen. Auch war es Grundſatz und vielleicht Ueberzeugung bei ihm geworden, daß, wer durch eigenes Bemühen und Arbeiten Nichts vor ſich bringe, von der Vorſehung zu einem irdiſchen Leben in Noth und Elend beſtimmt ſei. Dies eigenmächtig ändern zu wollen, dünkte ihn frevelhaft. Er tröſtete ſich mit dem Gemeinplatze, daß Gott es nicht anders wolle, und, da er in anderen Fällen, wo es ihm paßte, ein ſtarker Bibelheld und Verehrer des Wortes war, ſo ſagte er wohl lächelnd: das arme Pack ſei am Ende noch zu beneiden, da ihm die himmliſchen Freuden ja gewiß wären! Gott möge wiſſen, ob er nicht dort oben gewaltig werde leiden müſſen, auch dann, wenn er an das Bettelvolk ſcheffelweiſe Geld austheile. Darum wolle er es lieber abwarten und dem Spruche vertrauen: „Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet!“

Endermann ging daher dem barmherzigen Bruder zuvorkommend entgegen, reichte ihm ſelbſt einen Römer des beſten Weines und drückte ihm zwei Ducaten in die Hand. Die Gäſte folgten dem guten Beiſpiele ihres Wirthes und der geiſtliche Bruder aus Prag verließ den Saal mit reichen Gaben beſchwert. Während er die Treppe herabſtieg, überzählte er das Geld. Es waren mehrere Goldſtücke darunter und eine Menge alter Silbermünzen. Er klimperte noch im Hauſe damit, als er an der Küchthür vorüberging. Moſer hörte den Klang des Silbers und ſah den Geiſtlichen nach dem Hofe ſchreiten. Raſch ſtand er auf und trat ihm entgegen.

„Sie haben eine gute Ernte gehalten, nicht wahr?“ redete er den Katholiken an, ſich mit umgekehrter Hand den Mund wiſchend.

„Ich muß Gott von Grund meines Herzens danken,“ verſetzte dieſer und ſchlug in jener eigenthümlichen Art die Augen auf, die man nur bei römiſch-katholiſchen Prieſtern findet.

„Danken Sie Gott, ehrwürdiger Herr, auch dadurch, daß Sie ſelbſt barmherzig ſind,“ ſagte der Weber mit bewegter Stimme. „Ich bin arm, ein halber Krüppel und ohne alles Geld. Mein

Weib liegt krank daheim und erwartet ſtündlich ihre Niederkunft. Sie werden ſich einen doppelten Gotteslohn verdienen, wenn Sie ein geringes Scherflein von der reichen Gabe mir darreichen. Denken Sie, daß es nur ein Broſamen iſt, der von des Reichen Tiſche fällt! Ich flehe Sie darum, ehrwürdiger Herr, in der Angſt meines Herzens!"

Und der Weber faltete krampfhaft ſeine knöchernen Hände und hielt dem barmherzigen Bruder ſeine ſchäbige Mütze entgegen, während ihm die Kniee ſchlotterten vor Angſt und Scham; denn es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er mit lautem Wort um ein Almoſen bat.

Der barmherzige Bruder warf einen Blick tiefen Mitleids auf den Weber, indem er das empfangene Geld laut klingend in ſeine Taſche gleiten ließ.

„Lieber Mann," entgegnete er, „ſeid überzeugt, daß ich Theil nehme an Eurem Leid und Euch aufrichtig beſſere Tage wünſche, allein Eure Bitte kann ich nicht erfüllen, ſo tief ſie mich rührt. Ich bin arm, bin ärmer wie Ihr, denn ich beſitze Nichts. Was mir gutherzige, mildthätige Menſchen geben, gehört unſerer heiligen Bruderſchaft. Es iſt ein Depoſitum, was meinen Händen anvertraut wird, und worüber ich meinen Oberen Rechenſchaft ablegen muß. Ich würde eine ſchwere Sünde begehen, wollte ich es angreifen und nur einen Pfennig als mein Eigenthum betrachten."

„O, das ſollen Sie auch nicht, ehrwürdiger Herr," fiel Moſer ein. „Sie ſollen es ja blos einem Nothleidenden ſchenken!"

„Ich vergriffe mich immer an mir anvertrautem Gute, armer Mann, und davor behüte mich Gott und die heilige Jungfrau! Darum dringt nicht mehr in mich, ich bitte Euch, geht lieber hinauf zu den frommen, gutherzigen Menſchen, die ſo gern mittheilen; ich, lieber Mann, kann Nichts für Euch thun, als zu Gott beten, daß er Eure Lage verbeſſern möge! Gelobt ſei Jeſus Chriſt!"

Der barmherzige Bruder verließ das Haus des reichen Fabrikanten, Moſer aber machte ſeinem Schmerz und Ingrimm durch ein ſchauerliches Hohngelächter Luft. „Geht hinauf zu den

frommen, gutherzigen Menschen," wiederholte er. „Daß sie vor mir ausspuckten, mich Lump und Bettler schimpften und mir wohl gar die Thür wiesen? — Nein, mein guter Herr, das will ich doch bleiben lassen! Ehe ich bei den Reichen bitte, gehe ich bei den Hunden zu Gaste!"

So sprechend warf er seinen Leinewandsack wieder über die Schultern, nahm seinen Stecken und verließ in dumpfem Ingrimm Endermanns Hof.

2.

Bei ruhiger Betrachtung unserer modernen socialen Zustände könnte man zuweilen veranlaßt werden, an eine Prädestination zu glauben. Damit ist freilich Nichts geholfen, aber man hat doch einen Weg gefunden, den man in allen Fällen zu eigener Rettung einschlagen kann. Es fällt uns dann nicht ein, an Gott, an einer weisen Weltordnung, an einer Vorsehung zu zweifeln und zuweilen das ganze liebe Welt- und Himmelsregiment auf gut deutsch zu vermaledeien! Die Vorausbestimmung ist das sicherste und nachhaltigste Mittel, allen Seeleningrimm, allen Verzweiflungsdrang, alle Widersetzlichkeit gegen göttliches und weltliches Gesetz aus dem Grunde zu curiren! Es mußte so kommen — es hat nicht anders sein können — es war seine Bestimmung — Gott hat es so gewollt in seiner Weisheit — mit solchen und ähnlichen frommen Trostsprüchen lullt man dann bequem die jammernde Seele ein. Niemand denkt an Neuerung, Umgestaltung und Auflehnung. Der Mensch wird ein glücklicher Bürger, weil er immer beschwichtigt bleibt, und Staat und Kirche können sich ungestört ohne störende Gedanken Unberufener in dem Kreise erweitern oder zusammenziehen, den die erhabene Weisheit der weltlichen und geistlichen Machthaber fest um sie gezogen hat —

Meier gehörte zu diesen vorbestimmten Unglücksvögeln, denn was er auch angriff, es schlug ihm überall fehl. Die Glücklicheren zuckten die Achseln und meinten gleichgültig: der Mann hat Unglück; die Frommen verdrehten die Augen und seufzten: so straft

Gott die Sünden der Väter an den Kindern! Es wußte aber Moſers Eltern Niemand etwas Böſes oder gar ein Verbrechen nachzuweiſen; ſie waren ehrlich und arm geweſen, wie der Sohn, ſie hatten zur Miethe gewohnt, ſie hatten gearbeitet und gedarbt, um als ehrbare Leute leben und ſterben zu können und der Vater war bereits mit dem innigen Seufzer zu Gott auf der ſterbenden Lippe, daß es ſeinem Sohne ein klein wenig beſſer gehen möge, als ihm, ſanft in dem Herrn verſchieden. Ach, es iſt kaum zu glauben, wie genügſam die Wünſche des Armen ſind, um wie wenig er zu bitten wagt! Und doch, wie ſelten findet eine ſo kleine Bitte Erhörung! —

Moſers Vater hatte ebenfalls vergeblich gefleht. Sein Sohn blieb arm, wie er und brachte es ungeachtet ſeiner Thätigkeit zu Nichts, als zum kargen täglichen Brod. Leider hatte er bei ſeiner Armuth noch den tollen Einfall, ſich in ein hübſches, junges Mädchen zu verlieben, die ſo arm war, wie er ſelber. Als ob der Arme ein Recht habe, auf das Glück der Ehe Anſpruch zu machen! Suſanna war ebenfalls in den ſchmucken Weber vernarrt und weil ihre Eltern eine Verheirathung Beider nicht zugeben wollten, geſchah, was in ſolchen Fällen unter jungen Liebesleuten in der Regel zu geſchehen pflegte. Die Hochzeit der Liebenden fand erſt zwei Monaten nach der erſten Kindtaufe ſtatt, die inzwiſchen auch für lange Jahre die letzte bleiben ſollte.

Moſer würde ſich aus dieſem Unglück, wie die Leute einen ſolchen Vorfall zu nennen belieben, wenig gemacht haben, wäre nicht die Unduldſamkeit und der brutale Fanatismus des Ortspredigers ihm wie brennender Schwefel in die Seele gefallen. Es war Sitte, wie man dies faſt überall auf den Dörfern findet, daß die Wöchnerin nach Ablauf von vier bis ſechs Wochen zur Kirche ging, um Gott für ihre Wiederherſtellung zu danken. Dies wird von der Kanzel herab öffentlich bekannt gemacht und von Seiten der Geiſtlichen ein kurzes Dankgebet verbunden. Vorher muß ſich die Kirchengängerin auf der Pfarrwohnung melden und ihr Wiedererſcheinen im Tempel des Herrn herkömmlicher Weiſe bezahlen. Auch Suſanna unterzog ſich dieſer Sitte, weil ſie nicht zu umgehen war; aber ſie erblaßte, als der ſtrenge zelo-

tiſche Geiſtliche ihr die begangene Sünde mit harten Worten vorhielt, ſie unverholen eine H... nannte und auf ihren ferneren Lebenswandel genau zu achten drohte. Völlig vernichtet ging nun Suſanna zur Kirche. Die Worte des Pfarrers brannten wie glühende Kohlen in ihrem Herzen.

Weinend ſetzte ſie ſich in ihren Kirchſtuhl, der unfern der Kanzel an einem Pfeiler angebracht war. Von ihm aus konnte ſie ihren Geliebten und erklärten Bräutigam ſehen, der, im vom Vater ererbten Sonntagsrocke, auf der Empore ſtand und forſchende Blicke auf ſie heftete. Der Prediger donnerte gewaltig über das ſündhafte Leben der Verworfenen und meldete die Hölle mit den allerſchönſten Feuerfarben, um recht tiefen Eindruck auf ſeine Zuhörer zu machen. Als er nach beendigter Strafpredigt an die Abkündigungen kam und jetzt auch der Kirchgängerinnen erwähnte, unterließ er nicht, die arme Suſanna, die ſo glücklich war, als Mutter und baldige Gattin des armen Webers, vor der ganzen Gemeinde als arge Sünderin hinzuſtellen. In heulendem Tone bat er für ſie und die Frucht ihrer Sünde um Gnade, flehte zu Gott, daß er dem in Sünden und Laſtern empfangenen Kinde durch das Bad der heiligen Taufe einen chriſtlichen Geiſt möge eingeflößt haben und ermahnte ſchließlich alle tugendſamen Mädchen, ſich ein warnendes Beiſpiel an der Gefallenen zu nehmen!

Moſer tobte, als er an der Kirchthüre die ganz darniedergebeugte, ſchluchzende Suſanna umfaßte, und es bedurfte ihrer ſchmeichelndſten Liebesworte, um den Erzürnten vom einem raſchen und vielleicht übereilten Gange auf die Pfarrwohnung zurückzuhalten. Ihn empörte nicht, daß ſeine Braut ſo ſchonungslos von dem Eifernden abgekanzelt worden war, ſondern daß dergleichen geiſtliche Rohheiten immer nur an der Armuth verübt wurden. Bei dem Reichen, der in ſolchen Fällen den ſalbungsvollen Händedruck des Seelenhirten mit einem Goldſtück bezahlt, wurde der Sache weiter gar keine Erwähnung gethan.

Seit dieſem Vorfalle haßte Moſer den Pfarrer und vermied, mit ihm zuſammen zu treffen. Sein Wunſch ward erfüllt. Er hatte keine Gelegenheit, nach der Trauung in perſönliche Berüh-

rung mit dem ſtrengen Manne zu kommen, denn ſeine Ehe mit Suſanna blieb zu ſeiner größten Betrübniß kinderlos. Nur einmal mußte er noch einen ſchweren Gang zum Geiſtlichen antreten, als das Scharlachfieber ihm und ſeinem Weibe das Kind ihrer Liebe für immer entriß. Um allen ungehörigen Bemerkungen vorzubeugen, die er auf des Pfarrers gekrümmter Lippe ſich breit machen ſah, ließ er es in größter Stille beerdigen.

Auf ſeinem einſamen Heimwege von Endermann durchlief Moſer nochmals dieſe ſeine ganze Vergangenheit. Er ſuchte mit wahrer Fieberangſt nach einem haltbaren Grunde für ſeine Noth. Hätte er ihn gefunden, er würde ſich wie Tauſende beruhigt, in Geduld gefaßt, in das Unabänderliche geſchickt haben. Aber er fand nichts, gar nichts! Er hatte blos arbeitsvolle Tage an Tage zu reihen, ſchlafloſe Nächte zu zählen, in denen er bei trüb brennender Lampe unermüdlich geſchafft hatte. Und doch kein entſprechender Lohn für ſo ſchwere Arbeit, doch ſeit Jahr und Tag nicht einmal mehr das dürftigſte Auskommen! — War es ihm zu verdenken, wenn er ſich im Grolle umkehrte und mit der machtloſen Hand hinauf drohte nach dem glänzenden Hauſe des Reichen, wo jetzt ſo viele Glückliche, denen es an Nichts gebrach, die nie erfahren hatten, welch bittere, ſeelenzerſtörende Speiſe das Hungertuch gewährt, in den angehäuften Schätzen ſchwelgten, die er mit ſeinem ſauren Schweiße hatte verdienen helfen? —

Moſer wohnte zur Miethe in einem kleinen Häuschen, deſſen Beſitzer ebenfalls Weberei trieb und ſich zuweilen auch noch einige Groſchen durch Handarbeit bei den Bauern verdiente. Er war ein robuſter Mann von unverwüſtlicher Geſundheit, dem die trockene Kartoffel Jahr aus Jahr ein täglich immer gleich trefflich ſchmeckte. In dieſem Häuschen hatte Moſer ein Stübchen inne, das kaum acht Ellen im Quadrat Flächenraum enthielt. Dieſer war noch beengt durch einen anſehnlichen Ofen von grünen Kacheln, der unvermeidlichen Ofenbank, einem Topfbrett, zwei Webeſtühlen, einem Tiſch und drei Schemeln. Denn ſo viele brauchte der Weber, da ſeine alte Mutter noch bei ihm wohnte. Für dies Stübchen und eine luftige Bodenkammer von weit geringerem

Raume, nebſt einem ſogenannten Kartoffelloche unter der ſchief bis zur Erde reichenden Bedachung der Abſeite des Hauſes, mußte er jährlich vier Thaler Miethe zahlen, eine Summe, die er häufig kaum erſchwingen konnte.

Die alte Mutter ernährte ſich vom Spinnen und trug von dem unglaublich geringen Verdienſt ihr Scherflein bei zu Bezahlung der Miethe. Gertrud hatte beinahe ihr ganzes Lebenlang geſponnen und zwar, wie es zu ihrer Zeit Sitte war, auf der Spindel oder Spille. Durch unendlich lange Uebung hatte ſie eine ſo große Fertigkeit in dieſer Beſchäftigung erlangt, daß ſie in ihren blühendſten Spinnjahren das allerfeinſte Garn zu verfertigen ſich weit und breit rühmen durfte. Allein der Lohn ſtand mit der Mühe in keinem Verhältniß. Die Gertrud konnte kaum leben und ſpann ſich im Laufe der Zeit faſt blind! Und dieſe ſtille, fleißige Märtyrerin der Armuth kannte Niemand! Auf ſie achtete keiner der Vorübergehenden, wenn ſie an warmen Sommerabenden vor der Thür des kleinen Häuschens ſaß und unabläſſig die braune Spindel um die grauen flatternden Haare tanzen ließ.

Seit Gertrud von den feinen abſpringenden Flachstheilchen eine heftige Augenentzündung bekommen hatte, für die ſie aus Mangel an Geld und Zeit keine ärztliche Hülfe anſprechen konnte, verdiente das arme Weib täglich blos noch zwei Pfennige, was man begreiflich finden wird, wenn man bedenkt, daß die alte Spinnerin den rohen Flachs kaufen und, weil ſie es ſelbſt nicht vermochte, durch Fremde zubereiten laſſen mußte. Zahlte ſie auch nur eine Kleinigkeit dafür, ſo war es immer genug, um verhältnißmäßig dadurch in ihrem reinen Verdienſt empfindlich geſchmälert zu werden. Außerdem bedurfte ſie jetzt einer dreimal längeren Zeit, als ehedem, um einen Strähn zu ſpinnen, da ſie ſich ganz allein auf ihr Gefühl verlaſſen mußte. Wie große Mühe ſich aber Gertrud auch gab und wie langſam ſie immer ſpann, das Garn ward ihr unter den Händen immer ſtärker und unegaler und die Garnkäufer verkürzten ihr in Folge davon den Lohn ſo ſehr, daß ihr täglicher Gewinn nur zwei Pfennige betrug. Und doch faltete dieſe alte, fleißige Frau früh, Mittags und

Abends ihre kraftloſen Hände, dankte Gott, daß er ſie gnädig beſchützt, vor größerem Unglück bewahrt und bisher nothdürftig geſättigt habe, und bat ihn, ohne zu ermüden, um ein ſanftes, ſeliges Ende! —

Suſanna ſaß neben der alten, ſpinnenden Gertrud auf der Ofenbank und hatte beide Arme in ihre kattunene Alltagsjacke gehüllt, die ſie bei der Arbeit zu tragen pflegte. Das arme Weib war hochſchwanger und fror, daß es ſie ſchüttelte, obwohl das Wetter warm war.

„Du biſt recht lange weggeblieben," ſagte ſie, als Moſer von ſeinem fruchtloſen Gange zurückkam. „Es gab wohl viel zu thun?"

„Erſchrecklich viel," erwiederte dieſer, ein bitteres Lachen unterdrückend. „Ich möchte ſchon wiſſen, ob ſie um Mitternacht ihre Arbeit einſtellen werden."

„So viel Geſchäfte ſind doch auch eine Laſt! Die Leute werden ihres Lebens nicht froh; ich möchte es nicht haben"

„Zu Zeiten doch, Suſanna! Heute zum Beiſpiel hätte ich gewünſcht, die Armen der ganzen Welt wären auf Endermanns Hofe zuſammengekommen. Vom bloßen Geruche der Speiſen, die das übermüthige Volk verſchlang, wären ſie ſchon ſatt geworden. Straf' mich Gott, es iſt eine Sünd' und Schande, ſo zu freſſen und ſchlimmer, wie's liebe Vieh zu ſaufen, während Tauſende nicht das trockene Brod im Hauſe haben! Und doch rühren dieſe ihre Hände mehr, als jene! Hilf Gott, wo iſt da Sinn und Verſtand d'rin!"

„Was gab's denn?" fragte die Kranke, verwundert aufſehend zu Moſer, deſſen Heftigkeit ihr ſeltſam und ungewohnt vorkam.

„Wenn unſer Einer fünfundzwanzig Jahre ſchlecht und recht ein eheliches Leben unter Sorgen und Mühen, unter Kummer und Thränen verbracht hat," erwiederte Moſer, „oder ſeine ſilberne Hochzeit mit der Weblade feiert, da ſchlägt man an ſeine Bruſt, dankt Gott, daß es abgegangen iſt, ohne gar zu auffällige Noth und fällt Abends vor Schlafengehen auf ſeine Kniee, um ſich durch Dank und Bitte zur Fortſetzung des ſchweren Lebens zu

ſtärken. So macht's unſer Einer, ſag' ich, die Reichen aber, die quirlen ein Dutzend Brühen ein, mit allen Gewürzen der alten und neuen Welt verſetzt, verſchreiben ſich ein halbes Schock vornehmer Schmarotzer und eſſen und trinken, bis ſie Sonne, Mond und Sterne für Hefeklöße und den Himmel ſelbſt für einen Dudelſack anſehen! Ich wollt', die Krank' ſchlüg der ganzen Clerisei in die Knochen!"

„Mein Gott, ſie haben's ja!" ſagte Suſanna beſchönigend. „Laß ſie's doch genießen, das liebe Gut; wo ſollen ſie hin damit!"

„Wohin damit?" fuhr Moſer auf. „Weib, Du biſt nicht recht klug! Wohin damit! — Ei, dahin, wo man alle Finger nach einer Faſer kräftigen Fleiſches leckt! Dahin, wo der Arme im Elende verkümmert, wo der redliche Arbeiter die Sündenmaſt verdienen hilft! — Gott ſoll mich bewahren, meine Hand nach fremdem Gut auszuſtrecken oder dem Reichen ſein Vermögen zu beneiden! Ich bin nicht habſüchtig, nicht nach eitlem Geld und Gut geizig. Aber eſſen will ich, weil mich hungert, und weil ich nicht eſſen kann, ohne zu arbeiten, ſo fordere ich Arbeit und Lohn für meine Arbeit. Wenn mir aber weder das Eine, noch das Andere gegeben wird, blos weil es die Praſſerei ſtören würde, ſiehſt Du, Frau, ſo wollt' ich, alle Karpfen und Hechte, die bei Endermanns heute geſotten und gebraten auf den Tiſch gekommen ſind, hätten ſich in giftige, feuerſpeiende Drachen verwandelt und die ganze Geſellſchaft in Brei zermalmt!" —

Moſer ſetzte ſich den beiden Frauen gegenüber auf den Tiſch und ſchlug ſeine Arme über die Bruſt. Der Zorn des Armen, der ſich ſeiner Ohnmacht wohl bewußt war, hatte einen faſt komiſchen Anſtrich, obwohl hinter der drolligen Maske das Schreckensantlitz des fürchterlichſten Ernſtes, der hoffnungsloſeſten Verzweiflung grinſte.

Gertrud ſchüttelte den Kopf, um ihre Mißbilligung über die heftigen Worte des aufgebrachten Gatten zu erkennen zu geben, und Suſanna ſeufzte, da ſie wohl einſah, daß ihr ergrimmter Mann Recht habe. Die Stubenthür wurde aufgeſtoßen und der Beſitzer des Häuschens, Fürchtegott, trat ein. Der kräftige, überaus robuſte Mann ging barfuß in zerriſſenen Schuhen, die

er ſich aus abgetragenen Stiefeln zurecht geſchnitten hatte. Eine Leinewandhoſe, die kaum bis über's Knie herabreichte, ſchlotterte um das muskulöſe Bein. Darüber trug er nach Art der Weber eine vielgewaſchene Schürze, die ehedem blau geweſen ſein mochte, jetzt aber mehr in's Aſchgraue ſchimmerte. Ein ſchwarzes Lederkäppchen ſaß ihm ſchief auf dem ſtarken, ſtruppigen, mit Garnſtaub gepuderten Haar.

„Guten Tag, Nachbar!“ ſagte der Häusler. „Warum ſo verdrießlich?“

„Hätte ich einen guten Tag, ſo würde ich nicht ſo verdrießlich ſein.“

„Werft's hinter Euch, Moſer, wenn Euch 'was drückt. Leichtes Blut und reſolutes Weſen hilft über vieles hinweg. Vordem, ſeht Ihr, trieb ich's gerade wie Ihr und hatte keine frohe Stunde. Alles ſchmeckte mir nach Galle. Seit ich mich aber bei der Arbeit auf's Singen gelegt habe und manchmal einen „Dünnen kippe*)“, ſeitdem ſcher' ich mich den Teufel um die Welt! Hat der Herr mit Euch gezankt?“

Moſer ſchüttelte den Kopf und ſah finſter vor ſich hin.

„Wißt, Nachbar, Euer Brodherr gehört zu den Feinen! Wenn der Euch zwickt, ſo müßt Ihr ihn kneipen.“

„Wie meint Ihr das?“

„Das meine ich ſo. Endermann gibt, wo er's machen kann, gern ein paar Pfennige weniger, als ausbedungen ward, das nenne ich zwicken, und dafür, ſeht Ihr, müßt Ihr die Lade 'was Lockerer auffallen laſſen, damit das Gewebe dünner und eher fertig wird. Auch habt Ihr dabei den Vortheil, daß vom Schuß ein paar Gebinde übrig bleiben. Das heiße ich denn kneipen. Begriffen?“

„Die Manier gefällt mir nicht.“

„Gefallen oder nicht gefallen, wenn ſie nur hilft und zu Frühſtück und Veſper ein halbes Viertelchen abwirft.“

„Ich trinke nicht, wie Ihr wißt, auch denke ich: Ehrlich währt am Längſten. Betrügt uns der Reiche, nun, ſo wird ihm

*) Ein Glas Kornbranntwein trinke.

unſer Herrgott aus ſolchem Gewinn auch kein himmliſches Ruhekiſſen ſtopfen."

„Ei ei, Moſer! wollt Ihr mich unehrlich machen, weil ich auf meinen Vortheil ſehe? Handel und Wandel, Nachbar, und Leben und leben laſſen, das ſind meine Grundſätze! Wenn der Reiche ſchwelgt, ſo will der Arme wenigſtens was zu knuppern haben, damit es ihm nicht in die Zähne fährt und er Gelüſt bekommt, damit in's Fleiſch zu beißen."

„Es iſt Sinn in dem, was Ihr ſagt, Fürchtegott. Ich will mir's überlegen und wenn ich mich zurecht finden kann mit meinem Gewiſſen, Euerm Beiſpiele folgen."

„Thut's und Ihr werdet Euch wundern, wie geſchwind Aerger und Verdruß auf und davon laufen! Aber was ich eigentlich ſagen wollte, Moſer, das iſt: der Gemeindebote war da und hat Euch für künftigen Montag zu Hofe gebeten. Ihr ſeid, glaube ich, noch im Rückſtande, und da ſollt Ihr für diesmal gleich auf anderthalb Tage Euch einrichten und Hacke und Schaufel mitbringen. Es ſollen, denke ich, Graben gehoben oder ein Fahrweg ausgebeſſert werden."

Moſer lachte laut auf: „So ein Hofetag kommt doch immer wie gerufen, platterdings wie vom Himmel heruntergefallen," ſagte er „Wenn ein armer Teufel kein Brod im Hauſe hat, und wegen unverſchuldeter Verſäumniß ſich viertheilen möchte, um nur ja die Arbeit ſchnell abliefern zu können, da ſchickt die gnädige Herrſchaft den Boten herum und befiehlt, daß man für ſie arbeiten ſoll. Wenn ich nur noch wiſſen ſollte, wer vor Alters die Geſetze gemacht und das aufgebracht hat? Ich bettelte mir einen Dreier zuſammen und gäbe ihn zu einem Denkmale, das ſolchem Hauptkerl von ſeinem Spitzbuben geſetzt werden müßte!"

„Lieber Mann," fiel Suſanna ein, „wie kannſt Du Dich ſo ereifern! Es iſt ja die Herrſchaft und die Anderen thun es ja auch."

„Freilich, es iſt die Herrſchaft, aber warum? So oft mir die Frage wie ein Schwärmer durch den Kopf ſchwirrt, werde ich jedesmal ſchwindelig. Ich kann den Grund nicht finden und bin doch verdammt zu einem Gründlinge!"

„Moſer,“ verſetzte der minder ſkeptiſche Fürchtegott, „entweder ſeid Ihr krank oder nicht recht bei Troſte, oder Ihr fangt an, mit der Latte zu laufen! Wenn ich Euch rathen ſoll, ſo nehmt Krauſemünze ein. Das reinigt das Blut und ſcheuert den Magen aus, den Ihr Euch ſicher verdorben habt.“

„Vermuthlich, vermuthlich!“ erwiederte Moſer bitter lachend. „Die paar abgeknaupelten Hühnerknochen aus Endermanns Küche müſſen das große Wunder bewirkt haben.“

„Gott behüte Euch, Nachbar, und gute Beſſerung, wenn Ihr's nicht übel nehmt? Alſo auf den Montag früh um 6 Uhr mit Hacke und Schaufel auf den Hof.“

Fürchtegott ließ die Thür wieder zuklappen und hüpfte pfeifend in ſeine Stube, aus welcher bald darauf das taktmäßige Anſchlagen der Weblade wieder erklang.

Moſer verſank in ſein voriges düſteres Nachſinnen. Lauteres Seufzen und Stöhnen ſeiner armen Frau weckten ihn daraus. Er ſah auf und fragte, was ihr fehle? Suſanna winkte ihn zu ſich.

„Meine Stunde naht,“ flüſterte ſie ihm mit ſchwacher Stimme zu. „Vielleicht erlöſt mich Gott.“

Moſer unterdrückte einen Seufzer, zog ſeine Jacke wieder an und nahm die Mütze von dem Stangenende, die im Viereck den Ofen umgaben. „Mutter,“ ſagte er, „Ihr thut meinem armen Weibe wohl eine Handreichung, wenn ſie's bedarf. Ich gehe, ihr Hülfe zu holen.“

Gertrud ſteckte die Spindel in ihren Rocken, nickte dem Sohne freundlich zu und rückte dann auf der Bank fort bis zu ihrer Schwiegertochter, die ſie mit ihren hageren, zitternden Armen umfing und nöthigte, den matten Kopf an ihre Bruſt zu lehnen. Moſer aber verließ eiligen Schrittes ſeine ärmliche Wohnung, um der Kreiſenden den nöthigen Beiſtand herbeizuſchaffen.

3.

Arme haben ſelten Glück. Es iſt, als entſetzte ſich die heitere Göttin vor dem Anblick der Elenden, und weiche ihnen aus,

um ſich ihr ſchönes, heiteres Daſein nicht trüben zu laſſen. Der arme Weber ſollte dies zu ſeiner namenloſen Beſtürzung jetzt, wo er doch des Glückes ſo ſehr bedurfte, mehr denn je erfahren. Die Hebamme war vor Kurzem zu einem reichen Bauern des Dorfes geholt worden, deſſen junge Frau ihrer Niederkunft entgegen ſah. Moſer lenkte ſeine Schritte nach dem Bauernhofe, denn er kannte den Beſitzer, er hatte vor Jahren ſeine Frau unzählige Male auf der Schaukel geſchwenkt. Sie war damals ein munteres, lebensluſtiges, gefälliges Mädchen geweſen. Bei ihrem Vater ſtand er ehemals als Erntearbeiter in Dienſten und hatte ihm manche kleine Gefälligkeit erwieſen, manchen Gang für ihn um ein verg elt' es Gott gethan. Er hoffte Theilnahme, vielleicht ſogar Unterſtützung zu finden.

Als Moſer in die Wohnſtube des Bauers trat, ſaß die Hebamme am gedeckten Tiſche, trank Kaffee und aß dazu große Stücke friſch gebackenen Kuchens. Die junge, hübſche Frau lag im Bette und plauderte gemüthlich mit der Alten. Ihre Niederkunft war noch fern. Der Weber hörte mit freudigem Dankgefühl dieſe Nachricht und bat darauf die ſchmauſende Kindermutter, ihn wo möglich ſogleich zu begleiten, um ſeiner armen Frau beizuſtehen. Die Alte ſchlürfte gelaſſen ihre Taſſe aus und ſah den Armen mit großen Augen an.

„Zu Eurer Suſe?“ ſagte ſie. „Wenn ich bei der Jungefrau nicht mehr werde nöthig ſein, will ich kommen.“

„Das würde zu ſpät ſein, gute Frau,“ verſetzte der Weber. „Mein armes Weib iſt krank und obendrein gebricht es ihr am Beſten. Die Zeiten ſind ſchlecht, ein armer Weber verdient ſich kaum noch das tägliche Brod, und wenn gar Krankheiten einreißen —“

„Ihr ſeid ſehr zu beklagen,“ unterbrach ihn die Hebamme, aus der blanken zinnernen Kanne von Neuem ihre Taſſe mit dem Abſud der braunen Bohne füllend, „aber Ihr ſeht ſelbſt ein, daß ich die junge hübſche Frau nicht allein laſſen kann. Es wäre gegen Gewiſſen und Pflicht, und wir geplagten Frauen werden bei jedem kleinen Unglück ſogleich zur Verantwortung gezogen.“

„Ach, bleibt ja, gute Eberten!“ bat die Bäuerin und nahm eine recht leidende Miene an. Moſer's Blick fiel wie eine Feuerflamme auf ſie.

„Dorel,“ ſagte er, „Ihr könnt mich doch nicht ganz vergeſſen haben die paar Jahre her, daß ich nicht mehr bei Eurem Vater auf Arbeit gegangen bin? Ich war Euch immer gefällig in allen Dingen und kletterte Euch zu Liebe auf die höchſten Obſtbäume, wenn Euch grade ein rothbäckiger Apfel oder eine goldgelbe Birne in die Augen ſtach. Denkt daran, Dorel, ich bitt' Euch, und ſeid barmherzig gegen einen recht elenden Mann! Wenn Ihr der Eberten ein gutes Wort gebt, ſo ſchlägt ſie mir's gewiß nicht ab. Es iſt gar ſo dringend!“

Die Bäuerin wollte ſich jedoch all der kleinen Gefälligkeiten nicht mehr erinnern, die der Weber anführte. Sie wußte, daß Moſer arm war und ſich ganz der Weberei ergeben hatte, ſie ſah nur den ärmlich gekleideten, machtloſen Mann vor ſich, der ihr nichts ſchaden, nichts mehr nützen konnte, und ſo hatte ſie denn gar keine Veranlaſſung, ihm eine Bitte zu gewähren, die ſcheinbar mit einem Opfer für ſie verbunden war. Sie erklärte daher auf das Beſtimmteſte, daß die Eberten nicht über die Schwelle gehen dürfe und wenn ſie auch noch über vierundzwanzig Stunden bei ihr warten müſſe. „Nicht wahr, es geht nicht?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich ſanft in die Kiſſen ihres Bettes zurücklehnte.

„Es wäre Mord, mein Engelchen, wenn ich Euch nur einen Augenblick lang verlaſſen wollte,“ erwiederte die Hebamme, kehrte dem vor Angſt zitternden Weber den Rücken und fing an, mit der jungen Bäuerin leiſe zu flüſtern.

Seiner armen harrenden Suſanna und ihrer ganzen Hilfloſigkeit gedenkend, verließ Moſer das Bauernhaus in einer Seelenſtumpfheit, die keine Feder zu ſchildern vermag. Erſt vor dem drohenden Anſchlagen des Hofhundes, der frei im Garten herumlief, kam er wieder etwas zu ſich. Er blieb ſtehen und griff mit beiden Händen in die leeren Taſchen ſeiner blau und roth geſtreiften Kattunjacke.

„Jesus Christus,“ rief er aus, „die Frau in Kindesnöthen, kein Brod im Hause und keinen Dreier, keinen Heller in der Tasche! — Und in der Schrift steht: — Suchet, so werdet Ihr finden? Und: — Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr! — Ha, ich will ewig verdammt sein, wenn ich das ganze rebellion ausgeschlagene Himmelreich nicht für eine Handvoll blanker Thaler an den ersten besten Hausirjuden verhandelte! — Himmelreich und das Elend im Hause! Trost bei Gott auf's Ungewisse hin und daheim ein kreisendes Weib und kein Geld, kein Geld!“

Moser schrie die letzten Worte in voller Raserei und schlug sich mit der Faust vor die Stirn, daß eine Beule aufstieg. Aber der Unglückliche fühlte es nicht. Die Geier an seinem Herzen fraßen so gierig und schlugen ihre Fänge so tief in das innerste Mark seines Lebens, daß er keines gewöhnlichen Körperschmerzes geachtet haben würde. Nach einigen Augenblicken des wahnsinnigen Zauderns begann er zu laufen, durchschnitt den Grasegarten des reichen Bauers in gerader Linie, sprang behend über die Stangen, die ihn vom Feldwege schieden, der hinter der Hofmauche herlief und rannte wie ein Verfolgter querfeldein eine Lehne hinauf, über welche sich ein wiesenumsäumter Fußsteg schlängelte. Eine Stunde hinter dieser Feldlehne lag der nächste Nachbarort, wo sich seit einigen Jahren ein Wundarzt und Geburtshelfer niedergelassen hatte. Diesen wollte Moser jetzt aufsuchen, obwohl er nicht wußte, ob er den Mann zu dem verlangten Dienste bewegen werde und warum er ihm seine Mühewaltung bezahlen solle. Aber sein Weib rang vielleicht mit dem Tode, sein Weib wollte ihn mit einem Kinde, um das sie den Himmel in langen Jahren vergeblich gebeten hatten, beschenken, und Moser hatte kein Weib mehr, als hundert Ärzte zusammen in ihrem gefühlvollen Herzen Liebe aufbringen konnten. —

Nach einstündiger angestrengter Wanderung erreichte der zum Aeußersten wilde Weber das Dorf. Er fand den Wundarzt zu Hause, erzählte ihm seine Noth und bat, ihm doch um Gottes Barmherzigkeit willen zu helfen. Der Arzt war ein milder, menschenfreundlicher Mann, der schon an manchem Lager der

Armuth geſtanden und der Noth in die ſtieren Augen geſehen hatte. Bereitwillig ſagte er dem Weber ſeine Hilfe zu, ließ ſich die Lage des Hauſes beſchreiben, reichte dem Kraftloſen einen ſtärkenden Trank und ermahnte ihn, Gott zu vertrauen. Dann warf er ſich auf ſein treues Reitpferd und jagte im ſchnellſten Galopp dem Dorfe des Webers zu.

Moſer fühlte ſich etwas erleichtert. Er machte ſich Vorwürfe über ſeinen Kleinmuth, bat Gott um Verzeihung wegen ſeiner ſündhaften Reden und machte ſich nach einiger Zeit wieder auf den Rückweg.

Nachmittags in der fünften Stunde hatte Moſer ſeine Wohnung verlaſſen und Abends nach Sonnenuntergang ſah er von der Lehne herab das Dorf mit den rauchenden Hütten im Nebeldämmer unter ſich liegen. „Gott gebe, daß ſie es überſtanden hat, die Arme! Daß ich ein geſundes Kind an mein banges Vaterherz drücken kann!“

Und weil grade aus der Ferne auf den Fittichen des Windes die harmoniſchen Klänge einer Dorfglocke über das Blachfeld zogen, die zum Feierabend läutete, nahm der Weber ſeine Mütze ab, faltete die Hände darüber und ſprach recht aus dem tiefſten, gläubigſten Herzen ein andächtiges Gebet. Dadurch geſtärkt, betrat er das Dorf mit mehr Muth und Vertrauen, als er es vor einigen Stunden verlaſſen hatte.

Langſam ging er die Gaſſe hinab, denn es bangte ihm vor der Heimkunft. Niemand begegnete ihm, es war ſtill und öde, wie meiſtens um dieſe Stunde auf den Dörfern, deren Bewohner im Sommer mit der Sonne zu Bett zu gehen und ebenſo mit ihr wieder aufzuſtehen pflegen. Hie und da hörte er in den Häuſern, an denen er vorübergehen mußte, ein Lied ſingen, manchmal von einer einzelnen Stimme, manchmal von mehreren. Es waren aber ſtets ärmliche Wohnungen, aus denen ſolcher Geſang in die herabſinkende Nacht hineinhallte. Wohlhabende unterlaſſen ſolche nutzloſe Singübungen, da ſie zu genau wiſſen, daß auch mit dem inbrünſtigſten Gebet nicht ein Groſchen zu verdienen iſt. Nur der Arme, der noch hofft, iſt ſo albern, mit ſeinen Bitten ſich unmittelbar an den Herren Himmels und der

Erde zu wenden, da ihm auf Erden selbst Niemand die rettende Hand reicht. Im Geiste sang Moser all diese Lieder, deren Melodieen ihm wohl bekannt waren, mit und sah endlich Fürchtegott's Häuschen in weißlichem Nebelgrau vor sich liegen. Ein Lichtstrahl fiel durch den Spalt eines Fensterladens, der nicht fest geschlossen war. Dahinter lag Susanna.

„Werd' ich eine glückliche Mutter begrüßen?" sagte Moser, und erhob fragend den Blick zum matt gestirnten Himmel. Dann drückte er sanft die Klinke der Hausthür auf und trat in die Hütte.

Er lauschte und horchte, ob er das Geschrei eines Neugeborenen vernähme, aber es blieb Alles still. Nur in Fürchtegott's Stube schnurrte noch das Spulrad in regelmäßig steigender und fallender Tonschwingung. — Unter lautem Herzklopfen stieß Moser behutsam die Stubenthür auf und warf einen forschenden Blick in sein enges Stübchen. Auf dem Tische in verborgenem Klötzelleuchter, wie der Arme sie gebraucht, steckte ein Funkel brennendes Pfenniglicht, dessen Schnuppe sich in der trüben spritzelnden Flamme krümmte. Am Boden neben dem Ofen lagen die wenigen Betten, die Moser besaß. In den dunkelkarrirten Kissen schimmerte das bleiche Gesicht Susanna's, wie das einer Leiche. Zu ihren Häupten kniete Mutter Gertrud und lauschte auf das röchelnde Athmen der Kranken. Zur Seite des Lagers kauerte der Wundarzt und war eben bemüht, ein menschliches Wesen in armselige Fetzen zu hüllen.

„Gott sei Dank!" rief Moser aus, jetzt rasch in die Stube tretend. „Die schwere Stunde ist vorüber."

In demselben Augenblicke traf herzhaftes Kindergeschrei sein Ohr. Der Wundarzt stand auf und wendete sich zu dem Weber.

„Gott Lob, es ist vorüber!" sagte auch dieser. „Euer armes Weib ist sehr kraftlos, Ihr werdet sie mit vieler Sorgfalt pflegen müssen. Aber sie hat Euch auch zum glücklichen Vater von zwei lieblichen Mädchen gemacht."

„Wie!" stieß Moser heraus, und ergriff den zunächst stehenden Schemel, um nicht umzusinken. „Sie scherzen wohl, Herr Doctor?"

„Lieber Mann, Eure Frau hat Zwillinge geboren. Kinder ſind ein Segen Gottes.“

„Ein Segen Gottes!“ wiederholte Moſer, trat an das Lager ſeines Weibes, ſchlug die Arme über einander und heftete mit entſetzlichem Ausdruck der grenzenloſeſten Verzweiflung ſeine Augen auf die beiden Neugeborenen, die neben dem Wundarzte zu ſeinen Füßen lagen.

„Vergib mir, himmliſcher Vater, wenn ich Dir für ſo viel Segen einſtweilen den Dank noch ſchuldig bleibe,“ ſagte er bitter, ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt und kniete neben der Mutter nieder, um der matten Suſanna die bleichen feuchten Lippen zu küſſen.

4.

Nach einer kummervoll durchlebten Nacht trat Moſer am frühen Morgen ein paar ſchwere Gänge an. Es galt, die Geburt der beiden Mädchen auf der Pfarrei zu melden, die Taufe zu beſtellen, die Pathen zu wählen. Ein glücklicher Vater geht ſolche Wege mit frohem Herzen. Moſer war aber kein glücklicher Vater mehr, denn er ſah für die Neugeborenen, die ihm das Leben zu verdanken hatten, nur eine Zukunft voll namenloſen Jammers auf dieſer unvollkommenen Erde. Und konnte er wiſſen, ob dieſe ſchuldloſen Seelen, wenn ſie dereinſt zur Erkenntniß ihrer Lage kämen, nicht die ſchmachtenden, vom Kummer welken Lippen zum Fluche über ihn öffnen würden? Dieſer Gedanke drückte ihn ſo gänzlich zu Boden, daß er mehrmals halblaut aufſeufzte: „Nimm ſie wieder zu Dir, die armen Seelen, Vater im Himmel! Sie ſind beſſer bei Dir aufgehoben, wie bei mir. Nimm ſie zu Dir in Dein Vaterhaus, die Koſten für einen gemeinſamen Sarg will ich gern vor den Thüren zuſammenbetteln!“

Indeß mußte doch für das Allernothwendigſte auf irgend eine Weiſe Rath geſchafft werden, denn in den nächſten Tagen gab es unabwendbare Ausgaben. Vor Allem waren die Stolgebühren auf der Pfarre zu bezahlen und dieſe mußte der Weber auftreiben, wenn er nicht abermals einer harten Strafpredigt

entgegenſehen wollte. Deshalb ſchlug Moſer zuerſt den Weg nach Endermann's Hofe ein, um ſeinen Brodherrn abermals um Schuß und einiges Geld zu bitten. Er war ja ohnehin auf heut beſtellt worden und hatte alſo ein doppeltes Recht, vor dem Reichen in ſo früher Morgenſtunde zu erſcheinen.

Die Leute des Fabrikanten waren bereits in voller Thätigkeit, denn weil am vergangenen Tage wenig gethan worden war, mußte das Verſäumte durch verdoppelten Fleiß heut nachgeholt werden. Schon von weitem hörte er das Geräuſch der Garnklopfer, die in Menge vor dem Hauſe thätig waren. Die Eſſen der Färberei rauchten, die große Mangel rollte dumpf in dem eigens dazu errichteten Gebäude. Moſer durfte heut nicht warten. Friedrich meldete ihn ſogleich, und Endermann nahm keinen Anſtand, den Armen in ſeinem Privatcabinet zu empfangen.

Unter hohen Stößen ſeinen weißen und gefärbten Garnes ſaß der reiche Mann an einem altväteriſchen, mit großen Blumen geſchmacklos bemalten Tiſche und beſchäftigte ſich eben damit, Coupons abzuſchneiden. Eine große Menge ſolcher ſchmalen Papiere lag in kleinen Häufchen auf dem Tiſche vertheilt. Er ließ ſich durch den Eintritt des armen Webers nicht in ſeiner leichten Arbeit ſtören. Dem Armen leichthin mit dem Kopfe dankend, ſagte er auf deſſen Morgengruß:

„Iſt die Webe fertig?“

„Hätte ich geſtern den Einſchlag erhalten, ſo würde ich gethan haben, was meine Kräfte vermögen, Herr Endermann, ſo mußte ich feiern wider meinen Willen.“

„Warum kamt Ihr nicht ehegeſtern? Ihr wußtet, daß ich geſtern Geſellſchaft hatte und mich da nicht mit Euch und Euern Quängeleien abgeben konnte. Ich habe Einbuße von der Verzögerung! In den nächſten Tagen geht ein großer Waarentransport von mir ab, da ſollte Euer Stück Arbeit mit auf den Markt gebracht werden, und nun muß ich's liegen laſſen, wie lange! Wer weiß, ob nicht inzwiſchen das Muſter aus der Mode kommt! Dann kann ich Zunder daraus brennen!“

Moſer hätte ſich gern vertheidigt, denn er fühlte ſich in ſeinem vollſten Rechte, allein er beſorgte auch, daß Endermann

ſeine Vertheidigung übellaunig aufnehmen und ihn wohl gar aus dem Dienſte entlaſſen könnte. Ein entſetzlicherer Schlag in ſeiner bedrängten Lage hätte ihn nicht treffen können und um dieſem zu entgehen, ſchwieg er lieber zu den Vorwürfen des Reichen. Dieſer fragte jetzt, bis zu welcher Zeit Moſer die Arbeit beſtimmt abliefern könne?

„Bis künftigen Montag Abend ganz ſicher,“ verſetzte der Weber zuverſichtlich. Im Eifer der Antwort vergaß er den angeſagten Hofetag. Endermann legte die Papierſcheere weg und zählte an den Fingern ab, in welcher Friſt ſeine Speculation beendigt ſein müßte.

„Nun auf Eure Verantwortung, Moſer!“ ſagte er dann, indem er aufſtand und aus einem Garnſchranke den erforderlichen Einſchlag hervorzog. „Ich will's drauf wagen, da Ihr bisher immer ſo leidlich pünktlich geweſen ſeid. Aber das ſage ich Euch: Laßt Ihr mich länger warten, ſo ſind wir geſchiedene Leute! Ich könnte ohnehin dieſe Arbeit jetzt billiger bekommen, denn abgeſehen, daß nichts mehr dabei zu verdienen iſt, laufen auch ſo viele Weber herum, die Arbeit ſuchen, daß ſie mir um den halben Lohn dienen würden. Doch das mag und will ich nicht, denn Ihr wißt es Moſer, ich bin kein Leuteſchinder.“

Auch darauf ſchwieg der Weber. Endermann ſetzte ſich wieder an den Tiſch und ſchnitt Coupons ab. Moſer packte das Garn zuſammen, aber er ging nicht fort.

„Wollt Ihr ſonſt noch etwas?“ fragte der Fabrikant.

„Wenn Sie mir's nicht übel nähmen, hätte ich wohl eine große Bitte an Sie, Herr Endermann.“

„Laßt hören!“

„Meine Frau hat mich vergangene Nacht mit ein paar Zwillingen beſchenkt —“

„Zwillinge?“ unterbrach ihn der Fabrikant. „Euch ſind Zwillinge geboren worden? Ja, ſagt mir nur Moſer, ob Ihr geſcheidt ſeid? Habt ſelbſt nicht das trockene Brod und ſetzt noch Zwillinge in die Welt! Ich dächte doch, Euch ſollte der Kitzel vergehen! Aber das lebt in die Welt hinein wie's liebe Vieh! Schämt Euch, alter Sünder, und dankt Gott, daß ich Euch

nicht auf der Stelle verabſchiede; denn was, ich bitt' Euch, was ſoll aus der Arbeit werden bei Kindergequäck und einer hinfälligen Wöchnerin!"

Endermann hatte ſich ganz zornig geſprochen und ſah mit flammendem Auge den niedergedonnerten Weber an. Dieſer war über das Aufbrauſen ſeines Brodherrn faſt noch mehr beſtürzt, als über die rohen, herzloſen, verletzenden Worte, deren er ſich bediente. Kein Anderer hätte ihm Aehnliches ungeſtraft ſagen dürfen, doch Endermann, der reiche Fabrik- und Handelsherr, konnte ihn vernichten, wenn er ihm die Arbeit nahm, und ſo ließ er denn mit fürchterlicher Selbſtüberwindung die maßloſe Schmähung ohne Murren über ſich ergehen.

„Wollten Sie wohl bei einem der armen Würmchen, die mir Gott geſchenkt hat, Pathenſtelle vertreten?" ſagte der Weber, indem er die Augen niederſchlug und eine brennende Röthe ſein blaſſes, eingefallenes Geſicht übergoß.

Endermann ſchüttelte bedenklich den Kopf, dann wandte er ſich wieder zu dem Weber und verſetzte im Tone eines ruhig Belehrenden:

„Moſer, hört mich ruhig an, damit Ihr mich recht verſteht und mich nicht hinterher mißdeutet. Gevatter ſtehen kann ich bei Euch nicht, thät' ich's, ſo reichten die Tage im Jahre nicht zu den Kindtaufen aus, denen ich als Pathe allen beiwohnen müßte. Die ganze Armuth, Bettelvolk, Landſtreicher und ſonſtiger Janhagel würde mich zu Gevatter bitten, ließ ich mich einmal ſchwach finden. Damit ich mir nun eine ſolche Laſt vom Leibe halte, Moſer, darum ſchlag' ich's Euch ab. Geht zu Eures Gleichen, klopft an die Gemeindehäuſer, wenn's Euch an Pathen fehlt, und Ihr werdet die würdigſten Taufzeugen für Eure Sprößlinge finden. Denn glaubt mir, alter Narr, was Ihr da in's Leben gerufen habt, das wird der Gemeindekaſſe noch theuer zu ſtehen kommen! Sind's Jungen, he?"

Dem Weber ſtürzten über dieſe neuen harten Worte die heißen Schmerzensthränen in die Augen.

„Ein paar Mädchen, lieber Herr," verſetzte er ſchluchzend,

liebe, kleine muntere Dinger, roth und frisch wie ein paar Feldröschen! Gott erbarme sich ihrer!"

„Wann sollen sie getauft werden?"

„Künftigen Sonntag, so Gott will und gute Menschen mich unterstützen!"

„Habt Ihr Geld?"

„Ach, das ist es ja eben, was mich so unglücklich macht und meine Freude über die glückliche Geburt der lieben Kinder so niederhält! Sie könnten mir wohl aus der Noth helfen, guter Herr Endermann, wenn Sie mir den Lohn für die letzte Webe statt Montag schon heut auszahlten."

„Immer vorschießen — ich bin es müde, Moser, denn es ruinirt alle Ordnung in meinem Hauptbuche."

„Sie retten damit eine ganze arme Familie, Herr Endermann!"

Kopfschüttelnd griff der Reiche wieder zur Scheere und schnitt noch einige Coupons ab. „Na," sagte er dann barsch, „ich will heut noch einmal ein guter dummer Teufel sein und Eurer Bitte willfahren, aber zum letzten Male ist es, das verspreche ich Euch."

So sprechend, zog er den Schubkasten des Tisches auf, in welchem eine kleine Schwinge voll Goldstücke stand. Endermann suchte unter diesen und legte einen beschnittenen Ducaten und einen halben Friedrichsd'or auf den Tisch. „Was darüber ist," sagte er, „nehmt von mir als Pathengeschenk an."

Obwohl Moser seinem Brodherrn dankbar war für die Bereitwilligkeit, ihm aus der drückendsten Noth zu helfen, konnte er das Gold doch nicht ohne Widerrede annehmen.

„O, Gott segne Sie, Gott segne Sie, Herr Endermann!" rief er aus, „aber nichts für ungut — wollen Sie mir wohl Silbergeld geben?"

„Habe keins!"

„Ich brauche es so nothwendig! Auf Pfarrei und Schule kann ich nicht wechseln, eine Wartefrau muß ich auch bezahlen und Brod, Herr, Brod, muß ich gleich auf dem Rückwege in der Mühle kaufen! Ueberall wollen die Leute Silbergeld."

„Habe keins!"

„Und wenn's denn all blos zwei Thaler wären!"

„Seid Ihr taub, Moser? Ich sage, daß ich kein Silbergeld habe, keins für Euch haben will! Gold ist jetzt die currenteste Münze. Ich bekomme es, ich muß es wieder in Umlauf setzen. Wechselt's um beim ersten besten Bauer, aber laßt mich ungeschoren oder wir sind ein für allemal geschiedene Leute!"

Das war die fürchterliche Zauberformel, mit der Endermann von seinen Webern Alles erlangte, mit der er Alles durchsetzte. Moser holte tief seufzend Athem, krümmte die hageren Finger seiner knochlosen Hand und nahm die Goldstücke an sich.

„Vielen Dank, Herr Endermann!" sagte er, während ihm Thränen des Kummers auf's Neue die Augen füllten. „Werfen Sie keinen Groll auf einen Armen, weil er aus Noth flehentlich zu bitten wagte!"

Der Fabrikant würdigte den Armen keines Blickes mehr. Er zählte die abgeschnittenen Coupons, und erst als Moser das Cabinet verlassen hatte, seufzte er verächtlich aus und sagte vor sich hin:

„Widerliches Bettelvolk! Verdirbt einem, straf' mich Gott, mit dem ewigen Lamentiren und Zetern den Appetit!" —

Auf dem Wege zum Pfarrhofe mußte der Weber an der Mühle vorüber. Landleute pflegen in der Regel ihr Brod selbst im Hause zu backen. Ist dies schon mit einigen Beschwerlichkeiten verbunden, so werden diese vollkommen dadurch aufgewogen, daß sie ihr Brod billiger essen. Nur der Arme, der sich weder Mehl noch Holz anschaffen kann, muß Groschenweise das Brod vom Bäcker kaufen, der in der Regel der Müller ist. Gerade diejenigen also, welche das unentbehrlichste Lebensmittel so billig wie möglich erhalten sollten, müssen es theurer bezahlen, als der reichste Bauer oder Fabrikant. Denn der Bäcker will auch verdienen und muß um so mehr zu verdienen, als er häufig genöthigt wird, dem mittellosen hungernden Armen Credit zu geben. Damit er im Fall der Nichtzahlung nicht zu viel verliere, macht er das Brod etwas kleiner als es erlaubt ist und läßt es nicht ganz ausbacken. Dadurch wird das Geschäft [illegible] und der schwache und dürftige Arme bereichert wohl gar den Ge-

ſundheit nachtheilig. Weiß dies auch der gemarterte Arme, ſo muß er doch ſchweigen, um nur überhaupt noch eſſen zu können. Strenge Aufſicht gibt es nicht, und weil kein Kläger gegen den unredlichen Bäcker auftritt, ſo kann dieſer ſein Unweſen ſo lange und ſo arg forttreiben, als er will.

Moſer ſtand ſchon ſeit beinahe vierzehn Tage im Schuldbuche des Müllers und doch mußte er heut Brod haben! Ja, es war unerläßlich, ein paar Gevatterkuchen backen zu laſſen, um den armen Leuten, die er zu Taufzeugen für ſeine beiden Kinder in's Kirchenbuch würde verzeichnen laſſen, doch etwas vorſetzen zu können. Mit Silbergeld in der Taſche wäre ſolche Beſtellung für ihn nicht bedenklich geweſen. Er hätte dann das zu kaufende Brod baar bezahlt, ebenſo Mehl und Zubehör für die Kuchen, und der Müller würde ihn an ſeine bereits angelaufene alte Schuld nicht gemahnt haben. Nun mußte er aber um jeden Preis Gold wechſeln und noch dazu einen leichten Ducaten und einen halben Friedrichsd'or, die beide nicht ſonderlich in Cours ſtanden. Den Verluſt hätte er gern verſchmerzt, denn Endermann hatte ihm beinahe einen halben Thaler über den Betrag ſeines Lohnes gegeben. Allein er ſah voraus, daß der Müller beim Wechſeln nicht allein beide Goldſtücke ſo niedrig wie möglich veranſchlagen, ſondern ſich auch vor Allem davon bezahlt machen würde! Und der arme Mann hatte ſich nicht getäuſcht! Der Müller verſprach äußerſt freundlich die Gevatterkuchen zu backen, wog die Goldſtücke, ſchüttelte den Kopf, zahlte Moſern die Summe auf und ſtrich zwei Thaler davon wieder in ſeine Hand.

Mit dem Reſte ſeines Geldes ging nun der Weber endlich zum Geiſtlichen. Zum Glück hatte der ihm abhold geſinnte Mann wenig Zeit, ſo daß er für diesmal etwaige Zurechtweiſungen und chriſtliche Nebenbemerkungen unterlaſſen mußte. Als chriſtlicher Seelſorger, der allſonntäglich die Religion der Liebe, des Erbarmens, der Mildthätigkeit von der Kanzel herab verkündigte, hätte er dem armen Weber, aus deſſen Auge, Kleid und Haltung der Kummer ſah, die Stolgebühren wohl erlaſſen können, indeß er that es nicht, eingedenk des Wortes Chriſti: — Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gott iſt! —

Dennoch fühlte ſich Moſer erleichtert, daß Alles noch ſo leidlich gut abgelaufen war. Er machte ſich eiligſt auf den Weg und ging, in ſeiner dürftigen Hütte angekommen, ſogleich mit ausdauerndem Fleiß an die Arbeit. Sehr zu Statten kam es ihm bei ſeinen beſchränkten Verhältniſſen, daß der menſchenfreundliche Wundarzt durchaus keine Bezahlung für ſeine Mühwaltung annahm. Ja, er ſetzte ſeiner edlen Handlungsweiſe dadurch die Krone auf, daß er von ſelbſt täglich einmal an der Hütte des Webers ſein Pferd anhielt, ſich nach der Wöchnerin erkundigte und ihr unentgeltlich einige Medicin eigenhändig in's Haus brachte.

„Das iſt ein Engel Gottes," ſagte Mutter Gertrud und vergaß von Stund' an nicht, den guten Wundarzt und ſeine ganze Familie in ihrem Morgen- und Abendgebet Gott angelegentlichſt zu empfehlen.

Suſanna kränkelte fortwährend. Sie konnte das Bett nicht verlaſſen und den beiden Neugeborenen nicht die Bruſt reichen. Man mußte die armen kleinen Schweſterchen künſtlich ernähren, was eine erprobte Frau für geringes Entgelt übernahm, denn der alten erblindeten Mutter konnte man die Pflege ſo zarter Weſen doch nicht anvertrauen. Inzwiſchen ſchaffte Moſer Tag und Nacht faſt ununterbrochen am Webeſtuhle, um Endermann pünktlich Wort halten zu können. Der kranken Wöchnerin war das freilich nicht förderlich, denn das Schrillen des Weberſchiffchens, das monotone Anſchlagen der Lade und das immerwährende Schüttern des ganzen Holzſtübchens, das ſich auch der Diele mittheilte, wo aus Mangel an Raum das Lager Suſannens aufgeſchlagen war, mußte die Nerven empfindlich angreifen. Das treue Weib ſchwieg aber weislich, und wenn der beſorgte Moſer des Nachts zuweilen auf den Socken an ihr Lager ſchlich, um zu ſehen, ob ſie auch ſchlafe, dann ſtellte ſie ſich wohl feſt ſchlummernd, um die Sorgen des rüſtig Arbeitenden nicht noch zu vermehren. Ruhte aber gar das trübe Auge des armen Vaters auf den beiden roſigen Engelsgeſichtern der ſchlafenden Zwillingsſchweſtern und ein freudiges Zucken, ein milder Sonnenblick innigſter Vaterzärtlichkeit glitt über ſeine verhärmten Züge; o dann war Suſanna glücklich

und faltete unter der groben Decke ihre Hände über der Bruſt zum ſtillen Dankgebet! —

Fürchtegott war mit unter den Gevattern. Er erwies dieſen Freundſchaftsdienſt dem Nachbar und Miethsmanne gern und verſprach aus freiem Antriebe, am Tauftage für einiges Getränk auf ſeine Koſten zu ſorgen. „Ich kneipe 'was mehr,“ ſagte er, mit den Fingern ſchnippend, „die reichen Kerls, unſere Quäler, merken den Teufel davon. Wie Du mir, ſo ich Dir, baſta!“

So kam der Sonntag heran. Moſer hatte durch angeſtrengtes Arbeiten bei Tag und Nacht die Webe, bis auf wenige Ellen beendigt. Dieſe wollte er in der Nacht vom Sonntage zum Montage vollends weben. Er hoffte, dann noch vor Sonnenaufgang fertig zu werden und ſie Endermann abliefern zu können, ehe ihn die Unterthanenpflicht auf den Hof rief; denn während ſeines Ganges auf die Pfarrwohnung hatte er des Hofetages ſich wohl erinnert und deshalb ſeine Zeit äußerſt haushälteriſch eingetheilt.

Am Tage des Herrn zu arbeiten, verbot ihm ſein religiöſer Sinn, auch würde es ihm von Obrigkeitswegen unterſagt worden ſein, wenn er mit der Weblade hätte handthieren wollen. Höchſtens ein paar Spulen für die Nacht oder den nächſten Tag zu treiben, erlaubte er ſich, wenn die Arbeit gar zu ſehr drängte.

Moſer ging früh, wie gewöhnlich und wie es herkömmlich iſt auf dem Lande, zur Kirche. Vor der Thüre waren die Becken ausgeſtellt, er wußte nicht, für welchen milden Zweck. Er hätte gern beim Heimgange etwas aufgelegt, aber er durfte den dürftigen Reſt des mit ſo vieler Mühe erbettelten Geldes nicht angreifen, ohne ſich dem größten Mangel auszuſetzen. Wußte er doch, daß unter drei Wochen kaum ein Groſchen wieder in ſeine Hände kommen würde! Und bis dahin war die geringe Habe längſt aufgezehrt, war er vielleicht genöthigt, an mehreren Orten, wenigſtens bei Becker und Krämer, von Neuem auf Credit zu leben. —

Nachmittags nach beendigtem Gottesdienſt wurden die Zwillinge getauft. Moſer war genöthigt, bei einem derſelben ſelbſt Pathenſtelle zu vertreten, da es ihm an hinlänglicher Bekannt-

ſchaft zu ſchneller Auftreibung ſo vieler Taufzeugen gebrach. Gegen Sitte und Brauch mußte er alſo mit den übrigen Gevattern auch Nachmittags die Kirche beſuchen. Vor den Thüren ſtanden wieder die Becken. Es war Examen geweſen und Viele von denen, die ein beſonderes eifriges Chriſtenthum heuchelten, hatten ſich als aufmerkſame Zuhörer eingefunden Auch Endermann, ein ſehr fleißiger Kirchengänger, fehlte nicht. Er lehnte die ganze Zeit in ſeinem weichgepolſterten Kirchenſtuhle, wirbelte die Daumen bald vor- bald rückwärts und kehrte das Geſicht unverwandt dem Pfarrer zu, um ſeine Aufmerkſamkeit zu bekunden. Wer ihn aber ſcharf beobachtete, der konnte wohl bemerken, daß ihm vor Schläfrigkeit öfters die Augen zufielen, was bei der großen Hitze des hellen Julitages nicht zu verwundern war.

Aus Neugier wartete der Fabrikant mit vielen Anderen auch die Taufe der Zwillingsſchweſtern ab. Einer der Letztern verließ er ſeinen Platz und trat in demſelben Augenblicke an das ſilberne Becken, wo Moſer, in der Mitte ſeiner Gevattern, die Schwelle der Halle überſchritt. Endermann legte einen Fünfthalerſchein unter das wenige Kupfergeld, das den Boden der Schale kaum bedeckte. Dies ſah Moſer und beſtürzt, ja erbittert blieb er ſtehen, denn er hatte unter den Abkündigungen vernommen, daß die Collecte zur Anſchaffung von Bibeln für irgend einen Miſſionsverein geſammelt werde. Als Endermann fortgehen wollte, vertrat ihm der Weber den Weg.

„Eine Frage, Herr Endermann!“ ſagte er haſtig, indem er den Reichen an das Becken zurückdrängte. Hier legte er ſeine Hand auf die bedeutende Gabe und fuhr fort: „Glauben Sie denn, mein guter Herr, daß ſolche Gaben Gott wohlgefälliger ſind, als wenn Sie freiwillig darbende Arme ſpeiſen und ihnen hinreichende Arbeit geben? Ich ſage Ihnen, Herr Endermann, ohne Bibeln und Miſſionen beſtände die Welt, würde gut und dereinſt auch ſelig, wenn nur genug Brod für die Armen vorhanden wäre!“

„Moſer, Ihr ſeid ein frecher Gotteslaſterer!“ verſetzte in höchſter Entrüſtung der ſo unerwartet zurecht Gewieſene. „Nehmt

Euch in Acht, daß die Strafe Euch nicht vor der Zeit ereilt. Wehe Euch, sag' ich, wo Ihr nicht Wort haltet!"

Damit schritt er stolz durch die gaffenden Kirchengänger, die von Mosers Rede Nichts, von Endermanns Entgegnung aber jedes Wort verstanden hatten. Sehr niedergebeugt begleitete der Weber seine Gevattern nach Hause. Die unzeitige großprahlerische Freigebigkeit des reichen Mannes hatte ihm jede Freude vergällt, wenn er zurückdachte an seine harten und liebloſen Worte, mit denen er sich weigerte, ihm, dem demüthig Flehenden, Münze zu verabreichen, bei der er nicht durch Umsatz verlieren mußte. Er war sehr still bei den lauten Gesprächen der Gevattern, die Fürchtegott versprochenerweise in seiner Wohnstube bestens bewirthete.

5.

Arme Leute, die genöthigt sind, für die kümmerliche Nahrung des nächsten oder gegenwärtigen Tages zu sorgen, haben nicht einmal Zeit, bei ihren Vergnügungen und Festlichkeiten lange zu verweilen. Die Ruhe, jenes behagliche Sichgehenlassen und süße Schwelgen des ganzen Menschen in einem angenehmen, erheiternden und stärkenden Nichtsthun kennt der Arme nicht. Er ist nur da, um zu arbeiten, sich abzumüden und im Schweiße seines Angesichtes, unter der nie verschwindenden Angst vor noch größerer Noth, sein Brod zu erwerben, damit Andere desto sorgenloser und schwelgerischer leben können. Aus diesem Grunde gingen Mosers Gäste bei Zeiten auseinander und der Weber hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Lampe anzuzünden, sie über dem Webestuhle an einen von der niedrigen Decke herabreichenden Blechhaken zu hängen und die Trittbretter wieder in Bewegung zu setzen. Es war neun Uhr Abends, im Dorfe erstarb schon das Leben, nur dann und wann hallten noch Tritte aus der Gasse herauf oder der fröhliche Gesang einiger lustiger junger Burschen, die aus der Schenke heimkehrten und ihre Mädchen begleiteten, ließ sich hören. Das ist die Zeit, wo der Arme die Versäumniß des Tages wieder nachholt, damit er beim Morgen-

gruß der neuen Sonne aus genügſamem Herzen rufen kann: Ich danke Dir, Gott, daß Du mir für heute meinen Biſſen Brod wieder in Gnaden gegeben haſt.

Suſanna heuchelte, wie gewöhnlich, einen feſten Schlaf, obwohl ſie vor Bekümmerniß über ihren Mann, vor Sorge um die Zukunft der beiden hülfloſen Kinder und vor oft wiederkehrendem ſtechenden Bruſtſchmerz nicht ſchlafen konnte. Gertrud war in ihr ödes, kleines Kämmerlein unter dem Fenſter des engen Häuschens hinaufgeklommen, die Kinder ſchlummerten Bruſt an Bruſt in glücklicher Bewußtloſigkeit in der alten, großen Wiege, die der Vater durch einen Bindfaden von Zeit zu Zeit in ſchnelleren Schwung ſetzte.

Obwohl Moſer alle Kräfte anſtrengte, um recht ſchnell den Reſt des Gewebes aufzuarbeiten, fühlte er doch bald eine Mattigkeit in allen Gliedern, der zu widerſtehen er ſich vergeblich abmühte. Er vermochte kaum, taktmäßig die ſchweren Füße zu heben und zu ſenken, das Schiffchen glitt machtlos aus der zitternden Hand, fuhr durch den Zettel und zerriß, indem es klirrend zu Boden fiel, die dünnen, buntfarbigen Garnfäden. Alle Augenblicke mußte er inne halten, um den Schaden wieder auszubeſſern, was ihm heute unſäglich ſchwer fiel. Es flirrte ihm vor den Augen, daß er mehr ſeinem Gefühl, als dem Geſicht vertrauen mußte.

Indeß quälte ſich der arme bedauernswerthe Mann bis gegen Mitternacht, ohne kaum den dritten Theil ſeines Zieles erreicht zu haben. Er hörte die Thurmuhr von fern die zwölfte Stunde ſchlagen, der Wächter ſtieß jetzt in der Ferne, dann näher in's Horn und ſagte den Beginn des neuen Tages an, ach, und die Arbeit wollte nicht fördern! — Auch Suſanna, die vergeblich den Schlaf ſuchte, bemerkte mit wachſender Unruhe das unſichere, zögernde Weben ihres Mannes. Verſtohlen ſchielte ſie zuweilen aus der Decke nach dem Schaffenden hin und ſah, mit Thränen im Auge, daß der von vielem Nachtwachen Erſchöpfte über der Arbeit einſchlief, und ſich nur ermunterte, um von Neuem und länger in bleiernen Schlaf zu fallen. Endlich hörte die Wiege auf, ſich zu bewegen, die Lade am Webſtuhle ſchlug noch einige

Male dumpf an und ſtand dann ebenfalls ſtill. Moſer war feſt eingeſchlafen. Das Schiffchen in der rechten Hand haltend, die linke auf der Lade ruhend, den Kopf zur Bruſt herabſenkend, ſo ſchlummerte der todtmüde Weber. Suſanna freute ſich darüber, denn ſie wußte Nichts von dem Verſprechen, das er dem Fabrikherrn gegeben hatte, und ſo fiel es ihr nicht ein, ihn durch Anrufen zu wecken und zu neuer Thätigkeit anzufeuern. Nach einiger Zeit war ſie ſelbſt ebenfalls eingeſchlummert.

Ein klirrendes Geräuſch, verbunden mit einem lauten Aufſchrei, erweckte ſie wieder. Durch die Ritzen der geſchloſſenen Fenſterladen dämmerte das bleiche Grau des jungen Tages. Moſer ſtand aufgerichtet hinter dem Webſtuhle und rang wimmernd die Hände. Beim plötzlichen Erwachen aus dem Schlafe war er jäh emporgefahren, hatte mit dem Kopfe die Oellampe von dem Haken geſtoßen und das Gefäß mit dem Reſt der ranzigen Fettigkeit auf das Gewebe herabgeſtürzt. Ein handgroßer Fleck, der ſchnell in der feinen Wolle um ſich griff, verunſtaltete, ja verdarb gänzlich das beinahe fertige Zeug.

Dieſer Schaden war für den armen Weber ein namenloſes Unglück. Nicht genug, daß er während des Schlafes die Zeit verſäumt hatte und nun doch nicht Wort halten konnte, ſtand ihm jetzt auch die Forderung des Fabrikanten, ihm Schadenerſatz zu leiſten, bevor! Alles dies mußte erfolgen, ehe er ihm noch, wie er außerdem beſorgen mußte, die Arbeit kündigen würde!

Moſer ſah nirgends Rettung, nirgends Hülfe! Er war nahe daran, zu verzweifeln, das Haus zu verlaſſen und ſich an den erſten beſten Baum zu hängen. Aber die Kinder, die unſchuldigen Kinder, und die kranke Frau und die hinfällige, halbblinde Mutter! Was ſollte aus all' dieſen ihm ſo theuren Lieben werden, wenn er ſie ſchwachmuthig verließ und ſie ohne Ernährer hülf- und freundlos in der Welt zurückblieben? — So faßte er ſich denn in dumpfer Ruhe, ſuchte durch Waſchen und Reiben den Oelfleck im Gewebe zu vertilgen und holte gegen ſechs Uhr des Morgens, nachdem er eine ſaft- und kraftloſe Suppe aus Roggenmehl ſchnell genoſſen hatte, Hacke und Schaufel, um ſeiner Pflicht als Unterthan zu genügen. Hätte er über einiges

Geld verfügen können, ſo würde ſich wohl für den Hofedienſt ein Stellvertreter gefunden haben; weil Moſer arm war, mußte er ſelbſt für ſich einſtehen, anderthalb Tage gänzlich verlieren und ſich und die Seinigen noch obendrein aus eigenen Mitteln beköſtigen. Niemand als der arme, gedrückte Unterthan fühlte die empörende Ungerechtigkeit dieſer Barbarei, und wenn ſich zuweilen ſchüchtern eine Stimme für Abſchaffung ſo wahnſinniger, nur dem beſitzenden Gebieter zu Gute kommender Einrichtungen erhob, ſo verwies man dieſelbe entweder barſch als Verſuch, Unzufriedenheit zu erregen, zur Ruhe, oder man pochte mit trotziger Miene und aufgeblaſener Vornehmheit auf das hiſtoriſche Recht, auf uralte Sitte, auf durch Zeit und Verhältniſſe geheiligtes Herkommen!

Wie Einer, der mit Gott und Welt abgeſchloſſen hat, den, weil er den Kelch der Leiden bis auf die letzte Neige geleert, Nichts mehr erſchüttern kann, ging Moſer ſtill nach dem Herrenhofe. Hier fand er noch an zwanzig „Hofeleute", wie man ſolche zu Gunſten der Herrſchaft arbeitende Unterthanen nannte, meiſtens ſchlecht genährte, kümmerlich ausſehende, in zerriſſenen Jacken gehende Jünglinge und Männer. Durch den Verwalter der Felder wurde dieſe Schaar Dienſtpflichtiger eine Viertelſtunde weit in's Feld hinaus geführt auf eine ſumpfige Wieſe. Dieſe ſollten ſie durch einen quer hindurch aufzuwerfenden Abzugsgraben ertragsfähig machen. Der Verwalter gab die Richtung des Grabens, ſeine Breite und Tiefe an, und die Hofeleute begannen ihr Werk.

Daß Menſchen, welche durch unverantwortliche Geſetze gezwungen ſind, für einen Glücklicheren unentgeltlich arbeiten zu müſſen, nicht ſehr flink bei ſolchem Geſchäft ſind, bedarf wohl keiner Erwähnung. Sklaven hätte man freilich durch Schläge, durch Hunger und Androhung anderer Strafen und Qualen zu größerer Anſtrengung zwingen können; mit freien Unterthanen ließ ſich dies nicht thun. Sah daher auch der Verwalter die Läſſigkeit der armen Leute, die mit ihren Hacken und Schaufeln nur ſehr wenig vor ſich brachten, ſo blieb ihm doch höchſtens ein bittendes Wort der Ermahnung übrig, das indeß keine Aenderung bewirkte. Die erzwungene Arbeit ward mit jenem ſchweigenden,

verbiſſenen Widerwillen vollbracht, der ſich in jedem von geſundem Rechtsgefühl belebten Gemüthe von ſelbſt einſtellt. Als ſich der Tag zu Ende neigte, zeigte es ſich, daß wenigſtens noch acht ähnliche Hofetage nöthig waren, um den Abzugsgraben zu Stande zu bringen.

Moſer kehrte ſehr müde und wo möglich noch niedergeſchlagener, als er am Morgen ausgegangen war, Abends in ſein Sorgenſtübchen zurück. Es war ihm nicht möglich, in dieſer Nacht wieder zu weben, auch machte er nicht erſt einen Verſuch. Hinter'm Ofen auf harter Bank brachte er den größten Theil der Nacht feſt ſchlafend zu.

Erſt Nachmittags, als er ſeine Unterthanenpflicht erfüllt hatte, begann er wieder für ſich zu ſorgen, und jetzt förderte die Arbeit auch wieder ſo gut, daß er noch vor Abend damit zu Stande kam und ſie an dem nämlichen Tage zu Endermann tragen konnte.

Dieſer ließ den Wortbrüchigen gleich beim Eintritt hart an, riß ihm das gefertigte Zeug haſtig aus den Händen und ging es mit der größten Aufmerkſamkeit durch. Der unglückſelige Oelfleck konnte ſeinem ſcharfen Blicke nicht entgehen. Er fragte mit zürnender Stimme, was geſchehen ſei und wer dafür einſtehen ſolle? Moſer läugnete nicht. Er erzählte ruhig und gelaſſen den Hergang der Sache, bat, ihm das unverſchuldete Unglück nicht entgelten zu laſſen, er wolle gern von ſeinem Verdienſt ſpäterhin Entſchädigung dafür geben, nur jetzt, wo ihm jeder Pfennig von unſchätzbarem Werthe ſei und wo er täglich Ausgaben zu beſtreiten habe, die bei regelmäßigem Lebensgange wegfielen, nur jetzt bäte er flehentlichſt, ihn durch keine Lohnverkürzung zu ſtrafen und unglücklich zu machen.

„Ihr habt Euch vermuthlich beim Kindtaufeſſen, das Ihr von meiner unzeitigen Freigebigkeit herrichten konntet, betrunken," entgegnete darauf Herr Endermann. „Nein, Moſer, das muß ein Ende nehmen! Von Eurer Wortbrüchigkeit will ich gar nicht reden, ich hätte ſie vorausſehen können; daß Ihr mir aber durch viehiſche Völlerei und Unmäßigkeit ein ganzes Stück der theuerſten Waare in Grund und Boden hinein verderbt, das kann ich nicht

gutmüthig mit anſehen! Von ſpäterem Verdienſt wollt Ihr mir den Schaden wieder erſetzen? Ha, ha, ha, ha, wie lange ſoll ich denn da warten, ehe ich nur zu meinen baaren Auslagen kommen dürfte! Die Webe iſt mehr werth, als Ihr bei wackerem Fleiß in zwei Jahren erwerben könntet. Und werdet Ihr denn überhaupt noch etwas verdienen, Moſer? Ich zweifle daran. — Ein Weber, der ſich nähren und gut beſchäftigt ſein will, muß ein ordentlicher, ſolider, ſparſamer, arbeitſamer Mann ſein. Seid Ihr ein ſolcher, he? Nein, ſag' ich! Ihr habt die Völlerei, die Genußſucht, die Liebeständelei im Sinne, und weil Ihr Euch darin nicht zu mäßigen wißt, verfallt Ihr und magert ab, daß man Euch als Vogelſcheuche in's erſte beſte Schotenfeld ſtellen könnte! Ich brauche aber kräftige Arme, zuverläſſige Köpfe, keine Schlafmützen: Darum geht in Gottes Namen, Moſer, und dankt Gott, daß ich Euch laufen laſſe, ohne auf Erſatz zu dringen, den ich von Rechts wegen verlangen könnte! Geht und kommt mir nicht mehr vor's Geſicht!"

Der Weber bat um Verzeihung, verſicherte mit tauſend heiligen Eiden, daß er gänzlich ſchuldlos ſei und nur das entſetzlichſte Unglück ſich an ſeine Ferſen geheftet habe.

„So macht ja, daß Ihr aus meinem Hauſe kommt!" ſchrie ihn Endermann giftig an. „Unglück iſt wie die Peſt, wer mit ihm in Berührung kommt, der iſt ſeines Glückes nicht mehr ſicher! Ich mag und will mit unglücklichen Leuten Nichts zu thun haben!"

„Bedenken Sie, Herr Endermann, mein Weib, meine Kinder!"

„Wer heißt Euch heirathen, wenn Ihr Frau und Kind nicht ernähren könnt. Sollte ich für all' das Bettelvolk ſorgen, das ſich paart wie die Sperlinge auf den Dächern, ich würde meine paar ſauer erſparten Thaler bald los ſein."

„Ich muß verhungern, wenn ſie mich ablohnen!" ſtieß Moſer heraus.

„So braucht Ihr nicht mehr zu eſſen," entgegnete Endermann, den der Zorn über Gebühr hart und unmenſchlich machte.

„Ein Unglück kann ja doch Jedem zuſtoßen und Fehler und Mängel haben wir Alle. Sie ſelbſt, Herr Endermann, wiſſen noch nicht, ob das Unglück immer an Ihre Schwelle vorübergehen wird, ohne einmal anzuklopfen und ſein verzerrtes Antlitz an die Fenſter zu drücken.“

„Straf' mich Gott, es iſt mit Euch ſchon bis in mein Haus gekommen! D'rum fort, fort, eh' Ihr Zeit habt, mit Eurem Rabengekrächz mir den Frieden zu verſcheuchen!“

„Ich thue mir ein Leids, Herr Endermann!“ ſagte mit dumpfem Tone der unglückliche Weber.

„Meinethalb zwei, wenn das erſte nicht ausreicht, nur geht, oder ich rufe meine Leute!“

Moſer ging nicht. Er war wie am Boden feſtgewachſen. Seine tiefen hohlen Augen mit geſpenſtiſchem Blick auf den unerbittlichen Reichen heftend, daß dieſem vor dem Wahnſinnsfeuer deſſelben himmelangſt wurde, ſtarrte er ihn lautlos und ohne Bewegung an. Da rief Endermann den Garnſortirer Friedrich und ein paar Färbeknechte, und eine Minute ſpäter kollerte ſich der aus dem Hauſe geworfene Weber im Staube der Straße. Die Sonne ging eben „in Gold“, wie der Landmann ſagt, dem armen brodloſen Manne erloſch ſie für immer, und trüber, finſterer, troſtloſer, als die Nacht, welche über Berg und Flur ſich ſenkte, ſtieg die Nacht in ſeiner dem Irrſinn zutaumelnden Seele auf. — —

Mancher Leſer dieſer Skizze aus dem Volksleben glaubt vielleicht, die Entlaſſung eines Webers aus dem Dienſte könne unmöglich viel auf ſich haben. Er brauche ja nur einen anderen Herrn aufzuſuchen und für dieſen zu arbeiten, wie er bisher für den vorherigen gearbeitet habe. Leider iſt ſolcher Dienſtwechſel ſchwer, oft, ja meiſtentheils unmöglich! Der Fabrikant läßt ohne Noth faſt nie einen guten Weber aus ſeinem Dienſte, denn zuverläſſige, geſchickte, accurate, fleißige und treue Arbeiter zu beſitzen, iſt ſeinem Geſchäftsbetriebe weſentlich von Nutzen. Jeder Arbeitgebende pflegt immer eine anſehnliche Anzahl guter Weber ſich gleichſam für gewiſſe Branchen ſeiner Waarenfabrikation zu erziehen, weil bei jeder der vielen Webearten eigenthümliche Kunſt-

griffe und Vortheile anzuwenden sind, um sie gerade so herzustellen, wie der Käufer sie wünscht und sucht. Oft, ja gewöhnlich kennt diese Vortheile der Arbeitgeber selbst nicht; sie sind Geheimniß des Arbeiters, durch lange Uebung, durch Nachdenken, wohl auch durch eine Art Instinct erworben. Wird nun ein solcher alter Weber, der Jahre lang immer ein und dieselben Waaren verfertigt hat, dennoch plötzlich entlassen, so ist sein Untergang in der Regel gewiß, außer denn, es gelingt ihm, in einem anderen Fache kärglichen Verdienst zu finden. Jeder Fabrikant, den ein solcher Entlassener um Arbeit angeht, sieht ihn mit mißtrauischem Auge an, setzt voraus, sobald er nach seinem früheren Herrn gefragt hat, es müsse irgend etwas Regelwidriges vorgefallen sein, und schickt ihn weiter, da solche im Lande herumziehende, von Lohnherrn zu Lohnherrn wandernde Weber meistentheils abgerissen aussehen und Angst und Noth sie hastig und fahrig machen. Da ferner Lohnweber nur selten etwas von ihrem schmalen Verdienst zurücklegen können, gerathen sie als brodlose Herumstreicher schnell in das tiefste Elend und ihr gewöhnliches Loos ist eine Stelle im Gemeinde- oder wohl gar im Arbeitshause.

Moser fand keine Arbeit, obwohl er sich die Füße wund lief und jedem Arbeitgebenden die Geschichte seines Unglücks der Wahrheit gemäß mit herzergreifenden Worten erzählte. Schon nach vierzehn Tagen würde Susanna mit den beiden Säuglingen elend umgekommen sein, hätte Fürchtegott nicht ehrlich sein Brod mit ihnen getheilt. Moser selbst nahm Nichts von seinem Hauswirthe an, er ging fort und — bettelte sich ein Stück Brod! Davon fristete er sein Leben, denn er hoffte noch, daß es ja doch wieder besser werden, daß das Unglück endlich von ihm ablassen müsse! Bisweilen setzte er sich neben seine alte Mutter und half dieser spinnen, weil er aber in dieser Beschäftigung seit seinen Knabenjahren keine Uebung mehr hatte, konnte er nur eine schlechte oder mittelmäßige Sorte Flachs verarbeiten; denn er spann weder einen feinen, noch einen egalen Faden, wie der Garnverständige ihn sucht und allenfalls, abgesehen von der Mühe, welche der Spinner hat, dem Scheine nach erträglich bezahlt. Auch auf Bauerhöfen, wo er in früheren Jahren für Wochen

und Monate als Hülfsarbeiter häufig Beſchäftigung gefunden hatte, meldete ſich Moſer und bot ſich zur nahenden Ernte als Mäher, ja, wenn es ſein müßte, ſogar als Abraffer-an, was doch nach altem Gebrauch nur eine Arbeit für Knaben und Mägde iſt. Einige Wochen früher würde er vielleicht irgend einen mild geſinnten Bauer durch Zureden und Schildern ſeiner Noth erweicht haben, jetzt aber, ſo kurze Zeit vor der Ernte, hatte jeder ſeine beſtimmten Leute ſchon gedungen, auf die er ſich verlaſſen konnte. Dies waren kräftige, geſundheitſtrotzende junge Männer, oder doch ſolche, die, mit der Feldarbeit ſeit langen Jahren vertraut, auch die ſchwerſte bei drückender Schwüle wie ein Spiel verrichteten.

Moſers verfallenes Ausſehen, ſein ſchwächlicher, gekrümmter Körper, das ewige Hüſteln, das von ſchwacher Bruſt zeugte, die gebrochene Stimme, waren für den Bauer keine empfehlende Eigenſchaften. Und ſo blieb denn auch dies Bemühen des vom grauſamſten Geſchick Ergriffenen ohne Erfolg! Jetzt war er genöthigt, ſich ſelbſt unter die völlig Mittelloſen, unter die notoriſch Armen des Dorfes zu zählen, und mithin auch gleiche Wege mit ihnen zu wandeln. Der brodloſe Weber, deſſen Frau daheim fortwährend ſiechte, deſſen beide Kinder aber wie zum Hohn, trotz der elenden Nahrung, die man ihnen reichen konnte, ſichtlich gediehen, geſellte ſich zu den zerlumpten Kindern, Weibern und kraftloſen Greiſen und ging mit dieſen auf die Stoppelfelder, um — Aehren zu leſen!

Bei dieſer mühſeligen Beſchäftigung gerieth Moſer eines Tages auf die herrſchaftlichen Aecker. Es ward eben Waizen aufgebunden und ein bedeutender Troß Armer, ſelbſt aus der Nachbarſchaft, lagerte auf den Rainen, um das Feld nach erfolgter Abſchleppung, wie ein Schwarm gefräßiger Heuſchrecken zu überfallen. Der Verwalter ritt durch die Reihen der Arbeiter und ſendete bisweilen ſehr ungnädige Blicke den harrenden Leſern zu, die, von andern Aeckern kommend, bereits manches „Aehrenſengel“ zuſammengebunden und jetzt neben ſich liegen hatten. Moſer hielt ſich im Hintergrunde des Troſſes, da ein peinliches Gefühl der Schaam ihn beſchlich, wenn er dachte, daß er aus

Mangel an jeglicher Arbeit gezwungen war, auf ſo erbärmliche Weiſe ſich und den Seinen kümmerlich das Leben zu friſten.

Endlich war abgeräumt, die Garben ſtanden in Mandeln aufgeſchichtet und mehrere große Wagen erſchienen, um den Ernteſegen in die Scheuern zu führen. Der Verwalter gab den Armen die Erlaubniß, die zerſtreut auf den Stoppeln liegenden Aehren einſammeln zu dürfen. In einigen Minuten war nun der ganze große Acker mit den Aehrenleſern überſchwemmt. Unter ihnen bückte ſich fleißig der verarmte Weber. Bald hatte der Verwalter ihn bemerkt und lenkte ſein Pferd gegen ihn.

„Wer hat Euch Erlaubniß gegeben, auf den herrſchaftlichen Feldern zu leſen?“ redete er ihn barſch an. „Schämt Euch, Moſer! Ein Mann in den beſten Jahren läuft Kindern und Weibern den Rang ab und ſtiehlt ihnen das Brod vom Munde weg!“ —

Ein kleines „Sengel“ in der Hand richtete ſich Moſer auf, zog ſeine Mütze und verſetzte: „Ich habe weder Brod noch Arbeit, Herr Verwalter, und weil ich doch nicht betteln und ſtehlen mag, ſuche ich mir ein paar Krumen da zuſammen, wo ſie für jeden Armen liegen. Arm aber, Herr Verwalter, daß es Gott erbarm', arm bin ich!“

„Weshalb ſchafft Ihr nicht mehr am Webſtuhle?“

„Weil es Gott gefallen hat, mir eine Prüfung aufzulegen.“

„Ihr waret nachläſſig, Moſer, ſäumig und unordentlich, ich habe es gehört! Herr Endermann entläßt Niemand ohne Verſchuldung aus ſeinen Dienſten.“

Moſer zuckte mitleidig die Achſeln und bückte ſich, ohne Antwort zu geben, um wieder Aehren einzuſammeln.

„Es iſt freilich kein Wunder, wenn man Euch entläßt,“ fuhr der Verwalter fort. „Arbeiter, die ſo faul ſind, wie Ihr — ich hab's beim letzten Hofetage mit Verwunderung geſehen — kann freilich Niemand brauchen.“

Der Weber richtete ſich wieder auf. „Herr Verwalter,“ ſagte er, „Sie haben mir in dieſem Leben noch keinen Biſſen Brod gegeben, noch habe ich je für Sie gearbeitet. Sie wiſſen alſo auch nicht, ob ich ein fleißiger oder fauler Arbeiter bin, über

mein Verhältniß zu Herr Endermann aber ſteht Ihnen kein Urtheil zu."

„Deſto mehr Recht habe ich, Euch vom Acker zu weiſen."

„Ein abgeſchlepptes Feld iſt für alle Chriſtenmenſchen," erwiederte Moſer und begann abermals Aehren zu leſen.

„Der gnädige Herr will nicht, daß Ihr auf ſeinen Aeckern leſ't. Das Stoppelfeld iſt nur für Kinder, Weiber und Krüppel. Ihr könnt noch arbeiten, alſo packt Euch!"

„Ehe mir der gnädige Herr dieſen unchriſtlichen Befehl nicht ſelbſt ertheilt, werde ich ihn nicht reſpectiren, Herr Verwalter! Ich leide Noth mit einer blinden alten Mutter, einer kranken Frau und zwei hülfloſen Kindern und ſammle hier blos, was ſonſt Krähen und Dohlen aushacken. Das iſt nichts Unrechtes oder Geſetzwidriges."

„Laßt Euch rathen, Moſer, und geht! Der gnädige Herr hat mir ſehr beſtimmte Vollmachten gegeben."

Der verarmte Weber ließ ſich nicht weiter ſtören. Er ſchwieg hartnäckig und ſammelte Aehren. Ueber ſolche Nichtachtung aufgebracht, rief der Verwalter einen vorübergehenden Knecht an, ſchwang ſich aus dem Sattel und übergab ihm das Pferd.

„Wollt Ihr gehorchen, Moſer?" fragte er den Armen.

„Wenn mich der gnädige Herr mit eigener Hand von ſeinem Acker treibt, muß ich mich fügen, obwohl ich's grauſam und unmenſchlich nennen würde."

„Ihr zwingt mich, Hand an Euch zu legen!"

„Sie? Dazu haben Sie kein Recht."

„Kein Recht," ſchrie der Verwalter. „Das ſollt Ihr gleich ſehen, widerſpenſtiger Faullenzer!" Und mit raſchem Griff faßte er den Weber beim Kragen der Kattunjacke und wollte ihn vom Acker entfernen. Allein Moſer, dem ſchon längſt das Blut kochte, wehrte ſich mit aller Kraft. Beide Männer kamen vom Ringen zu offenbarem Handgemenge, das alsbald in entſchiedene Schlägerei ausartete. Wie vorauszuſehen, zog der kraftloſe Weber den Kürzeren. Der Verwalter warf ihn zu Boden, ließ ihn verſchiedene Male ſeine ſchwere Gerte fühlen, rief die Knechte und übergab ihren Händen den Miſſethäter.

„Schafft den Schurken auf den Hof!“ befahl er. Ich werde ſogleich nachkommen und dem gnädigen Herrn Bericht erſtatten.“

Moſer ward ſeines Verbrechens leicht überführt. Er mußte dem Verwalter Abbitte leiſten und erhielt zur Strafe vierzehntägige Haft bei Waſſer und Brod. Da ſaß er nun in der engen, finſteren Zelle des herrſchaftlichen Gefängniſſes und hatte Zeit, über ſein Schickſal, ſeinen Lebensgang nachzudenken. Der Freie glaubt, kein Unglück ſei ſchwerer zu ertragen, als der Verluſt der Freiheit. Moſer war von jeher derſelben Meinung geweſen. Seit er aber ein Gefangener war, kamen ihm ganz andere Gedanken. Das Nichtsthun langweilte und quälte ihn zwar, aber er hatte doch keine Noth! Zur beſtimmten Stunde, dreimal des Tages, erſchien ein Voigt und brachte ihm friſches Waſſer, ſo viel er trinken wollte, und die Portion täglichen Schwarzbrodes, welche er erhielt, reichte nicht allein hin, um ihn vollkommen zu ſättigen, es blieb auch noch genug übrig, um ſeinem armen Weibe ein gutes Stück ſchicken zu können. Seit Wochen hatte Moſer nicht ſo glänzend gelebt, und als er acht Tage im Gefängniſſe zugebracht, beſchlich ihn wiederholt der entſetzliche Wunſch, die Dauer ſeiner Haft möge ſich von ſelbſt verlängern, ja er ſann allen Ernſtes nach, was er wohl anſtiften, was begehen ſolle, um eine neue Freiheitsſtrafe über ſich verhängt zu ſehen! Schaudernd begriff er, wie Armuth die Mutter jeglichen Verbrechens blos deshalb werden könne, weil der Sträfling nicht ängſtlich für ſeinen Unterhalt beſorgt ſein darf! Und die Verachtung der Freien, der ſogenannten ehrlichen Leute, die jeden Verbrecher unausbleiblich ereilt, konnte ſie fühlbarer ſein, als jenes Stirnrunzeln, womit der Beſitzende dem Bettler ausweicht, als jene harten Worte, die man dem um Almoſen Flehenden gleich brennenden Flüchen vor die Füße ſchleudert? Konnte ſie empfindlicher quälen, unauslöſchlicher beleidigen, als die Benennung elender Lump, Bettelhund, Vagabund, die der Arme ja täglich hören muß oder doch in den Blicken ſo Vieler leſen kann! Moſer mußte all' ſeine moraliſche Kraft aufbieten, um nicht dem Gelüſt zu erliegen, das ihn beim Erſcheinen des Voigtes wie ein Fieber-

anfall ergriff, nämlich den freundlichen Mann an der Kehle zu packen und bis zum Erſticken zu würgen! Noch beſaß er Selbſtüberwindung genug, um den Dämon, der in den finſteren Schluchten ſeiner Seele ſich zu regen begann, zu beſiegen und ſeine Strafe zu überſtehen, ohne auf's Neue und diesmal mit Vorbedacht zu ſündigen.

Als er nach vierzehntägiger Haft entlaſſen ward, kam er ſich wie ein Fremdling auf Erden vor. Er war fertig mit ſich, mit dem Leben! Er konnte ſich ruhig beide Hände abhacken, denn er bedurfte ihrer nicht mehr, da Niemand Arbeit von ihm begehrte.

Mit dieſem Gefühl gänzlicher Unbrauchbarkeit ging er ſchwermüthig nach Hauſe, nicht wiſſend, was er jetzt anfangen, wie er ſich ehrlich ernähren ſollte. Ohne Weib und Kind würde er trotzig in die Welt gelaufen und ſehr wahrſcheinlich die gewöhnlichen Wege des Verbrechens gewandelt ſein. Der Reiche ſagt: Armuth demoraliſirt! und wendet ſich von jedem Nothleidenden mit Widerwillen; aber er bedenkt nicht, daß die wegwerfende Behandlung der Armen von Seiten der Reichen jene mit der Zeit erfolgende, nicht wegzuläugnende Demoraliſation hervorruft! Wer den Armen als einen Wegwurf der Menſchheit, als einen Räudigen betrachtet, den man ausſcheiden muß von allem Volk, der vergiftet die Unſchuld ſeiner Seele und ſtößt ihn erbarmungslos unter die moraliſch Verworfenen, denen er ihn gleichſtellt, weil er oft die rauhe Sitte, das zerlumpte Kleid mit ihnen gemein hat. —

Es ſchien indeß, als habe ſich das Unglück des Webers etwas erſchöpft. Beim Betreten ſeiner engen Wohnung fand er nicht allein ſein Weib wieder außer dem Bett und die lieben kleinen Engel vollbäckig und geſund, Fürchtegott kam ihm auch mit der frohen Botſchaft entgegen, daß ein Bauer des Ortes hergeſchickt habe und ihn für den Herbſt als Dreſcher annehmen wolle, wenn er noch ſo brav zuſchlagen könne, wie ehedem.

Ueber dieſe Nachricht war Moſer ſo erfreut, daß er ſeinen Hauswirth umarmte und wie ein Toller im engen Stübchen mit ihm herumhopſ'te. Er ſagte auf der Stelle zu und ließ ſich ſchon für den nächſten Tag durch Fürchtegott ſelbſt anmelden. Lange

hatte die arme Weberfamilie keinen ſo glücklichen, von heiteren Ausſichten in die Zukunft erhellten Abend verlebt.

6.

Bilder eines glücklicheren Lebens vergoldeten die Träume des armen Mannes in dieſer Nacht. Mit einem Gefühle des Wohlbehagens, das er lange nicht mehr empfunden hatte, ſtand er früh am Morgen auf, in treuherzigem Gebet um Verminderung ſeiner Noth zum Himmel flehend. Das karge Frühſtück, das nur aus ungeſchmalzener Brodſuppe beſtand, ſchmeckte ihm doch vortrefflich. Er küßte die friſchen, noch ſchlafenden Zwillingsſchweſtern, ermahnte die noch immer hinfällige Suſanna, ſich zu ſchonen, und ging dann, den Dreſchflegel nebſt Wurfſchaufel und Schüttegabel auf der Schulter, wohlgemuth nach dem Bauergute, wo ihm Arbeit verſprochen war.

Die Knechte waren eben dabei, die Tenne zu fegen und Garben reihweiſe zum „Vorſchlagen“, wie es der Bauer nennt, aufzulegen, als Moſer in den Hof trat und den Beſitzer deſſelben als neuer Arbeiter und Gehülfe begrüßte. Dieſer nahm ihn gern an, da er zuverläſſige Leute brauchte; übrigens bedurfte es nicht vielen Redens, da zwiſchen Arbeitgebenden und Arbeitſuchenden ſo einfache Bedingungen als feſte Regeln gelten, daß Keiner den Anderen übervortheilen kann. Moſer kannte dieſe Bedingungen von früherher, und wenn er jetzt als Arbeiter bei einem armen Bauer in Dienſt trat, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er ſtillſchweigend ſich dem Herkömmlichen unterwerfe.

Alle Bauerarbeit iſt ſchwer und erfordert mehr phyſiſche Kraft, als Geſchick und Gewandtheit. Schon am erſten Vormittage fühlte Moſer, daß er nicht mehr die Kraft und Ausdauer ſeiner jungen Jahre beſitze. Er konnte nach einigen Stunden kaum den Flegel mehr handhaben und es war ein Glück für ihn, daß ſe fünf Dreſcher auf einer Tenne thätig waren. Bei dem fortwährenden Steigen und Fallen ſo vieler Flegel merkte man nicht, daß der des Webers kraftlos auf die körnerſtrotzenden Aehren traf. Auch gewahrte er mit Betrübniß, daß ſeine Bruſt durch

das langjährige Sitzen hinterm Webstuhle und durch das Einsaugen des Garnstaubes gelitten haben mußte; denn er konnte an dem lebhaften Gespräch, das seine rüstigen Mitarbeiter, trotz des heftigsten Aufschlagens, fortwährend unterhielten, nicht Theil nehmen.

Mit größter Anstrengung hielt es Moser einige Tage aus. Schon am vierten mußte er Abends auf dem Heimwege mehrmals stehen bleiben und Blut auswerfen. Dennoch ging er am nächsten Morgen wieder auf die Arbeit. Allein kaum hatte er unter unsäglichen Schmerzen zweimal herumgedroschen, als ihm kraftlos der Flegel entsank und ein Strom dicken schwarzen Blutes seinem Munde entstürzte. Man sprang dem Unglücklichen bei, um das Blut zu stillen, der Bauer, ein braver Mann, ließ den Erkrankten nach Hause fahren und holte sogar den Arzt auf eigene Kosten, damit er ihn heilen möge; aber das Alles konnte den Weber weder retten, noch beruhigen.

„Gott hat seine Hand von mir abgezogen," sagte er mit der Ruhe verzweifelter Resignation, „und wen Er verläßt, den können die Menschen, wenn sie auch jetzt noch wollten, nicht retten. Ich will mir nur überlegen, was aus den Kindern werden soll. Hab' ich das erst ausgeklügelt, dann will ich meinethalb verhungern oder verdursten, mich soll's wenig verschlagen. Aber das muß ich erst herauskriegen, eher thue ich's dem Herrgott nicht zu Gefallen und lege mich in den Sarg."

Das war ungefähr der Refrain von allen Reden, die Fürchtegott, sein Weib und etliche Freunde, die nicht viel mehr besaßen, als er selbst, ihm entlockten. Er setzte sich wieder neben die unermüdlich fleißige Mutter und spann. Von dem fabelhaft Wenigen, was diese Arbeit abwarf, lebte die ganze Familie fast noch einen Monat. Nach Verlauf desselben war aber auch das geringe Gut, was die Armen an unbedeutenden Utensilien besessen hatten, vollkommen aufgezehrt. Ueberdies sollte in Kurzem Miethe und Stuhlgeld (Abgabe für die Erlaubniß, einen Webstuhl aufstellen zu dürfen) nebst vierteljährigem Grundzins an die Herrschaft bezahlt werden. Holz für Herbst und Winter brauchte man auch,

und noch hatte Moser keine Kartoffel im Keller, keine Krume gebackenen Brodes im Schranke.

Zu einer trüben Abendstunde wagte Susanna mit beklommenem Herzen, dies entsetzliche Thema zu berühren, das dem brustkranken schwachen Manne das Herz zerschneiden mußte. Susanna that es zwar so mild und sanft, wie die Liebe zu ermahnen, zu fragen und zu bitten pflegt, aber dem Weber stand dennoch sein gefoltertes Vaterherz still.

„Laß das gut sein, Herzliebste," erwiderte Moser nach einiger Zeit. „Mir ist in der vergangenen Nacht ein Gedanke gekommen, der, ausgeführt, all' das jetzt noch Fehlende uns verschaffen muß. Auch für die armen Würmchen ist dadurch gesorgt. So elend, wie ihre Eltern, ich versprech' es Dir, sollen sie es nicht haben."

„Ist Dein Plan auch ausführbar, Moser?" fragte zweifelnd die besorgte Frau.

„Zuverlässig, Susanna! Wie ich mir's während der Nachtwache hinter'm Ofen ausgesonnen habe, kann's nicht fehlen. Es wird Alles anders und besser."

„Du könntest mir's wohl sagen, Moser! Vier Augen sehen heller, als zwei.

„Morgen erfährst Du's. Heut Nacht will ich mir's noch einmal beschlafen, und wenn ich morgen noch so fest daran glaube, wie in diesem Augenblicke, dann ist uns geholfen, das schwör' ich bei Gott!"

Susanna drang nicht weiter in ihren Mann und das Gespräch stockte wieder. Nach sehr kargem Abendbrod ging die Familie zur Ruhe. Wir haben schon erwähnt, daß Susanna seit ihrer Niederkunft mit den Kindern in der Wohnstube und zwar auf ebener Erde schlief, da ihre Bodenkammer zu eng und auch zu schlecht gegen Wind und Wetter verwahrt war, um mit den Säuglingen darin zubringen zu können. Der Weber selbst blieb seit seinem Unfalle ebenfalls in der Stube und hatte sein Nachtlager hinter dem Ofen aufgeschlagen. Nur die alte Mutter kletterte die knarrende Stiege hinauf in ihr Kämmerlein und kam häufig früh, wenn kaum der Tag graute, schon wieder herunter

zu ihren darbenden Kindern. Sie konnte wenig ſchlafen, und weil ſie meinte, daß ſie wachend, ob auch nicht viel, doch immer etwas nützen könnte, ſo ſetzte ſie ſich an ihren Platz auf der Ofenbank und ſpann, ohne die meiſtentheils noch Schlafenden in ihrer Ruhe zu ſtören.

Moſer'n floh auch in dieſer Nacht, wie in faſt allen früheren, der Schlaf; er verhielt ſich aber abſichtlich ganz ſtill, bis er annehmen konnte, daß Suſanna feſt entſchlummert ſei. Dann kroch er behutſam hinter dem Ofen hervor, ſchlich barfuß über die holprige Diele nach dem Fenſter neben dem Webſtuhle, öffnete es leiſe und ſtieß den Laden auf. Die Nacht war ſternenhell, der ſchon abnehmende Mond ſchien voll und rein in die Wohnung des Armen. Die ſilberne Kugel ſpiegelte ſich im Weiher des Nachbars, der kaum vierzig Schritte von Fürchtegotts Häuschen am Gartenzaun ſeine ſtillen Waſſer ausbreitete. Geraume Zeit trank der Weber die kühle Nachtluft mit dürſtendem Munde, dann trat er zurück und ſah ſich ſcheu um. Das Licht des Mondes erleuchtete das Stübchen ſattſam, um alle Gegenſtände genau unterſcheiden zu können.

Moſer öffnete ein kleines Wandſchränkchen und nahm etwas heraus, das er mit dem ſchlotternden Aermel ſeines zerriſſenen Hemdes ſogleich verdeckte. Darauf ſchlich er an das Lager ſeiner Frau und kniete neben demſelben nieder. Suſanna ſchlief ſanft und tief. Die Qualen des Lebens waren in dieſem Augenblicke gewiß von ihr genommen. Vielleicht ſchwelgte ſie in paradieſiſchen Freuden, wie ſie der Traum mitleidig dem Armen ſchenkt, als kargen Erſatz für die harte traurige Wirklichkeit des Alltagslebens.

Moſer wagte nicht, die Schlummernde zu küſſen. Er hätte es gern gethan, aber er beſorgte, ſie dadurch zu wecken.

„Arme Suſanna, gutes, liebes, duldendes Weib," flüſterte er über ſie gebeugt und eine Thräne perlte aus dem Schmerzensbrunnen ſeines Auges. „Ich habe Gott gebeten, daß er dich die Herrlichkeiten der Verheißung ſoll ſchauen laſſen in dieſer Nacht, und ich glaube, er hat mich erhört, der Allgütige. Dein Lächeln ſagt mir, daß du glücklich biſt. Du ſollſt es ewig ſein

und nie mehr zurückkehren aus jenen Auen, die müden Dulderu in jenem Leben verheißen ſind. Lebe wohl, lebe glücklich und bitte für mich, den verzweifelnden Vater!“

Nun hielt Moſer ſeine linke Hand ſchirmend über das Geſicht der Schlummernden und fuhr mit ſchneller Bewegung der Rechten, in der etwas Glänzendes blitzte, über Suſanna's bloßen Hals. Die Schlafende zuckte krampfhaft zuſammen, aber Moſer drückte ſeine Linke feſt auf ihren Mund, ſo daß ſie nur dumpf röchelnde Töne ausſtoßen konnte. Ein breiter Blutſtrom floß unter den Decken hervor und ergoß ſich um den knieenden Weber. Der verzweifelnde Gatte hatte ſeinem geliebten Weibe die Pulsadern am Halſe durchſchnitten und ſie getödtet. Er hielt dieſen Tod für leichter, als den Hungertod, dem ſie alle entgegen gingen.

Als Suſanna zu röcheln aufgehört hatte, erhob ſich Moſer mit entſetzlicher Ruhe. Er warf keinen Blick auf die Todte, ſondern wendete ſich raſch um zu den in der Wiege ſchlafenden Säuglingen. Das blutige Meſſer funkelte im Silberſeuer des Mondes wie eine purpurne, zur Erde geneigte Flamme.

Lieblich, rührend, zwei aufknoſpenden Blüthchen gleich, die feinen kleinen Händchen aufwärts gegen die derben Geſichtchen ſtemmend, ruhten die Schweſtern in ſeliger Vergeſſenheit. Den Vater ſchauerte es, als ſein ſchuldiges, unheimlich glühendes Auge auf dieſe zarten, von Geſundheit ſtrotzenden Weſen fiel. Aber ſein Herz hatte ſich im machtloſen Kampf mit den Schrecken des Lebens verhärtet, ſein Wille war feſter als Granit. Die Bahn war betreten, er mußte ſie ganz zurücklegen, ſollte er ſich nicht ſelbſt feig und charakterlos nennen.

„Warum zaudern!“ rief er ſich zu. „Habe ich euch in's Leben gerufen, warum ſollte ich nicht das Recht haben, euch ein und denſelben Weg mit mir gehen zu heißen? Ja, ihr armen, ſchuldloſen Seelen, ich will euch rein und unbefleckt den Vaterhänden wieder übergeben, aus denen ich euch empfangen habe! Hier auf Erden würdet ihr nach unausſprechlichen, undenkbaren Leiden vielleicht gottloſe Verbrecher und beſchließet ein Leben voll Elend und Schande, verflucht von den Glücklichen, im Zuchthauſe oder auf dem Schaffot. Beſſer aus der Reihe der Leben-

digen geſtrichen, als ſolch ein Daſein! Gute Nacht, ihr Engel, euer Vater küßt euch zum Eintritt in's Thal des ewigen Friedens!"

Ein langer Kuß berührte die Mündchen der Kleinen, dann durchſchnitt der fürchterliche Vater ihren Lebensfaden auf dieſelbe Weiſe, wie er die Mutter getödtet hatte. Die Schweſtern zuckten nicht, ſie ſtarben ſchlummernd unter dem Meſſer des Vaters.

Mit einem Gefühl des Abſcheu's ſchleuderte der Unglückliche jetzt das Mordinſtrument an den Boden, erreichte mit zwei Sätzen die Thür, ſtürzte hinaus, rannte in's Freie über den Garten und begrub ſich und ſeine That in den kühlen ſchäumenden Wellen des Teiches. Nur das Bild des Mondes wankte im Weiher, als der Mörder ſeines Weibes, ſeiner Kinder ſich darin zur Ruhe gebettet hatte, ſonſt blieb Alles ſtill. —

Am nächſten Morgen ſtieg Gertrud frühzeitig aus ihrer Kammer herab, trat in die Stube ihres Sohnes und tappte ſich nach der Ofenbank, wo ſie wie immer Platz nahm und emſig zu ſpinnen begann. Es war eben Tag geworden, das merkte die erblindende Frau an dem trüben Scheine, der ſich vor ihren Augen bildete. Daß es ſo todtenſtill im Stübchen blieb, wunderte ſie nicht. Es war oft ſo gegen Morgen. Nur konnte ſie nicht begreifen, daß, wie ſie auch ihre Füße ſetzen mochte, ſie überall ſogleich feucht wurden.

So ſaß ſie ein paar Stunden, ſpann ruhig fort und freute ſich über den geſunden Schlaf der Ihrigen. Sie würde noch lange geduldig auf das Erwachen derſelben gewartet haben, wäre nicht Fürchtegott hereingekommen, der, wie er häufig pflegte, ſich nach Moſer's Befinden erkundigen wollte. Vor dem gellenden Aufſchrei dieſes Mannes kam Gertrud zu ſich.

„Was habt Ihr?" fragte ſie ruhig, ihr bleiches, runzelvolles Antlitz langſam dem Eintretenden zukehrend und nochmals die Spindel drehend.

Fürchtegott dachte im erſten Schreck nicht daran, der alten Frau das Entſetzliche zu verſchweigen. Bewältigt von dem grauenvollen Anblick — die fromme alte Mutter, ihre Füße im Blut der Ihrigen badend, ruhig ſpinnend — warf er dies Bild mit wenig Worten in den Spiegel ihrer Seele! Da entſank Gertrud

die Spindel, ſie ſelbſt neigte ſich vorwärts und wäre auf die blutige Diele niedergeſtürzt, hätte ſie Fürchtegott nicht in ſeine Arme aufgefangen. Als er ſie wieder aufrichtete, umſchlang er eine Leiche. Mitleidig hatte der Tod ihr Herz gebrochen.

Eine Stunde ſpäter fand man Moſer's Leiche im Weiher. Niemand konnte zweifeln, daß er die gräßliche Wahnſinnsthat vollbracht habe. Die blutigen Fußſtapfen vom Hauſe bis zum Teiche mitſammt dem gefundenen Meſſer ſprachen zu deutlich. —

Unter großem Zulauf des Volkes wurden am dritten Tage nach der That die Opfer der Armuth ehrlich begraben, in ſpäter Abendſtunde wühlte der Henker dem Mörder eine Grube auf ödem Anger. —

Proletarier in England.

Wir hatten länger als gewöhnlich gezecht, denn mein Freund Mac — einer von den wenigen Menſchen mit gutem Rock, die ich in England lieb gewann — erzählte von ſeinen Abentheuern zu Waſſer und zu Lande. Mac, ein Schotte, ſtudirte in Glasgow und Edinburg, wurde dann Schiffsarzt auf einem Wallfiſchfänger und ſegelte nach Grönland. „I got a great cold there“ ſagte er „und war froh, als wir nach einer Reiſe von 2½ Jahren wieder in Liverpool an's Land ſtiegen. Ich ließ mich in York nieder. Ein altes ariſtokratiſches Neſt; aber wunderſchöne Mädchen laufen darin herum. Ich verliebte mich ſogleich. Thorheit! ich hatte kein Geld. Alles ging ſchief; ich zog fort und ein bleicher, ſchiffbrüchiger Mann, langte ich hier an, hier in Bradford, wo ich nun ſchon geraume Zeit unter den Fabrikarbeitern herumbrenne und ſchneide — “

„Wie es einem ſchlechten Doctor zukommt!“ ergänzte der eben hereintretende Wirth und zeigte ſeinem Gaſte an, daß im „Weißen Hauſe“ eine junge Frau eben im Begriff ſtehe, die Welt mit einem Menſchen zu bereichern; der Herr Doctor alſo aufbrechen und helfen müſſe.

Ich begleitete Mac. Die Straßen waren ſchon leer; nur die Nachtwächter irrten an den Häuſern vorüber und unterſuchten, ob Thüren und Fenſterläden auch verſchloſſen. „All right!“ da eilten ſie weiter. Am Ende der Gaſſe blieben ſie aber aufmerkſam ſtehen; wir ebenfalls, denn in einer Schnapsſchenke

schien heftiger Streit unter den Trinkern ausgebrochen zu sein. Flüche, Prügel und Gepolter folgte rasch noch einander, und ehe wir uns versahen, stürzten ein halbes Dutzend Kerle aus der Hausthür. Fünf Mann kehrten laut lachend zurück, — der sechste lag vor uns auf dem Straßenpflaster und rührte kein Glied.

Mit Hülfe der Nachtwächter brachten wir den Unglücklichen in die Bude des Doctors, welche gegenüber lag. Der arme Zerschlagene kam bald wieder zur Besinnung, und versicherte uns, daß er ganz verteufelte Hiebe davon getragen habe. Dies bezeugte auch eine große Quantität irländisches Blut — unser Patient war nämlich ein Irländer — welches aus drei Löchern vom Kopf herunter auf die zerrissenen Kleider floß. Während ihm der Doctor die Haare abschnitt, bemerkte Paddy mit wehmüthiger Stimme, daß er eigentlich gar nicht wisse, weßhalb er so rechtschaffen durchgeprügelt sei.

„Was seine guten Gründe hat!“ erwiederte ihm Mac, „denn Ihr habt heute Abend eine gute Portion Whisky aus der Welt geschafft.“

„„Und das hat seine guten Gründe, daß ich dies that!““ antwortete der Irländer.

„Und welche?“ fuhr der Doctor fort.

„„Gar keine Gründe hat es!““ seufzte Paddy „und gar keine Gründe sind ebenso gut wie die allerbesten! Aber Tom Holmes sagte, ich wäre ein lüderlicher Strick; ich machte zwanzig Schillinge die Woche und hätte doch nie einen Penny; und meine Frau säße in Leeds und ich kümmerte mich gar nicht um meine Frau; und das thue ich auch nicht; denn meine Frau verkauft alte Flaschen und ich kämme Wolle; und wenn sie alte Flaschen verkaufen will, very well. — Jeder hat sein eigen Geschäft; Jeder thue was er will, ich kämme Wolle! Nun ist zwar die Frau der größeste Comfort für den Mann, und der Mann ist der größeste Comfort für die Frau; da es aber von hier bis nach Leeds 7 dicke Meilen sind, so wäre sie, Frau, und ich, Mann, eigentlich nicht sehr comfortable zusammen, wenigstens nur comfortable in der Entfernung von sieben Meilen; aber wenn sich meine Frau comfortable fühlt, indem sie alte Flaschen ver-

kauft, und ich mich comfortable im Wollkämmen fühle, ſind wir dann nicht beide comfortable? very well, Doctor, das ſagte ich auch zu Tom Holmes. Tom, ſagte ich, laß meine Frau aus dem Spiele, und was noch viel ſchlimmer iſt, laß das Geld bei Seite. Geld ſparen kann ich nicht, denn ich habe alle Taſchen voll — nämlich voll Löcher; und wer werth iſt, Geld zu verdienen, der iſt auch werth, Geld auszugeben, und ſieh Tom, ich bin der Meinung, daß das Ausgeben viel erfreulicher iſt, als das Verdienen, — und habe ich mich die ganze Woche mit dem Verdienen geplagt, da ſtärke ich mich eine Stunde lang mit dem Ausgeben. — „„O dear me!““ ſchrie der Irländer da plötzlich, denn eben legte ihm der Doctor einige Pflaſter auf die Wunden, die dem redſeligen Paddy, der mit der Zeit nüchtern wurde, plötzlich ſehr weh zu thun ſchienen.

„„Aber Tom,““ fuhr er bald fort, „„wollte mich gar nicht begreifen; er ſagte, wir Irländer wären nur Alle vom gemeinſten Geſindel, wir kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. Why Doctor! als wenn das anders möglich wäre. Da komme ich von Tipperary hierher nach England, und habe unterwegs zehn Mal das Betteln gelernt und finde, daß es mit dem Betteln gar nicht ſo übel iſt; denn, geben Euch die Leute etwas, da iſt es gut; geben ſie Euch nichts, da lacht Ihr ſie aus. Spaß auf beiden Seiten, Doctor! Aber ein Menſch kann auch ſtolz ſein und deshalb kämme ich Wolle. Entweder muß gebettelt werden, oder Wolle gekämmt. Wenn ich aber wie ein Schurke lebte, als ich bettelte, lebe ich nicht ebenſo gut wie ein Schurke, ſeit ich arbeite? Gewiß! Es iſt nur der Unterſchied darin, daß ich als Bettler ein Schurke gegen Andre bin, und als Arbeiter ein Schurke gegen mich ſelbſt. Wenn ich bettle, ſo ziehe ich durch Faullenzen den Leuten das Geld aus der Taſche, und das iſt nicht recht; ich bleibe aber geſund und luſtig dabei, und das iſt recht. Wenn ich aber arbeite, da verdiene ich mein Brod durch Arbeit, und das iſt recht, — werde aber ein Krüppel dabei, und das iſt nicht recht.

Denn ſie laſſen einen armen Teufel heut zu Tage arbeiten, daß ihm Hören und Sehen vergeht; und kommt der Samſtag

heran, da zahlen ſie den Lohn; aber man wird nie glücklich davon, — weiß nicht, wie es kommt, — und iſt man alt — aber man wird nicht mehr alt.“

Da ſchwieg der Irländer und ſah uns mit ſeinen ſchwarzen Augen recht ernſt und feierlich an.

„„Aber halt!“ rief er dann plötzlich, „„Tom ſagte, wir Irländer kämen nur nach England, um wie die Schurken zu leben. Never mind it, Tom! — laß ſehen. —“ Da griff Paddy in ſeine Taſche und dann auf den Kopf. „„Löcher, nichts als Löcher!“ „Aber der Doctor braucht etwas für die Pflaſter!“ bemerkte der eine Nachtwächter.

„„Doctor!“ fuhr der Irländer fort, „„Tom ſagte, alle Irländer wären Schurken in England, und das konnte ich nicht vertragen; — und da nahm ich alles Geld, was ich hatte; Tom, ſagte ich, ſtolz bin ich, ſtolz bin ich dreimal auf Tipperary, und hier ſind vier Schillinge und ſechs Pence, und das wollen wir vertrinken Tom, und ich bin kein Schurke! Seht Doctor, und nun habe ich Nichts für die Pflaſter, — ich wollte, ich hätte mehr!“

Da packten die beiden Nachtwächter den Verwundeten auf und brachten ihn in die Schenke zurück. — Mac machte ſich auf den Weg nach dem „Weißen Hauſe.“ Seit jenem Abend traf ich manchen Irländer, dem der Kopf entzwei geſchlagen wurde, ohne daß er wußte weshalb. Paddy iſt der ſorgloſeſte Mann von der Welt. Mit Weib und Kind kommt er oft herüber, — hier arbeiten z. B. in den Fabriken allein 1500 Irländer — er denkt, in England Brod und Glück zu finden und täuſcht ſich oft nur zu ſehr. Iſt er unverheirathet, da geht die Sache ſchon; hat er Familie, da gerath er faſt immer, wenigſtens im Anfang, in die größeſte Noth. Denn leider weiß ein Irländer ein Haus zu halten, er lebt nur dem Augenblick und ein folgender Tag iſt ihm durchaus gleichgültig. Er thut, was das Herz ihm eingibt. In einer Zeit von zehn Minuten kann er raſen, wie ein Löwe, und brennen, wie ein Lunten. Hat er kein Geld, da iſt er der zuvorkommende Mann bei Kartoffeln und Brod und tröſtet ſich über ſein Schickſal mit den köſtlichſten Witzen; — iſt ſein Beutel

voll — da wirft er fort, was er hat, und iſt nicht luſtiger und übermüthiger, als zur Zeit der ſchrecklichſten Noth. Genial iſt er unter allen Verhältniſſen. Dunkel ſcheint ihm vorzuſchweben, daß das Mißgeſchick des Individuums in dem großen Elend ſeines Volkes aufgehen müſſe. Deshalb keine Klage mehr! Der Humor reißt ſeine Seele hinweg; er lacht, er weint und weiß nicht weshalb; er ſtirbt und weiß nicht warum.

Die große Sorgenloſigkeit des Irländers in England macht ihn natürlich doppelt arm. Die engliſchen Arbeiter ſorgen wenigſtens inſoweit für die Zukunft, als ſie in guten Handelszeiten Kleider und Möbel anſchaffen. Aber auch das iſt dem Irländer einerlei; er iſt damit zufrieden, daß er heute gelebt hat. In Lumpen geht er einher, ſchmutzig, unheimlich; nur ſeine Augen ſtrahlen in ewiger Schönheit und unwillkürlich ſchrickt man zuſammen, wenn ſie bald wehmüthig ernſt, bald froh und verliebt in die Welt hinausſchweifen.

„Das weiße Haus," welches ich mit dem Doctor beſuchte, liegt in dem älteren Stadttheil, in der Nähe eines Kanals, der das Land von Hull nach Liverpool durchſchneidet. Es dient allen Unglücklichen als Zufluchtsort, indem man für 2 Pence dort 6 Stunden ſchlafen kann. Es verhält ſich damit ſo: Um 12 Uhr Nachts werden aus der Bar, dem zum Rauchen und Trinken eingerichteten Zimmer, alle Stühle und Bänke entfernt. Im Kamine macht man ein tüchtiges Feuer an, fegt die ſteinerne Flur und legt rings an den Wänden herum Decken und Strohſäcke. Die Gäſte, welche nur gekommen ſind, um zu trinken und zu rauchen, müſſen aufbrechen, und die ſich nach Schlaf ſehnen, haben für 2 Pence das Recht, ſich niederzulegen. Dies geſchieht **sans cérémonie**. Männer, Weiber und Kinder ziehen ſich aus, hängen ihre Kleider über die Bretterwand der Bar und geben ſich gewöhnlich alle Mühe, um die verhängnißvollen 6 Stunden ſo gut wie möglich zu benutzen. Der Wirth iſt nämlich ſehr exact in der Zeit und verſäumt nicht, gegen Morgen ein allgemeines Poltern zu veranſtalten. Jeder, der nicht gutwillig das Lager verläßt oder noch für weitere 3 Stunden einen Penny mehr bezahlt, wird dann mit Gewalt beſeitigt. — Gewöhnlich ſtellen

ſich gegen Morgen neue Gäſte, namentlich Betrunkene, die ſonſt wo übrig geblieben ſind, zum Schlafen ein und nehmen das noch warme Lager der eben Erſtandenen in Beſchlag.

In jener Nacht war die Bar faſt ganz beſetzt. — Bei dem Schein des hellen Feuers konnte ich achtzehn Perſonen zählen; auch mußten noch einige kleine Kinder unter den Decken verborgen ſein, denn bisweilen hörte man ein leiſes Weinen und Wimmern von feinen, zarten Stimmen. Die meiſten Geſichter konnte man deutlich unterſcheiden; hin und wieder tauchte auch nur ein Kopf voll Haare aus den Decken. — Viel Kummer und Noth lag da begraben.

Gleich vorn an bemerkte ich zwei Mulatten, mit denen ich ſchon am Tage vorher auf der Straße Bekanntſchaft gemacht hatte. Kräftige Kerle. Sie verkauften Gebete und Bilder, wie viele Hunderte ihres Gleichen, die jährlich als Matroſen oder Schiffsjungen nach England herüberſegeln, — einige Zeit bettelnd das Land durchirren und dann wieder verſchwinden. Neben ihnen lag ein langes, hageres Geſicht, auf dem in tiefen Furchen eine lange Leidensgeſchichte geſchrieben ſtand. Es gehörte einem Manne, der ungefähr fünfzig Jahre alt war, vielleicht auch erſt dreißig. Wer weiß es?

Jedenfalls ſchien er ein Kind an Glückſeligkeit und ein Greis an Noth zu ſein. Sein Arm lag unter dem Nacken eines Weibes, das mit weit offenen Augen unverwandt in's Feuer blickte. Ein kleines Mädchen kauerte zu den Füßen der Mutter, in tiefem Schlafe.

Weiter, dem Kamine zu, hatte ſich ein trotzige Geſtalt gebettet. Der arme Teufel ſchien keine Luſt zu haben, ſich des Einzigen, was ihm im Leben treu geblieben, zu entäußern. Im vollen Schmuck ſeiner Lumpen lag er nämlich auf dem Strohſack, die Hände über dem Kopf gefalten; in den Mundwinkeln Spott und Hohn, an ſeiner Seite einen rieſigen Stock. Einige geſunde Köpfe, in denen Gin und Ale fortglühten, lagen auf den Säcken der anderen Seite; auch eine coloſſale, weibliche Schönheit, ſchwarze Haare über einem rothen Geſicht. Sie ſang noch halb

im Schlafe den Refrain eines Liedes; der Bettler am Kamine lachte, — der Wirth fluchte — Alles war wieder ſtill.

Während ich die Schlafenden beſah, hatte ſich der Doctor in ein Nebenzimmer verfügt, um einem armen Geſchöpfe in der höchſten Noth beizuſtehen. Der Wirth war untröſtlich, daß die Geſchichte in ſeinem Hauſe vorging. Die Frau hatte ſich aber ſtandhaft geweigert, das Zimmer zu verlaſſen, da ſie die gräßlichſte Angſt vor dem Armen- oder Krankenhauſe hatte. Ich näherte mich der Thür, da kam mir Mac ſchon lachend entgegen und verſicherte, es ſei längſt Alles glücklich vorüber.

Die junge Frau war mit ihrem Manne, einem Fabrikarbeiter, ſechs Wochen lang umhergewandert, ohne Arbeit finden zu können. Da kamen ſie nach Yorkſhire, um ſich weiter nach Mancheſter durchzuſchlagen. Das Geld war ihnen ſchon früh ausgegangen, und Nachts ſuchten ſie gewöhnlich in einer Scheuer oder, wenn ſie etwas zuſammengebettelt hatten, in einer Schenke letzten Ranges Schutz. Eine Nacht, wie mir der Mann verſicherte, brachten ſie ſogar unter der Brücke einer Eiſenbahn zu. Beide hatten dieſe Lebensweiſe aber dem Aufenthalt im Arbeitshauſe vorgezogen, vor dem ſie ſich ſehr fürchteten, daß ſie ſchon der Gedanke daran mit Abſcheu erfüllte. Wir werden ſpäter ſehen weshalb. Die Leute, welche in Schenken oder in der zum „Weißen Roß" vegetiren, betteln entweder oder beſchäftigen ſich mit dem Verkauf kleiner Artikel, die ſie von Haus zu Haus tragen. Sie waren genöthigt, ihre Wohnung aufzugeben, bei Tage ſtehen ſie in den Straßen und lauern auf einen Pfennig Verdienſt; Frau und Kinder ſuchen ſich ſelbſt etwas, und Abends ſammelt ſich die Familie an einem Orte, der zur Schlafſtelle vorher auserkoren iſt. — Die Bettler ſind am beſten d'ran. Die Bettelei iſt ihr Geſchäft, ſie kennen ihre Häuſer, ihre Menſchen.

Die Schotten verſtehen ſich am beſten auf Bettelei, da ſie verſchlagen und ökonomiſch ſind; ſehr Viele von ihnen ſollen, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in England, mit einem kleinen Vermögen in's Vaterland zurückkehren und es dort gewöhnlich ſehr gut anwenden. —

Die Irländer vertrinken, was ſie in die Hände bekommen; arm, wie ſie kamen, gehen ſie zurück. Man hat daher auch in Liverpool die Einrichtung getroffen, daß jeder Sohn der Emerald Isle frei zurückſpedirt wird. Die Schotten betteln mit unterthäniger Miene, die Irländer mit lachendem Geſicht, die Engländer mit einem Ernſt, der durch Mark und Bein geht. Die Hauſirer ſind größtentheils Schotten; mit einem Sack auf dem Rücken ziehen ſie von Ort zu Ort. Engländer thun dies ſelten. Irländer faſt gar nicht. — Paddy iſt ein ſchlechter Krämer; höchſtens läßt er ſeine ſchwarzäugigen Töchter mit Orangen handeln, und die Augen ſind oft ſchöner als die Orangen. Vor Kurzem kam mir auch der Fall vor, daß ein irländiſcher Junge, etwa acht Jahre alt, zu mir hereintrat und den Vorſchlag machte, ich ſollte ihm 6 Pence geben, ſein Vater ſei ſehr krank; er wolle mir auch drei ſchöne Geſchichten erzählen. Die Geſchichtenerzähler ſcheinen ſich alſo nicht allein im Oriente aufzuhalten. Der Irländer verſtand ſich prächtig darauf.

Der zurückgekommene Arbeiter befindet ſich ſtets in der allerſchlimmſten Lage. Er iſt zu ſtolz, um zu betteln, zu rechtſchaffen, um zu ſtehlen. In vielen Fällen erlaubt es ſeine Ehre nicht, ſich in ein Arbeitshaus einſchließen zu laſſen; er verkauft, was er hat; hier und da leiht ihm ein Freund eine Kleinigkeit — das hilft nicht mehr —; da verläßt er ſeine Hütte, Frau und Kinder ſuchen ſo gut zu leben, wie ſie können; er ſelbſt wandert durch die Gaſſen und wartet, ob ihm der Zufall nicht Etwas in die Hände ſpielt, und am Abend finden wir ihn auf dem Strohſack einer Schenke, zwiſchen Kranken und Trunkenen, zwiſchen Dieben und Dirnen, ſchlafend, 6 Stunden lang für 2 Pence, bis ihn der Wirth aus dem Hauſe jagt. Und Alles das, weil der Handel ſchlecht geht. —

In dieſem Augenblick ſind die hieſigen Arbeiter, welche faſt Alle bei Worſted-Fabrikation Beſchäftigung finden, well off. Ich hatte mich lange darauf gefreut, ſie einmal in ihren Wohnungen beobachten zu können. Es wollte aber nie gelingen, denn die Leute ſind zu argwöhniſch, namentlich gegen Fremde, und ſcheuen Nichts mehr, als wenn man ſich um ihre häuslichen

Angelegenheiten kümmert. Ein Schnapps und eine Pfeife thun übrigens Wunderdinge, und wenn man Beides mit ihnen genoſſen, ſo werden ſie ſehr zutraulich. —

Mein Freund Mac mußte mir bei dieſer Expedition wieder behülflich ſein, er brachte mir eine Doctormiene bei und brauchte mich bei einer Runde durch wenigſtens 30 Arbeiterwohnungen als Gehülfe.

Da es an einem Sonntag Morgen war, ſo fanden wir faſt alle Familien am Kamine. Männer, Weiber und Kinder, welche noch in den Betten, andere beim Frühſtück, viele mit der Zubereitung des Mittageſſens beſchäftigt, und die letzten endlich am Schmauſe. Die meiſten Familien haben eine beſondere Wohnung; ein Hausvater, der 18 Schilling die Woche verdient, wohnt nicht leicht mit anderen Familien zuſammen. — An der Einrichtung der Wohnung kann man faſt immer ſehen, wie viel Lohn der Arbeiter wöchentlich erhält. Bei 15 Schillingen, was ein ſehr mäßiger Lohn iſt, bedeckt ſelten ein Teppich den Fußboden — nur vor dem Kamine liegt gewöhnlich ein ſchmaler Lappen —, die Wände ſind ſchmucklos, das ganze Möblement beſteht nur aus Tiſch, Stuhl und Wiege. Bei 20 Schillingen ſieht es ſchon beſſer aus; auf den Stühlen liegen Kiſſen — der Teppich, eine in England des Klima's wegen durchaus nöthige Sache — iſt größer — auf dem Schrank ſtehen Gläſer und Taſſen, und an der Stubendecke hängt vielleicht ein Schinken oder eine Speckſeite. — Bei Leuten, die 30 Schillinge einnehmen, gewahrt man ſchon einen geregelten Comfort, der ſich bis auf kleine Figuren, Taſſen und Gläſer erſtreckt, die das Geſims des Kamines zieren. — Hat ein Vater bereits Kinder, die ebenfalls in Fabriken arbeiten und noch bei ihm wohnen, ſo iſt die Summe des wöchentlichen Lohnes natürlich größer; für Eſſen und Trinken wird dann beſſer geſorgt und namentlich am Sonntag Mittag etwas Beſonderes auf den Tiſch gebracht. Bei meinem Beſuch fand ich faſt überall ſchönes Waizenbrod zum Frühſtück aufgetragen; für den Mittag Beef, Mutton oder Kalbfleiſch und einen Krug Ale. Die Kleidung der Arbeiter, die jetzt Beſchäftigung haben, iſt bei weitem beſſer, als die der deutſchen Fabrikarbeiter;

Mädchen aus den Worſted- und Cotton-Mills wiſſen ſich am Sonntag gehörig herauszuputzen und würden nicht von den vornehmeren Bürgertöchtern in Deutſchland zu unterſcheiden ſein.

Aber ach, all dieſe kleine Herrlichkeit dauert ja nur, ſo lange der Handel gut geht. Iſt es damit zu Ende, oder brechen gar Krankheiten oder ſonſt Unglücksfälle über den Arbeiter herein, — da verſchwindet bald der Teppich, das Kiſſen vom Stuhl, der Stuhl ſelbſt und auf dem Tiſch ſucht man vergebens nach Fleiſch oder Ale. — Tauſende wandern ins Arbeitshaus, und die, welche zu ſtolz ſind, ſich einſchließen zu laſſen und Weiber und Kinder nicht aufgeben wollen, ſtehen in Lumpen an den Straßenecken, damit — der Reiche über ſie ſpotte.

Jawohl über ſie ſpotte! Dieſes ſchamloſe Fabrikanten-Pack, wie ich es in Mancheſter kennen lernte, ſcheute ſich nicht, mir mehr wie einmal zu erzählen, der engliſche Arbeiter verdiene, geprügelt zu werden, daß es ihm manchmal nicht beſſer ginge. Dies Fabrikanten-Geſindel, während es nach derbem Profit alle ſchlechten Zeiten glücklich überſteht, verlangt auch von dem Arbeiter, daß er von 20 oder 30 Schillingen ein Erkleckliches zurücklegt, um damit den geringeren Lohn böſer Handelsconjuncturen weniger fühlbar zu machen. — Der Arbeiter ſoll nie Fleiſch, Brod oder Ale genießen; — er ſoll wie ein Hund leben, um Handelsconjuncturen zu beſtehen! Eine junge Dame erzählte mir, „der Arbeiter-Aufruhr in Mancheſter ſei wirklich ſehr ſchrecklich geweſen;“ nicht weil man mehr magere Rippen als Blätter auf den Bäumen ſah, „nein,“ meinte ſie, „weil der Sohn eines Hamburger Senators, der in Mancheſter anſäſſig iſt, vom Morgen bis zum Abend, bei der glühendſten Sonnenhitze als Conſtable in den Straßen ſtehen mußte, um den Pöbel nach Hauſe zu treiben; — der Sohn des Senators ſank am Abend erſchöpft auf das Sofa.“ O, der Aufſtand in Mancheſter war ſehr ſchrecklich! — Ein anderes Mal ſchloß Jemand ſeine Schilderung des Aufſtandes mit den Worten: „Ja, als dieſe fatalen Menſchen endlich dutzendweis vor die Thür kamen, da mußte man ihnen freilich Etwas geben, — obgleich dies von der Polizei verboten war.“

Aber ſo ſind ſie, dieſe engliſchen Handels-Ariſtokraten. Von zehn Fabrikanten kann ein ehrlicher Mann ſtets neun Stück mit gutem Gewiſſen vor die Thür werfen; und dann iſt er noch ſehr gerecht geweſen. Von offenbarer Schinderei kann natürlich nicht die Rede ſein; aber die geſetzlich ſanctionirte Scheußlichkeit, jeden Arbeiter als Maſchine gebrauchen zu dürfen, iſt an der Tagesordnung. Der Durſt nach Geld läßt keine menſchliche Regung mehr aufkommen; man ſucht die Fäuſte des Arbeiters ſo billig als möglich zu kaufen, und jagt den Kerl zum Tempel hinaus, wenn er nicht länger convenirt.

„Wir haben ja keine Verpflichtungen gegen ihn!“ ſo lautet die ewige Entſchuldigung. Die Willkühr des Fabrikherrn ruinirt den Arbeiter ebenſo oft als der ſchlechte Handel. — Der Handel mag noch ſo gut gehen, es fallen doch jeden Tag genug ſchreckliche Dinge vor.

Man ſehe in die Zeitung, und ich wette, auf jeder Seite eines Blattes das ſich überhaupt um das Volk kümmert, wird ein Drama zu leſen ſein. Ich greife in meinen Papierkorb und nehme das Erſte, was mir in die Finger kommt.

„Sunderland, 14. Sept. 1844. Geſtern vergiftete ſich hier der Hufſchmied James Pemberton, 32 Jahre alt. Er hatte eine Frau und vier Kinder und konnte ſeit verfloſſenem Januar keine Beſchäftigung finden. Um während dieſer langen Zeit mit ſeiner Familie leben zu können, verkaufte er zuerſt ſeine Mobilien, dann ſeine Kleider; ſo daß bald Nichts mehr übrig blieb, woraus ein Pfennig Geld gelöſt werden konnte. Seit mehreren Tagen hatten die Leute Nichts mehr zu eſſen, als was ſie von den Nachbarn erhielten, die ſelbſt arme Leute waren und nicht viel geben konnten.

Der Hunger brachte Pemberton zur Verzweiflung; er ging und verſchaffte ſich Gift, um ſeinem Daſein ein Ende zu machen. Nachdem er eine große Quantität Laudanum zu ſich genommen, erzählte er ſeinem Weibe, was er gethan, und verſicherte, nur das Elend habe ihn dazu gezwungen.

Die Frau lief ſogleich zu den Nachbarn, die einen Arzt und die Behörde herbeiriefen. Mr. Taylor, relieving-officer

für den Sunderland-Diſtrikt, fand die Familie Pemberton im ſchrecklichſten Zuſtande. Der Mann lag im Todeskampfe auf dem Strohlager in der Ecke des Zimmers, ohne irgend eine Bedeckung. Ein alter Stuhl und ein Tiſch war das ganze Möblement. Seine Frau ſaß neben ihm, halb todt vor Schreck und Hunger. Die Kinder waren am frühen Morgen davongelaufen. Die ärztliche Hülfe kam zu ſpät. Pemberton ſtarb im Beiſein des **relieving-officer.**" — (Northern Star.)

„Das war gar nicht nöthig!" werden die Ariſtokraten ausrufen, wenn ſie dies leſen. „Pemberton hätte ſich bei der Armen-Commiſſion melden ſollen; man würde ihn ſammt ſeiner Familie in's Workhouſe gebracht haben; dort wäre er nicht verhungert; dort hätte ihn die Verzweiflung nicht zum Selbſtmorde gezwungen!" So habe ich oft ſelbſt gedacht, ehe ich die Einrichtung der Arbeitshäuſer kannte. Ich beſuchte ihrer mehrere. Es ſind recht luftige geſunde Häuſer. Im untern Raume iſt Küche, Waſchzimmer, Vorrathskammer, eine Schulſtube für die Kinder, ein Arbeitsſaal für die Männer und einer für die Frauen. Oben ſind die Schlafſäle, jedesmal für 12 oder 14 Perſonen eingerichtet. Die Betten ſind ſehr gut; hinter jedem Bett ſteht ein Kaſten, der die etwaigen Habſeligkeiten der Armen enthält.

Das ganze Workhouſe iſt von einer hohen Mauer umgeben, und zwar ſo, daß noch ein Hofraum übrig bleibt, in dem die Männer gewöhnlich Steine für die Landſtraßen zerklopfen müſſen. Morgens um 8 Uhr erhalten die Gefangenen Thee oder Kaffee und Brod. Mittags um 12 Uhr ein Eſſen, das aus einem Brei beſteht, in dem Brod, Fleiſch und Kartoffeln zerkocht werden; Abends um halbſieben Uhr theilweiſe Thee und Brod oder eine dünne Fleiſchbrühe. — Das hört ſich ganz luſtig an, und die Engländer werden auch gar nicht müde, die ſchöne Einrichtung des Arbeitshauſes zu loben. Fragt man aber die Armen ſelbſt, da gewinnt die Sache einen ganz andern Anſtrich. — Denn erſtens, wird zwar Thee, Brod und Brei von ziemlicher Güte vertheilt, aber in ſo erbärmlich kleinen Portionen, daß ſämmtliche Bewohner des Arbeitshauſes faſt immer den bitterſten Hunger leiden. — In Wahrheit, man gibt ihnen nur halb ſatt zu eſſen.

Zweitens ſind Männer und Weiber von einander getrennt. Die Kinder bleiben bei den Müttern; und drittens darf Niemand das Haus verlaſſen, wenn er nicht mit der Erklärung davongeht, nicht wieder zurückkehren zu wollen! Nur wenn er auf's Neue einen Erlaubnißſchein der Armen-Commiſſion erhält, darf er das Haus wieder betreten; und natürlich wird dieſer keineswegs ertheilt, wenn der Arme ſchon nach einigen Tagen oder Wochen zurückkehrt, denn in dieſem Falle wird angenommen, daß er nur das Haus verließ, um für einige Zeit die Freiheit wieder zu koſten. Dieſe drei Punkte, — die nicht hinreichende Koſt, das Getrenntſein von Weib und Kind, und das Verbot, das Haus nicht nach Belieben für eine Stunde oder einen Tag verlaſſen zu dürfen, — machen dem Arbeiter das Workhouſe zu einer completen Hölle. *) Man muß bedenken, daß er ja Nichts verſchuldet hat; nein, er war der rechtſchaffenſte Menſch von der Welt; er arbeitete Jahre lang mit unermüdlichem Fleiß und nur der ſchlechte Handel, oder die Willkühr des Fabrikherrn brachte ihn um ſeinen Verdienſt.

Was Wunder, daß er vor dem Workhouſe ſchaudert, wo er ſein Theuerſtes aufgeben muß; wo er der Freiheit und ſeinem Weibe entſagen muß, er, dem die Arbeit die Hand zerriß, dem die Ehre auf der Stirn thronte, die Liebe im Herzen wohnte, dem nur ein mühevolles Leben den breiten Nacken beugte! — Die Times theilte in der letzten Zeit viele Fälle mit, wo Menſchen abſichtlich ein Verbrechen begingen, um nur in's Gefängniß zu kommen, denn dort gab man ihnen wenigſtens genug zu eſſen! — Zur Charakteriſtik der engliſchen Arbeitshäuſer will ich noch die Ausſage der Mary Furley anführen, jener unglückſeligen Frau, die im April vorigen Jahres in London des Kindesmordes angeklagt wurde. Dieſer Fall iſt außerdem noch dadurch merkwürdig, als er Urſache iſt, daß auf dem Namen Sir James Graham's, Miniſters des Innern, der Fluch der ganzen Nation ruht. —

*) Aehnliche Bemerkungen über die Arbeitshäuſer findet man in dem „Allgemeinen Volksblatte," Februarheft 1845 — und dem erſten Heft des „Geſellſchaftsſpiegel" von M. Heß.

Mary Furley wurde nämlich zum Tode verurtheilt; Sir James Graham ließ das arme Weib 24 Stunden lang mit der Nachricht foltern, daß sie am nächsten Tage sterben müsse, und theilte ihr erst dann die Begnadigung der Königin mit.

Mary Furley erzählt vor Gericht: (siehe Times 20. April 1844) „Als ich in das Bethnal-green-Arbeitshaus ging, litt mein ältestes Kind an einer bösen Kopfkrankheit. Es wurde in's Spital gebracht, und mir nach einiger Zeit zurückgegeben. Da sich das Uebel aber aufs Neue zeigte, so befahl man, dem Kinde die Haare abzuscheeren. Der Barbier, der diese Operation vornahm, war betrunken und schnitt ganze Fetzen Fleisch vom Kopfe des Kindes. Die Wunden wurden sehr schlimm und blieben so für einige Zeit; — als sie endlich geheilt waren, bekam das Kind triefende Augen. Auch bedeckte seinen Leib bald von oben bis unten ein häßlicher Ausschlag, welcher gewiß nur dadurch entstand, daß man dem Kinde im Arbeitshause nur hartes Rindfleisch zu essen gab. Ich bat, man solle ihm Hammelfleisch geben, was aber verweigert wurde. Da entschloß ich mich, das Haus zu verlassen, und nachdem ich von den Wächtern ein Darlehn von 6 Schillingen erlangt hatte, ging ich bei meinen Bekannten umher und sammelte noch einige Schillinge dazu. Ich fand dann Beschäftigung bei einem Hemdenfabrikant; da man aber nur 1½ Pence für die Anfertigung eines Hemdes bezahlte und ich bei angestrengtem Fleiße nur 3 Stück in einem Tage fertig brachte, so war ich bald gezwungen, diese Arbeit dran zu geben und mich nach etwas Besserem umzusehen. Ich beschloß daher, für mein wenig Geld Bänder zu kaufen, hieraus Mützen zu nähen, sie wieder zu verkaufen und dadurch einigen Unterhalt für mein Kind zu erwerben. Ich ging aus, um dieß zu thun. Als ich aber in einen Kaufladen kam, fand ich, daß mein Geld fort war. Ich habe es entweder verloren, oder es ist mir aus der Tasche gestohlen worden. Dies versetzte mich natürlich in die schrecklichste Betrübniß, denn ich hatte jetzt keinen Freund in der Welt mehr, und es blieb mir nichts anders übrig, als wieder in das Arbeitshaus zurückzukehren. Vor dem Arbeitshause hatte ich aber einen solchen Abscheu, daß ich es vorzog, mich

lieber sammt meinem Kinde um's Leben zu bringen." Die Gefangene hielt inne bei diesen Worten und sprach so leise, daß man nur noch die Worte hörte: „und ich fiel von den Planken des Werfts hinab." —

Das arme Weib stürzte sich nämlich mit ihrem Kinde in eine mit Schlamm und Wasser gefüllte Cloake. Das Kind ertrank, die Mutter wurde gerettet, zum Tode verurtheilt, begnadigt und nach van Diemens Land transportirt. Die englischen Blätter vom April, Mai und Juni v. J. haben die Sache weitläuftig besprochen.

Das englische Arbeitshaus ist also keineswegs ein Ort, in dem die Wunden eines Unglücklichen geheilt werden; man reißt sie im Gegentheil nur noch weiter auf. — Ich habe noch Niemand aus dem Volke gesprochen, der mir nicht seinen ganzen Abscheu vor diesen Anstalten zu erkennen gegeben hätte. Wie gesagt, sind schon Hunderte von Fällen vorgekommen, wo der Proletarier lieber in den Tod, als in's Workhouse ging. Es ist dies ein schöner Beweis, wie sehr das Gefühl der Freiheit in den Herzen des englischen Volkes eingewurzelt ist. Mit einer wahren Seelengröße erträgt der gemeine Mann jedes Mißgeschick, wenn ihn nur an jedem Tage eine Stunde bleibt, wo er außer dem Bereich der Fabriken und Werkstätten frei sein Haupt erheben kann. — Wehe dem, der dieser Geduld durch Arbeitshäuser und Almosen spottet!

Rührende Geschichten kann man täglich in den Zeitungen lesen; Thatsachen, die beweisen, wie roh der Besitzende, wie barsch das Geld mit den heiligsten Regungen des menschlichen Herzens umspringt.

Und dann wundert man sich noch, daß die Zahl der Verbrecher mit jedem Tage steigt! Aber erst zwingt man den Proletarier zum Verbrechen und dann schlachtet man ihn ab, — mit Recht! nach dem Recht! Ich will noch ein Beispiel anführen, wo ein junger Mensch, weil er keine 6 Schillinge hatte, die zur Hochzeit nöthig waren, sich und seiner Braut den Tod gab.

Im Januar d. J. wurde Thomas Stew, 20 Jahre alt, des

Mordes überwiesen und in Liverpool hingerichtet. Dem Caplan machte er folgendes Geständniß:

„Ich liebte Alice Nolan seit ungefähr 4 Monaten. Sie war ein sehr liebenswürdiges Mädchen und ich dachte, wir würden einst glücklich mit einander leben. Einen Monat vor ihrem Tode versprach ich ihr, sie in Zeit von 5 Wochen zu heirathen; konnte aber mein Versprechen nicht halten, da ich in schlechte Gesellschaft gerieth und all' mein Geld ausgab (6 Schillinge). Da wir also auf Erden nicht leben konnten, so dachte ich, wir würden im Himmel glücklich mit einander sein. Ich lieh ein Messer, um ihr und mir das Leben zu nehmen. Mit diesem Messer in der Tasche ging ich ihr entgegen, wie ich stets zu thun pflegte, wenn Alice von der Arbeit nach Hause zurückkehrte. Als ich sie angetroffen, setzten wir uns auf eine Bank und sprachen mit einander, wie manchen Abend vorher. Sie fragte unter Anderen: „Sollen wir uns am Montage bei Sally's treffen?" — Ich drückte sie fester an mich. „Nein!" sagte ich, „zunächst werden wir uns im Himmel wiedersehen," und durchfuhr mit dem Messer ihren Hals. — „O, mein geliebter Tom!" rief sie und stürzte zusammen. Ich ging meines Weges. Vor dem Hause meines Bruders kniete ich nieder und sagte: „Ich hoffe, daß sie jetzt im Himmel sein wird und daß wir uns dort treffen." Da durchschnitt ich mit dem Messer meinen eignen Hals. Ich fiel mit dem Kopfe gegen die Thür. Die Thür öffnete sich; ich fiel auf die Hausflur. Dort hob mich Jemand empor; ich weiß nicht, wer. Ich verlor die Sinne. Als ich im Spital erwachte, standen meine beiden Brüder neben mir." (Manchester Guardian.)

Thomas Stew weinte bitterlich, als man ihn auf's Schafott brachte, denn es hatte ihm Jemand versichert, er würde seine Alice vielleicht nicht im Himmel wiedersehen. — — Nachdem wir den Proletarier mit zerschlagenem Kopfe gesehen haben, dann auf dem Strohsack im „Weißen Hause", an der Seite des Kamin's, auf der Gasse, im Arbeitshause, auf dem Todtenbette und auf dem Schafott — wollen wir ihn auch in das große, dunkle Zimmer begleiten, wo er als Chartist auf die Rednerbühne springt und seinen Kameraden mahnend in die Seele donnert. Das ist

der Ort, wo der Arbeiter zum hellſten Bewußtſein erwacht, wo er fühlt, daß er ein Menſch iſt, daß er ein Recht als Menſch hat, ein Recht auf ſich ſelbſt, wie auf die alte ewige Erde!

Am Sonntag Morgen um zehn, und Abends um halb ſieben Uhr werden dieſe chartiſtiſchen Verſammlungen gehalten. Männer und Weiber, in verdammt ſchlechten Röcken, drängen ſich durch die niedrige Thür. Die Männer nehmen den großen Raum ein, die Frauen und Mädchen ſetzen ſich auf die Brettererhöhung rings um den Redner herum.

Nach vielem Scharren und Spucken entſteht endlich eine Todtenſtille. Der Redner ſpricht entweder über die bekannten chartiſtiſchen Prinzipien oder wählt einen Text aus den Begebenheiten des Tages. Derſelbe Menſch, den man in Lumpen auf der Straße ſah, den man für ein halbtodtes, verkommenes Geſchöpf hielt, hier trifft man ihn auf der Rednerbühne, und eine Sprache fließt ihm von den Lippen, die bald die Verſammlung zu jauchzender Wuth begeiſtert, bald alle Herzen mit einer Wehmuth erfüllt, daß heiße Thränen an den Wangen hinablaufen.

Trifft nun gar ein renommirter Redner ein, ein Feargus O'Connor zum Beiſpiel, da kennt die Freude natürlich keine Gränzen. — Ich hörte ihn im vergangenen November ſprechen. Es ſollte eine Petition an die Königin geſandt werden, in der man um Befreiung der deportirten Chartiſten: Froſt, Williams und Johns bitten wollte. — O'Connor ſchilderte bei dieſer Gelegenheit den letzten Aufſtand in Mancheſter.

Da blitzten alle Augen, die Adern ſchwollen an den Stirnen auf und manche Fauſt ballte ſich wie zu ſchrecklichem Schlage. Als er zum Schluß erzählte, daß in den letzten Tagen, wiederum in den Bergwerken zu Haswell, durch Nachläſſigkeit der Grubenbeſitzer, hundert Menſchen auf einen Schlag um's Leben gekommen ſeien und das Verdict wie gewöhnlich: „Visitation of God“ gelautet habe, da war es mit der Geduld der Leute zu Ende, ſie entfernten ſich und ein Fluch klang aus jedem Munde.

Die ſocialiſtiſchen Verſammlungen gehen ruhiger ab.

In dem Blatte der Chartiſten, dem Northern Star, wird gewöhnlich der Tod irgend eines bekannten Chartiſten angezeigt.

Eine ſolche Anzeige aus dem September fällt mir eben in die Augen.

Tod. September 1844.

Am 17. ultimo, alt 58 Jahre. Mr. J. Crother, Barchentſchneider, Southern-street, Liverpool-road, Manchester. Als ein Gatte und Vater war er freundlich und milde, als Freund und Genoſſe war er offen, luſtig, edel und frei. Als Geſchäftsmann war er redlich und beſtändig. Als Chartiſt und Radicaler von der alten Schule war er ein eifriger und warmer Kämpfer für allgemeine Freiheit, und immer bereit, die Familien ſeiner verbannten und gefangenen Brüder zu unterſtützen. Sein Andenken wird lange Zeit von zahlreichen Freunden gefeiert werden!

Kann man ſich ein ſchöneres Denkmal vorſtellen?

Ich ſchließe hiermit dieſen mangelhaften Bericht über Proletarier in England und freue mich nur, daß in dieſem Augenblicke eine der beſten philoſophiſchen Federn in Deutſchland damit beſchäftigt iſt, eine umfaſſende Darſtellung des Lebens engliſcher Arbeiter zu ſchreiben; ein Werk, welches von unberechenbarer Wichtigkeit ſein wird. Jedenfalls verſteht jener Schriftſteller beſſer, wie ich, die einzelnen Sachen in ihr rechtes Licht zu ſtellen, und hat durch langen Aufenthalt in Mancheſter, der Wiege des Proletariats, mehr Gelegenheit gehabt, den Arbeiter zu beobachten, als ich in Geſellſchaft meines edlen Freundes, des Doctor Mac ..... „Man verdient wenig Geld bei den armen Teufeln," ſagte mir der Schotte neulich, „aber man muß ihnen doch helfen. — God forbid!" —

Bradford. Jarksh, März 1845.

Georg Weerth.

Adreſſe der deutſchen Arbeiter in London an Johannes Ronge.

Der Telegraph brachte in ſeiner Nr. 56 einen intereſſanten Brief der Londoner Arbeiter, welche den Communismus unter ſich eingeführt haben. Wir finden in dieſem Schreiben geſundere Anſichten über die religiöſe „Bewegung“ in Deutſchland, als in ſämmtlichen deutſchen Zeitungen, und es ſchien uns deshalb merkwürdig genug, um es an dieſer Stelle theilweiſe wieder abzudrucken:

„Lieber Bruder! Wir ſind ein kleines Häuflein, aber durch das Intereſſe unſerer Belehrung innig verbunden. Dieſe iſt hier durch Nichts beſchränkt. So weit, als unſere Meinungen ſich verſteigen, dürfen ſie ſich auch frei und ungehindert äußern; Niemand von denen, mit welchen wir in der Geſellſchaft verkehren, hat ein Intereſſe, unſern Meinungen eine ihm beliebige Richtung zu geben. In dieſer Hinſicht ſind wir doch alſo vollkommen frei, darum kann es Dir nicht unintereſſant ſein, über Glaubensſachen unſere Meinung zu hören.

„In Bezug auf das Chriſtenthum ſind wir dahin gekommen, daß wir die Möglichkeit von deſſen Verwirklichung nur im Zuſtande des Communismus ſehen. — — Wir haben erkannt, daß denen, welche den Glauben jetzt benutzen, um das Volk in Armuth und Unterdrückung niederzuhalten, entgegengewirkt werden muß.

„Von dieſem Geſichtspunkte aus beurtheilen wir Dein Wirken. Die Adreſſen, die Du erlaſſen, erregten unſere Sympathie um ſo mehr, als wir darin zu erkennen glaubten, daß Du Dich nicht blos auf die Veränderung von Glaubensformen und Gebräuchen beſchränken, ſondern auch für die Verwirklichung des chriſtlichen Princips etwas thun würdeſt, wenn man Dich kräftig unterſtützte, wenn namentlich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſich Dir nicht hindernd in den Weg ſtellten.

„Du ſtifteſt eine deutſche nationale Kirche. — Jeſus Chriſtus hat keine nationale Kirche geſtiftet. Damit die Kirche national werde, hebſt Du die lateiniſchen Geſänge in der Meſſe auf und führſt deutſche ein. Die Leute werden nun verſtehen, was in der Meſſe geſungen wird, aber wird es eben darum nicht langweiliger werden, alle Sonntage oder alle Tage daſſelbe ſingen zu hören, was man verſteht? Was gewinnt der Gläubige, der Wißbegierige, was der Arme und Unterdrückte dabei, wenn Ihr gewiſſe Worte, welche ſeit tauſend Jahren in der ganzen Welt alle Tage lateiniſch vorgetragen wurden, nun auf einmal in einigen Winkeln national-deutſch vortragt?

„Ihr wollt nun heirathen! Das iſt vernünftig! Millionen Junggeſellen und Jungfrauen würden das auch thun, wenn ſie die Mittel dazu hätten, wenn ſie nicht fürchten müßten, dem Elende entgegenzugehen. Ihr wollt nun heirathen! Wahrſcheinlich aber werden wir nun auch Eure Familien erhalten müſſen, wahrſcheinlich werdet Ihr noch eigennütziger und geldgieriger werden, als Ihr es früher waret: denn das Intereſſe Eurer Familie treibt Euch dazu.

„Der König unterſtützt Dich in Deinem Wirken. Luther wurde auch von Fürſten unterſtützt; er hat auch ſo reformirt, wie Du, aber was haben die Armen dabei gewonnen? Wer den Armen das Evangelium predigte, wurde nie von den Großen unterſtützt, ſondern von ihnen bekämpft, verfolgt und getödtet. Nur der Glaube, die Religion, und folglich auch nur die Reformation, welche die Aufhebung der Armuth bezweckt, welche am meiſten für die Armen thut, kann in der Geſchichte einen dauernden Werth haben.

„Wenn dieſem Hauptzwecke entgegengeſtrebt wird, dann fallen alle anderen Anhängſel, die jetzt ſo wichtig ſcheinen und ſo hartnäckig vertheidigt werden, von ſelber weg, wo ſie Niemanden wohlthätig werden können. — So urtheilen wir. Empfange daher für Alles, was Du thun wirſt, um die Religion vom egoiſtiſchen Intereſſe zu reinigen, hiermit den Ausdruck unſerer innigſten Sympathie.

London, im März 1845.

Im Auftrage Deiner deutſchen Brüder

H. Bauer. C. Schapper.
J. Moll. A. Lehmann.

Elend.

Was iſt Elend?

Zum Beiſpiel: In Coblenz verurtheilten vor einigen Wochen die Geſchwornen des Aſſiſenhofs zu fünf Jahren Zuchthausſtrafe eine blutarme Frau, welche den Verſuch gemacht, durch Melken der Kühe in einem fremden Stalle ein wenig Milch zu ſtehlen.

Oder: Im Poſen'ſchen kam vor Kurzem eine ſteinreiche Gräfin durch Kälte um, indem ſie zu geizig war, die Feuerungskoſten zu bezahlen.

Ferner: In Somerſetſhire vergiftete eine Tochter ihren Vater, indem ſie zu ihrer Schweſter ſagte: „Wir werden beſſer ohne ihn fortkommen.“ — Und in Suffolk tödtete eine Großmutter ihre Enkelin auf dieſelbe Weiſe und aus demſelben Grunde.

Oder: In Königsberg ſperrte ein wohlhabender Lehrer, Dr. H., ſeine Schweſter ein, um ſie langſam verhungern zu laſſen, damit er ihr Vermögen zu dem ſeinigen erhalte. — Und aus Clonmel in Tipperary wird gemeldet, daß jüngſt ein Pachter, als er mit zwei Nachbarn auf der Landſtraße ging, von ſeinem eigenen Bruder meuchlings mit einem Piſtol erſchoſſen ward. Ein Streit wegen Ländereien war die Veranlaſſung des Brudermords u. ſ. w.

Das iſt Elend!

Ich ſtelle abſichtlich ſo die Beiſpiele zuſammen, weil man daraus ſieht, daß Beide elend ſind: die Reichen wie die Armen. Die Einen, weil ſie meiſt zu wenig Geld zu haben glauben, die Andern, weil ſie keines haben. Wie trivial das klingt, und trotzdem erkennen es weder die Einen, noch die Andern.

Wollt Ihr noch mehr Beiſpiele? Ich ſtehe zu Dienſten, und theile euch gern mit, was mir zufällig in dem letzten Vierteljahre zu Augen oder Ohren gekommen iſt. Viele von den nachſtehenden Thatſachen mögen euch freilich ſchon auf anderem Wege bekannt geworden ſein; allein das thut nichts, ihr könnt es zweimal erzählen hören, zumal da es auch hier in einer ſo „luſtigen“ Ueberſicht geboten wird.

Beginnen wir mit der Maſſenarmuth.

Hier begegnet uns erſtens die Noth, welche durch äußere Einflüſſe: Ueberſchwemmung, Brand, Seuchen, ſchlechte Erndte, harter Winter ꝛc. hervorgerufen wird. Europa hat in den letzten Monaten Manches der Art erfahren. Der lange, ſtrenge Winter war entſetzlich für die armen Leute. In Köln (dem reichen Köln) holten ſich Proletarierkinder in den Branntweinbrennereien Eimerweiſe den Spühling (Geſpühl), und die Familien verſchlangen denſelben anſtatt der mangelnden Suppe, um ſich zu ernähren und zu erwärmen. 30,000 Menſchen waren in Köln Almoſen — bedürftig. Dem Verein zur Abhülfe der augenblicklichen Noth lagen Geſuche um Kleider für mehr als 15,000 Perſonen vor. In dem Bericht des Comite's dieſes Vereins lieſt man: „Vom 20. März bis 12. April war die Speiſeanſtalt dem freien Zutritt von Jedermann geöffnet, und ſind im Durchſchnitt täglich an 3000 Menſchen mit Suppe und Brod geſpeiſt worden. — Außerdem ſind im Ganzen während 20 Tagen Anweiſungen auf 35,800 Portionen Suppe mit Brod und noch an andere Perſonen Anweiſungen auf ganze und halbe Brode, zuſammen für 6000 Brode, ausgegeben worden. *)

*) Einige der wackern Comite'smitglieder gaben ſich Mühe, in den Häuſern nach den Umſtänden des armen Volks ſich zu erkundigen.

Aus Hamburg berichtet man Ende März: „Das Feuerungsmaterial ſteigt auf eine für arme Leute unerſchwingliche Höhe, und letzte Woche hatten wir das Schauſpiel, daß ein mit Holz beladener Wagen unweit der Hauptwache vom Volke geplündert wurde. „Es iſt unglaublich," fügt der Correſpondent hinzu, „wie wenig dafür geſorgt wird, die Armen vor Erpreſſungen zu ſchützen."

Ueber die Noth in Oſtpreußen iſt Vieles bekannt und berichtigt worden. Die officiellen Zeitungsberichte lauteten beruhigend und beſchwichtigend, vielleicht deshalb, weil die Noth in Wirklichkeit vorhanden war. In dem kleinen Städtchen Lyk fand man im Februar vier verhungerte und erfrorene Menſchen. Der erſte Fall trug ſich vor der Thüre des Landrathamtes zu, der zweite und dritte vor den Thoren der Stadt, der vierte im Lazareth. — Im Oletzkoer Kreiſe befanden ſich Ende Februar über 4000 Familien ohne Brodkorn und ohne Arbeitsverdienſt. —

Da ſind denn ſchauderhafte Geſchichten zu Tage gekommen. Hier nur einige Beiſpiele:

Lerſch, Schreinergeſelle, war fleißig, aber nicht im Stande, ſeine Familie (Frau und 3 Kinder) zu ernähren. Im Laufe des Winters wurde wegen rückſtändiger Zimmermiethe gerichtliche Kündigung gegen ihn geltend gemacht, und durch Mangel und Elend auf's Aeußerſte gebracht, verfiel er in Wahnſinn, und mußte nach Siegburg gebracht werden. So war die Familie dann ganz verlaſſen. —

Frau Schulmeiſter mit ſieben oder acht Kindern. Der Mann verunglückte im vorigen Jahre, und die Familie ſaß im größten Elend. —

Caspers, Nadelmacher, hat Frau und neun Kinder, die alle im Hauſe ſind. Der Mann hat den Winter über eine Augenkrankheit gehabt, und lief Gefahr, gänzlich zu erblinden. Dadurch war die Familie ſehr zurückgekommen. Bei dem Beſuche bat Caspers, da ſeine Augen ſich gebeſſert, daß man ihm Draht geben möge, damit er ſein Geſchäft wieder beginnen könne, und dadurch des Bettelns überhoben ſei, was für ihn ein ſchreckliches Gefühl ſei. — Eine andere Familie, die zu den verſchämten Armen gehörte, hatte in ſtrengſter Kälte zehn Tage lang in ihrer Wohnung ohne alle Feuerung zugebracht. B.

In Friedland an der Alle hungerten und froren neun Zehntel der Bewohner. Es wütheten dabei Scharlach- und Nervenfieber. Auf zwei Geburten kamen zwölf Leichen. Einem ziemlich begüterten Manne ſtarb ſein Kind; ein anderer ſagte zu ihm: „Wie glücklich Sie ſind! haben nur drei Kinder, und davon ſtirbt eins; ich habe ſechs, die krank waren, aber Alle ſind wieder geſund.“ Glücklich der, welcher eine Suppe aus gröbſtem Mehl, Waſſer und Heringslake (Salz iſt zu theuer) bereiten konnte ꝛc.— Im Sensburger Kreiſe wollte ein Vater ſein Kind verkaufen, um aus dem Erlöſe etwas Brod anzukaufen. Brod gehört zu den Leckerbiſſen. — Aus Stallupoenen meldete man: „Es war Hunderten von Familien der kleinen Handwerker und Arbeitsleute nicht möglich, irgend einmal zu heizen. Man denke ſich dabei, daß die Häuſer im Ganzen dünn gebauet ſind, ſo daß bei der anhaltenden herben Kälte die Wände ganz durchfrieren und Wände und Thüren auf der inneren Seite ſich mit einer glänzenden Eiskruſte überziehen, dazu den Mangel an Lebensmitteln und Stillſtand der Arbeit, daß warmes Eſſen in einer großen Zahl von Familien lange Zeit zu den Seltenheiten gehört, in vielen Familien überhaupt nicht genoſſen wird ꝛc. Wer nicht heizt und ein Bett hat, ſteigt in dieſes, um ſich zu erwärmen. Es gibt aber auch Wohnungen ohne Betten. In einer ſolchen wurde kürzlich ein Lager von wärmendem Pferdemiſt, oben mit Stroh bedeckt, gefunden. Die Kinder liegen den ganzen Tag über in den kalten, dürftigen Bettlumpen, deſſenungeachtet haben die meiſten Hände und Füße erfroren und offene Wunden.“ Die Bewohner der Dörfer Gollubien, Balkan ꝛc. erbaten ſich die Erlaubniß, Cadaver gefallener Schafe als Nahrungsmittel abholen zu dürfen. In Wielitzken waren 2853 Perſonen unterſtützungsbedürftig, ſo daß nur 600 im ganzen Kirchſpiel übrig blieben, die keine Unterſtützung verlangten. In den Arvaer und Zipſer Comitaten in Ungarn wüthete Hungersnoth. Zu Erdötla ſtarb eine Maſſe von Kindern aus Mangel an Nahrung. —

Große Noth war auch auf dem Hunsrücken. Da die Leute das Brennholz nicht kaufen können, ſo ſtehlen ſie's. Dann aber

kommt die Strafe. Der Vater, welcher als Tagelöhner mühſam die Seinigen vor dem Hungertode bewahrt, muß vier Wochen in's Gefängniß und überläßt die Familie ihrem Schickſale. Oder die Frau wird dem Säugling entriſſen ꝛc. Und dieſe Fälle ſind häufig. — (ſ. u.)

Aus Kampen am Niederrhein meldete man Anfangs März, daß drei Perſonen erfroren ſeien. In Yſſelmuiden wären Hunderte eine Beute des Hungers und der Kälte. Zu Wapenvelde kamen drei Kinder vor Kälte um und zu Wyhe wurden zwei alte Leute mit genauer Noth errettet.

In Oſterode am Harz waren dieſen Winter 1600 Fabrikarbeiter ohne Beſchäftigung. Ein naiver Correſpondent der Kölniſchen Zeitung ſetzt dieſer Nachricht die Bemerkung hinzu: „Die Fabrikanten, die zunächſt ſich ſelbſt verſorgen müſſen, können doch für Nichts und wieder Nichts keine Leute lohnen.“ (Sie thun's auch nicht.) — Die Menſchen „fielen wie die Fliegen“. (Ja wohl!) Geſunde, ſtarke junge Männer und Frauen ſtarben nach der Reihe. (!) Hunger, Nerven-, Fleck-, Scharlachfieber, Alles vereinigte ſich ꝛc. —

Nach Elbing kamen ſechs ſtarke, aber abgemagerte hungrige Männer und boten dem Probſte an, ihren evangeliſchen Glauben zu verlaſſen und katholiſch zu werden, da ſie gehört hätten, daß den Proſelyten Geld gegeben werde. — Ein Pendant hierzu bilden die armen Schwäbinnen, welche zu Profeſſor Viſcher in Tübingen gekommen ſein ſollen und dem vermeintlichen Zauberer erklärten, daß ſie ſich für etwas Geld dem Teufel verſchreiben wollten. Das arme Volk iſt längſt des Teufels. —

Außer der Maſſenarmuth, welche durch äußere Einflüſſe veranlaßt wird, deren Abwendung nicht in der Macht der Geſellſchaft liegt, gibt es aber noch eine andere, die ausſchließlich ihr Entſtehen der falſchen Geſellſchaftseinrichtung verdankt. Ich meine die Noth, welche von der **Macht des Capitals**, der freien Concurrenz in Handel und Gewerbe, der ungerechten Vertheilung des Bodens ꝛc. herrührt. Die Volksklaſſen, welche beſonders durch die erwähnten Uebel Noth leiden, ſind gegen-

wärtig: Die Fabrikarbeiter, die Winzer, die frohnpflichtigen Bauern.

Die Fabrikarbeiter haben in jüngſter Zeit vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt, theils weil dieſe Laſtthiere der Capitaliſten in zu auffallender Weiſe überbürdet ſind, theils weil ſie es einmal verſuchten, ihren Drängern ſich zu widerſetzen. Schleſien, das unglückliche Schleſien wurde vom Blute ſeiner ärmſten Bewohner überſtrömt; in Böhmen gährte es ꝛc. — Die Entſchleierung der fatalen Arbeiterzuſtände in Deutſchland nimmt erfreulichen Fortgang. Das Rieſengebirge kennt man nun ſo ziemlich, viele Geheimniſſe von Berlin wurden veröffentlicht, und von anderen Fabrikorten ſind „kränkende“ Nachrichten für die Beſitzenden ausgegangen. Neuerlich hörte man Erſchreckendes aus dem Ravensbergiſchen. Ein Zeitungsartikel berichtete: „Die Noth der hieſigen Moldgarnſpinner iſt gegenwärtig auf eine Höhe geſtiegen, die Entſetzen erregend iſt. Während man vor 30 Jahren 16 — 18 Stück Garn für einen Thaler verkaufen konnte, müſſen jetzt 36 Stück deſſelben Garnes für einen Thaler hingegeben werden. Zehn Pfennige bis einen Silbergroſchen iſt das Höchſte, was die ſorgfältigſten Spinner erarbeiten können, wenn ſie von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr Moldgarn ſpinnen. Der Jammer iſt wirklich herzzerreißend, und es darf dreiſt behauptet werden, daß viele Tauſend Menſchen in dieſem Winter wochenlang hungrig ſich Abends zum Schlafen niederlegen (man kann nicht ſagen: zu Bett, denn Viele haben nicht, was man ein Bett nennen kann) und höchſtens das erlangen, daß ſie Morgens und Mittags mit ihrer Familie in Kartoffeln ſich halbſatt eſſen.“

Aus dem geſegneten Wupperthale iſt uns auch ſchon mancher Segen kund geworden. Es iſt erſtaunlich, wie weit es hier die evangeliſche Frömmigkeit, vereint mit der kaufmänniſchen Habſucht, gebracht haben, um das Volk elend zu machen! Einige ſchlagende Beiſpiele bringt der Geſellſchaftsſpiegel; Anderes iſt in Zeitungen zerſtreut zu leſen. Das Neueſte erfährt man aus einer Correſpondenz vom 5. Mai: „Laſſen Sie mich Ihnen heute ein kleines Bruchſtück aus dem unerſchöpflichen Thema der Zuſtände der ärmeren Klaſſe

vorführen, der Zuſtände der ärmeren Klaſſe in dieſer reichen und frommen Stadt: der Wohnungswechſel des 1. Mai gibt mir die nächſte Veranlaſſung dazu. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, in allen Straßen der Stadt dieſen ärmlichen Hausrath aufgeſpeichert zu ſehen, die mottenzerfreſſenen Möbel, die dürftigen Betten, die geringen Vorräthe des Armen, mit denen er von einem Elend in's andere zieht, glücklich noch, wenn nicht der Miethsherr, den er verlaſſen, für die rückſtändige Miethe einen Theil ſeines kleinen Beſitzthums zurückbehielt. Wir ſehen einen Mann, den Vater von ſechs Kindern, von welchen das jüngſte im Sterben lag, aus dem elenden Hinterhäuschen ſtoßen, das er bis dahin inne hatte, und ſeine Wohnung in dem Kellerſtalle aufſchlagen, in welchem ſeine zwei Kühe verfloſſenen Winter vor Hunger und Elend gefallen. Schon nach wenigen Stunden ſtarb ihm das Kind in der fürchterlichen Atmoſphäre, und die Leiche ſteht jetzt auf dem Dünger — ein geeignetes Paradebett für den todten Armen! Die Ueberlebenden werden in den nächſten Tagen auch dieſen Stall räumen müſſen und ohne Obdach umherirren, weil eine Kuh ſich darin eingemiethet. Aber das Armenhaus? Ja freilich, das Armenhaus iſt da und erhebt hohe Zwangſteuer und hält hochbeſoldete Verwalter; wenn aber ein Armer nicht das Glück hat, der Client reicher Patrone zu ſein, wird er nimmer hineingelangen. — Iſt das etwa Alles? Vorgeſtern erhing ſich ein Sechsziger aus Kummer und Verzweiflung; Tags vorher erſchoß ſich ein Seidenweber, der ſeine Arbeit verloren; am 26. April entleibte ſich in Neuß ein hieſiger Bürger, den geſchäftliche Schwindeleien zum Fall gebracht; am 22. erhing ſich ein wohlhabender Bauer — das ſind vier Selbſtmorde in weniger als 14 Tagen, und Alles in dieſer reichen, frommen Stadt Elberfeld!" — Zufällig kommt mir die „Zeitung für die elegante Welt" vom Jahre 1839 zur Hand und ich finde darin einen Brief aus dem Wupperthale von mir ſelbſt geſchrieben. Folgende Stellen daraus paſſen auch noch heute: „Nirgendwo kann die Armuth ein ſcheußlicheres Anſehen haben. Zwar erſcheint ſie hier ſelten mit nackten Füßen, aber mit zerriſſenen, erbettelten Schuhen — nicht mit verzweiflungsvollen Blicken, ſondern mit abgeſtumpften, von

Branntwein blutiggeränderten Augen. Das Kind des Elends, der arme Weber hat gewöhnlich eine zahlreiche Familie, für die er oft achtzehn Stunden des Tages arbeiten muß, um ſie mit der ſchlechteſten Koſt zu verſorgen. Natürlich ſchwinden ſeine phyſiſchen Kräfte durch die mühevolle Arbeit; er ſchwebt beſtändig am Rande des Abgrundes, da die geringſte Stockung im Handel ihm mit Verluſt der Arbeit droht; ſein Handwerk hat nur goldenen Boden für den Fabrikherrn, nicht für ihn, deſſen Tagelohn nie erhöht, nur ſtets verringert wird. In ſeiner Zukunft flattert ein kahles, zerriſſenes Hungertuch oder auch ein ſchwarzes Todtenhemd, an dem er tagtäglich ſelbſt weben muß. —

Wer wird es, in Berückſichtigung dieſer Lage, unnatürlich finden, wenn die matte Hand des Elenden zuweilen nach dem Branntweinglaſe greift und die Weberſpule fortſchleudert? Oder wenn die kalten Glieder Feuer in dem Höllentranke ſuchen, da die Sonnenſtrahlen nicht bis zur Spelunke des Parias dringen? Das Laſter iſt der Bundesgenoſſe ſolcher Armuth, denn wo die Hoffnung geſchwunden iſt, laſſen ſich Trotz und Verbrechen breit und ſelbſtgefällig nieder. Der Mangel zeugt die Begierde und aus der gezwungenen Reſignation wird trotziger Haß oder apathiſche Schwermuth. — Allein nicht blos in der bleichfarbigen, hektiſchen Geſtalt des Webers gibt ſich das Elend und der häusliche Jammer kund; es tritt in mannichfachen Variationen auf. Da gibt es Schaaren von Kindern, Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren für den Dienſt der Spinnereien und Druckereien. Wenn der Tag anbricht, begeben ſich die Blüthen der Menſchheit an ihre Zwangsarbeit, von der ſie nicht früher ſcheiden, als bis die Nacht ihren dunkeln Mantel ausgebreitet. Einige von ihnen müſſen nun noch von Polizeiwegen des Abends die Schule beſuchen, d. h. nachdem ihr zarter Körper 12 bis 15 Stunden den Druck ſchwerer Arbeit erduldet. Die Eltern dieſer Kinder ſind nicht im Stande, das Loos derſelben erträglicher zu machen, weil ſie ſelbſt nicht hinreichend verdienen, ſich zu erhalten. Die kleinen Geſchöpfe alſo müſſen, ſobald ihre Händchen den Faden halten oder ein ſchmutziges Druckertuch auswaſchen können, zur Ernährung der Familie beitragen.

Die Spinnkinder ſind beſtändig von dem Abfalle der Baumwolle bedeckt, ſo daß ſie wie mit Schneeflocken bekleidet ausſehen. Die Kinder in den Druckereien dagegen tragen eine ganze Farbenſcala auf Geſicht, Händen und Kleidern, und ſchon in weiter Entfernung bemerkt man ſie vermittelſt des Geruchſinnes. Ihr techniſcher Name iſt: „Streichjungen.“ — Eine andere Abtheilung der unglücklichen Fabrikarbeiter bilden die ſogenannten Fitz-, Knüpf- und Scheermädchen: die Griſetten der Fabrikſtädte. Weil ſie meiſt in den Fabrikgebäuden ihre Arbeiten beſorgen, haben die Herren Commis und Principale die ſchönſte Gelegenheit, zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, was auch in den meiſten Fällen nicht unterbleibt. (Vor einigen Jahren wurde in einer Barmer Fabrik ein großer Theil der Arbeiterinnen krank, weil Einer der Herren nicht geſund war. — Um die weitere Verbreitung der Luſtſeuche zu verhindern, ordnete darauf die Sanitätspolizei eine Unterſuchung an, der ſich alle Mädchen der Fabrik, ſchuldige wie unſchuldige, unterziehen mußten. Iſt das nicht ſchrecklich?) Arbeiten und weiter Nichts, als arbeiten, iſt der ewige Wahlſpruch, und während ihr Körper hierdurch der Hinfälligkeit preisgegeben wird, und die dereinſtige Frucht ihres Leibes nur ein ſieches Daſein erhält, wird ihr Geiſt für alle höheren Genüſſe abgeſtumpft. — Die nächſte Species der Proletarier ſind die zahlreichen Färbergeſellen, und unter ihnen namentlich die Türkiſchrothfärber. Wenngleich dieſe Arbeiter hohen Wochenlohn erhalten, ſo iſt doch ihre Arbeit ſo beſchwerlich, daß ſie den Kräften durch vielen Branntwein nachhelfen zu müſſen glauben und hierdurch ihr Einkommen auf ein Unbedeutendes zuſammenſchmilzt. Eine große Anzahl derſelben lebt beſtändig in halbtrunkenem Zuſtande und führt überhaupt eine faſt unbegreiflich rohe Lebensweiſe. Gibt es doch unter dieſen Matroſen zu Lande (man nennt ſie ſpottweiſe: „Donnerkeile“ [Donnerkiels]) Viele, die jedem Worte zwei Flüche zur Begleitung geben ꝛc.“ — —

Ueber das Elend der Frohnbauern, wie des beſitzloſen Landſtandes überhaupt, ſind jüngſt viele Stimmen laut geworden. In Schleſien, Preußen, Böhmen ꝛc. gibt es in dieſer Beziehung namentlich zwei Klaſſen von Leuten, die ein entſetzliches Leben

führen. Es ſind dies die ſogenannten Halbgärtner und Robotleute. Erſtere ſind verpflichtet, nur zu beſtimmten Zeiten des Jahres der Grundherrſchaft dienſtbar zu ſein, Letztere dagegen müſſen fortwährend Hofedienſte verrichten.

Die Armuth der Winzer iſt weltbekannt. An ihr, wie an Aller Armuth iſt gleichfalls nur das Geld, das Privilegium des Beſitzes, ſchuld. Die Weinbauern ſind die Sklaven, das Eigenthum der reichen Weinhändler, wie die Frohnbauern die Sklaven der reichen Gutsbeſitzer und die Fabrikarbeiter die Sklaven der Fabrikherren. „Iſt der Himmel den Winzern nach jahrelangem, fruchtloſem Bemühen einmal günſtig, ſo können ſie auch dann des ſchwer erworbenen Segens ſich nicht freuen, weil in der Regel der Gläubiger den Ertrag vom Stocke hinweg für ſich in Empfang nimmt.*)“ Vor zwei Jahren ging ich an der Ahr

*) Wie die Weinbauern an der Moſel von den Kapitaliſten betrogen werden, ſetzte vor einiger Zeit die Rhein- und Moſelzeitung auseinander. Hier einige Stellen des Aufſatzes: „Das Winzergeſchäft iſt ſozuſagen das undankbarſte. Während der Weinbauer von allen Branchen des Bauernſtandes die härteſte und mühſeligſte Arbeit zu verrichten hat und dabei das ganze Jahr hindurch unausgeſetzt beſchäftigt iſt, ſind leider die Jahre nicht häufig, in welchen ein etwas erträglicher Herbſt ihm ſo viel abwirft, daß er ſeine nöthigſten Lebensbedürfniſſe ſich verſchaffen kann, ohne daß er an die Vergütung ſeiner ſauren Arbeit und Auslagen nur denken dürfte. So muß er ſich denn nothgedrungen, um mit den Seinigen nicht zu verhungern, nach einem Anlehen umſehen, das er in Erwartung beſſerer Zeiten redlich abzutragen hofft. Die Hoffnungen auf einen vollen Herbſt wollen ſich aber nicht verwirklichen, die Zinſen laufen auf, der Mann braucht immer von neuem Geld, und jetzt eröffnet ſich dem herzloſen Speculanten das ergiebige Feld, wo ſich die Lücke unſerer Geſetzgebung auf eine ſehr empfindliche Weiſe fühlbar macht. Denn der Wucher und Betrug werden wohlweislich nicht in ſo augenfälliger Weiſe betrieben, ſondern auf eine abgefeimte verſteckte Art, ſo daß dem Geldhändler noch das Geſetz dabei Vorſchub leiſtet. Der Winzer nämlich, der nicht mehr fürder ſich Geld zu verſchaffen weiß, ſieht ſich endlich, um ſeiner Geldverlegenheit abzuhelfen, genöthigt, einen Theil ſeiner Beſitzungen verſteigern zu laſſen. Dabei kommen nun wohl die Güter an den Mann, aber da ſolche Ver-

ſpazieren und plauderte mit einem armen Teufel von Winzer. Der Mann erzählte mir, daß er jährlich mehrere Fuder Wein erziele, aber im ganzen Jahre komme kein Tropfen über ſeine eigene Zunge. „Der Wein ſei zu koſtbar!“ Fürwahr, der

---

käufe nur bei Terminbewilligungen mit Erfolg ſtattfinden können, ſo erhält der Verkäufer hierdurch noch kein Geld, ſondern ſieht ſich, um ſolches zu beſchaffen, genöthigt, das executive Kraft habende Steigprotocoll einem mitleidigen Geldmann anzubieten, der ihm dann unter dem Vorwand des möglichen Riſicos für Zinſenverluſt ꝛc. ꝛc. einen gehörigen Abzug macht, wenn er ſchon bei einiger Klugheit gar nichts einbüßen kann, was er recht wohl weiß, obſchon er ſich den Anſchein vom Gegentheile gibt. So iſt nun der arme Winzer um einen namhaften Theil ſeines Grundeigenthums, auf das er wegen des Erwerbs ſeines Lebensbedarfs hingewieſen war, ärmer, ohne daß er durch das ihm zugekommene wenige Geld ſich nur einigermaßen von ſeinen Schulden befreien konnte. In ganz gleicher Lage befindet er ſich, wenn er gegen einen Schuldner ein ausgeklagtes Urtheil hat, aber nichts deſto weniger noch nicht vermag, ſeine Forderung mittelſt deſſelben flüſſig zu machen. Abermals geht er damit zu ſeinem mildthätigen Geldmanne und verkauft ihm das Urtheil. Obſchon nun der Geldgeſchäfte treibende Speculant recht wohl weiß, daß die im Urtheil zuerkannte Summe durch die Liegenſchaften und das Gewerbe des Verklagten geſichert ſind, ſo weiß er es doch unter mancherlei Scheingründen dahin zu bringen, daß der Geld benöthigte Verhändler des Urtheils ihm einen bedeutenden Nachlaß bewilligt, während er nicht lange darnach theils durch verſchiedene Kunſtgriffe, theils durch die ihm zu Gebote ſtehenden executiven Mittel der ganzen Summe, die das Urtheil beſagt, habhaft wird. Kömmt nun bei dieſerlei Händeln bisweilen nur der eine, der Verhändler, zu kurz, ſo geht es noch an; in der Regel aber werden beide, der urſprüngliche Gläubiger wie der Schuldner, auf die ſchreiendſte Weiſe geſchnürt. — Eine dritte Manipulation, deren ſich dieſe Blutſauger bedienen, um die geſammte Habe der Geldbedürftigen nach und nach in ihren unerſättlichen Beutel zu führen, iſt, daß ſie gegen ein ſogenanntes freiwilliges Urtheil baare Vorſchüſſe leiſten, hierauf nach und nach vom Winzer auf Abſchlag Wein an Zahlungsſtatt annehmen, ohne daß der Preis für den in solutum gegebenen Wein feſtgeſetzt wird, worauf ſie denn bei einer nach Jahren erſt ſtatthabenden Abrech-

Wein iſt zu koſtbar, die Arbeiter müſſen ihn für ihr ganzes Lebensglück opfern. — —

Jer. Gotthelf ſagt (Die Armennoth Seite 9): „Was der Armuth dieſer Zeit Drohendes eigen iſt, liegt nicht nur in ihrem ſtillen Anſchwellen, ſondern auch in ihrer eigenen drohenden Haltung, welche ſie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das ſind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die, wie Lazarus, ſchweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunde ſich zufrieden gaben, die demüthig baten um ein Stücklein Brod, die vorlieb nahmen mit den Broſamen von den Tiſchen, und den Reichen zu Dienſten ſtanden auf jeden Wink gegen ein gnädiges Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete ſchloſſen und ihre Fürbitter wurden bei Gott; es ſind nun ganz andere Arme da, in ihrer Geſammtmaſſe betrachtet. In ihren Herzen kocht Haß gegen die Reichen, aus ihren Augen ſpricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund ſpricht es ohne Scheu aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was ſie erhalten, empfangen ſie mit einem Geſichte, auf dem deutlich die Meinung geſchrieben ſteht, daß ſie nicht ein Almoſen empfangen, ſondern nur Etwas auf die allgemeine Rechnung.“ So iſt's recht, — es kann nicht anders ſein, und muß noch beſſer kommen, wenn das bisherige Geſellſchaftsſyſtem nicht verlaſſen wird. —

Von dem ſichtbaren Trotze der Proletarier gegen ihre Unterdrücker haben die verfloſſenen Wintermonate wieder einige Beiſpiele gegeben. Unter Anderen erinnere ich hier an die Widerſetzlichkeit der Arſenalarbeiter zu Toulon, an die Arbeitseinſtellung der 4000 Weber zu Lodeve (Dep. Herault).

In Deutſchland ferner führte die bedrückte Lage der ſchleſiſchen Gutsangehörigen dieſelben zum Widerſtande gegen die Gutsherren. In Neuwaltersdorf (Grafſchaft Glatz) verweigerten

---

nung ihren armen Schuldnern nach Belieben einen Preis für den längſt weit theurer abgeſetzten Wein beſtimmen, ſo daß jene nie aus ihren Klauen kommen, ſo lange ſie noch etwas im Vermögen haben, oder mit den Händen arbeiten können.

die Robotleute ihre Dienſte. Dann kam es in Konradswalde zu blutigen Auftritten mit den Gensdarmen. „Im December und Januar hat ſich auf den Prinz Biron'ſchen Gütern, in Bralin, der Geiſt der Auflehnung gegen die feudaliſtiſche Obſervanz gezeigt. Nachdem die Halbgärtner ſich zum Theil von dem Dominium abgelöſ't, beanſpruchten die Robotleute daſſelbe Recht und kamen nicht mehr zu Hofe. Die Herrſchaft griff zu dem Mittel der Selbſthülfe (!), und ließ die Widerſpenſtigen zum Hauſe hinauswerfen mit Kind und Sack und Pack. In der äußerſten Noth faßten die Armen den (verzweifelten) Entſchluß, ſich direct an Se. Maj. den König zu wenden. Sie darbten ſich das Nothwendigſte vom Munde (die Narren), um das Reiſegeld für den Deputirten zu ſchaffen. Endlich haben ſie 15 Thaler zuſammen und ein rüſtiger Mann aus ihrer Mitte, ein früherer Militär, macht ſich auf den Weg nach Berlin. Nach einigen Wochen kehrt er mit der tröſtlichen Kunde heim, er habe den allergnädigſten Herrn im Garten von Sansſouci geſprochen und die gütigſte Zuſage erhalten.“ — Wie glücklich die Leute ſind — nun haben ſie zwar kein Brod, aber doch eine unvergänglich ſüße Hoffnung! Uebrigens benahm ſich der Prinz von Biron ganz iriſch. Auch in der Grafſchaft Roscommon brachte das Syſtem der Gutsbeſitzer, dieſer Kapitalhallunken, ihre kleinen Pachter von Haus und Hof zu jagen, dieſen Winter einen großen Theil der Einwohner dem Hungertode nahe. — Im Februar tumultuirte eine Partie Berliner Proletarier am Hamburger Thore. Man hat ſie in der Hausvogtei aufgehoben, wo es ihnen beſſer geht, als in der lieben freien Natur. Daß dem ſo iſt, kann man mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, denn: „Es ſitzen jetzt wieder (wie ein Berliner Correſpondent der Mannh. Abendzeitung ſagt) in den verſchiedenſten Gefängniſſen Verbrecher, die nur um ein Obdach zu erhalten die Verbrechen verübten, ja theilweiſe ſogar, wie der vorgebliche Brandſtifter des Opernhauſes, ein Verbrechen ſimulirten.“ Aehnliches wird aus Hamburg berichtet. Auch der engliſche Vaſenzertrümmerer Lloyd gehört in dieſe Kategorie. — Vor einigen Wochen erlaubten ſich noch die Eiſenbahnarbeiter in Langenberg eine Emeute. Sie zogen mit.

ihren Schachtmeiſtern an der Spitze unter Hörnerklang, mit zuſammengeſtückelten Fahnen, todten Vögeln der Weisheit (oh!) und Habichten von Bohwinkel ab. Was ſie trieb, war die Noth. Sie machten geltend, daß die Direction ihnen das Verſprechen gegeben habe, den Arbeitslohn zu erhöhen, wenn die Tage länger würden. Dieſes Verſprechen wurde aber nicht gehalten. Statt der erwarteten 15 Sgr. bot man den Leuten 10, ein Lohn, mit welchem ſie nicht das Koſtgeld bezahlen können. Am 11. April wurden nun fünf dieſer Arbeiter, die ſogenannten Aufwiegler gefänglich in Elberfeld eingebracht. — Welche Mittel die weiſen Behörden Deutſchlands ergreifen, um die Tumulte der Proletarier zu beſchwichtigen, erſieht man u. A. aus einer Verordnung des Hofkriegsraths in Wien über die Anwendung der Waffengewalt gegen die eigenen Unterthanen. Hier heißt es: „Da übrigens für Fälle, welche unter den verſchiedenartigſten Formen auftreten können, ganz genaue, für jedes einzelne Ereigniß gleich geltende Vorſchriften ſich nicht geben laſſen, ſo muß es auch der richtigen Beurtheilung der Commandanten ſolcher Militäraſſiſtenzen überlaſſen bleiben, ob im gegebenen Falle bei der Infanterie ein Angriff mit dem Bajonett in geſchloſſener Ordnung mit größtem Nachdruck als vorläufig noch ſchonende Modalität Statt finden könne, oder ob ſogleich zur Anwendung der Feuerwaffe, was immer in ganzen Dechargen, wie im Einzelfeuer zu geſchehen hat, geſchritten werden müſſe.“ Bezeichnend iſt auch folgende böhmiſche Notiz: „Die Verſuche einer Lohnsſteigerung hatten die Behörden veranlaßt, in den bedeutenderen Fabrikorten von dem Stande der (gemeinſamen) Druckerkaſſen und der Art ihrer Verwendung ſich genauere Kenntniß zu verſchaffen, weswegen eines Tages die Kaſſen- und Rechnungsführer unvermuthet überfallen wurden. Da bei dieſer Einſicht ſich herausſtellte, daß die Gelder zur Unterſtützung jener Drucker verwendet wurden, welche während der Unruhen als Wortführer aufgetreten und von der Regierung beſtraft wurden, ſo leitete man eine Unterſuchung ein ꝛc.“ Schreckliche Vorſicht! — —

[illegible] unter den Bergleuten [illegible] Eigentum [illegible] Diebstahl [illegible] Eingriffe gegen das Eigentum [illegible] Eigentum. [illegible]

Ein großer Teil der „unfreiwilligen" Eingriffe in fremdes Eigentum entspringt natürlich aus „zwingender" Not, welche durch die Gesetze selbst heraufbeschworen wird. Hierfür sind täglich die [illegible] mit Zugpferden zu rechnen. Nach den [illegible] wurden im März [illegible] und Pommern und dem [illegible] Kreise in Oberschlesien gemacht zum Schutze der Förster und Forstbeamten. Der Holzdiebstahl nimmt nämlich in jener Gegend derartig zu, daß selbst gewalttätige Kämpfe, die bisher nur ein Heiligtum [illegible] in den Wäldern gebildet waren, in verschiedenen Wegen und den benachbarten Städten geführt wurden. Er gesteht es, „daß in Oberschlesien jeden Tag offene Scharmützel zwischen Holzdieben und Förstern geführt werden, daß diese in den meisten Fällen unterliegen, während jene die Strenge des Gesetzes zu ihrem eigenen Unglücke und zum Verderben ihrer Familie erfahren." Ein armer Teufel im Kreise [illegible] antwortete auf die Frage, weshalb er [illegible] wolle: „Die Wiederholungsfälle der Waldfrevel sind daran schuld. Ich bin fast [illegible] gern und ernähre mich redlich; ich habe

eine Kuh, aber keine liegenden Güter, wovon ich dieſelbe unterhalten könnte; wenn wir nun, ich oder meine Frau, im Walde Futter ſuchen, ohne Schaden anzurichten und werden protocollirt, dann gibt's Strafe; ſuchen wir Laub im Walde zur Streu oder Holz zum Brennen und werden erwiſcht, dann gibt's Strafe; aus Armuth kann ich dieſe Dinge nicht kaufen. Nun treten die Wiederholungsfälle ein und die Frau geht vier Wochen in's Gefängniß, während welcher Zeit ich dann bei den Kindern bleiben muß, Nichts arbeiten kann, alſo auch Nichts zu leben habe. Iſt die Frau zurück, dann trifft mich die Reihe und Frau und Kinder haben Nichts zu leben, weil ich Nichts verdienen kann. Was denn anfangen? Betteln iſt verboten, ſtehlen iſt verboten und doch will man leben!"

Und doch will man leben! Manche indeß wollen und können nicht mehr leben in den ungeordneten Verhältniſſen der Geſellſchaft; es drängt ſie hinaus von dieſem Tummelplatz der Selbſtſucht. Mit der Zunahme des Pauperismus, der ſchroffen Gegenſätze zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen Schein und Wirklichkeit, wächſt auch die Zahl der Selbſtmörder und Wahnſinnigen. In Berlin kam am Anfange des Jahrhunderts 1 Selbſtmord auf 1000 Todesfälle, 1822 auf 200, 1830 auf 100. In Hamburg gab es 1810 nur 10 Selbſtmörder, 1827 60; in Schleſien waren 1830 288 Selbſtmörder, wer weiß, wie viele heute. — Die Zunahme der Wahnſinnigen wird wohl in gleichem Verhältniſſe ſtehen. 1808 gab es z. B. in England nur 2250, 1829 dagegen ſchon 13,720 Irre.

Die gebildeten Stände Deutſchlands zählten in jüngſter Zeit viele Opfer des Selbſtmordes. Den Grafen Rackzinsky ſchützten ſeine Millionen nicht vor der Verzweiflung, dem Lebensüberdruß. Der junge Gelehrte Mohl in Tübingen erlag der „Thatenloſigkeit". Seinem Beiſpiele folgte bald in Würtemberg ein gleichfalls reichbegabter Studirender. Ebenſo ſoll ein allgemein geachteter Profeſſor an einer höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalt freiwillig ſein Leben abgekürzt haben; desgleichen ein ſtandesherrlicher Staatsbeamter. — Die Selbſtmorde wegen Spielwuth ſind bekanntlich ſehr häufig. — Von Bier-München

werden fortwährend die auffallendſten Morde berichtet. So u. A. entleibte ſich im April ein hoher Militärbeamter, welcher ſich eine vermeintliche Hintanſetzung zu Gemüthe gezogen. — Auch in Leipzig fanden ſehr viele Selbſtmorde in dieſem Winter ſtatt. Ebenſo in Dresden; jüngſt ſtürzte ſich dort eine hübſche Frau in die Elbe, weil der Mann ihr einen theuren Putzgegenſtand zu kaufen verweigerte. — In Berlin iſt die Selbſtentäußerung des Lebens faſt faſhionable geworden. Man erinnere ſich an die junge Dame, welche ſich aus dem Fenſter eines prinzlichen Palais ſtürzte, an das junge Dienſtmädchen, welches auf den Schienen der Stettiner Eiſenbahn ſtarb ꝛc. Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt auch die Erſtickung des 24jährigen Kaufmanns R., eines Speculanten, der ſich ſchnell durch Actienſchwindel ein Vermögen von 100,000 Thalern erworben, aber es ebenſo ſchnell wieder verlor. Solcher Fälle kommen Viele vor. (Auf dem großen Börſenſaale trägt ein gewiſſer Theil des Raumes den Namen Kahlau, und die, welche dort hauſen, werden Kahlauer genannt, ein Spottname, weil ſie kahl gemacht wurden und nun ſich unter einander noch immer die letzten Pfennige abrupfen.)

Mit dieſem Beiſpiele ſchließe ich die „luſtige" Elends-überſicht.

Möge ſie den Königen mit vollen Mägen, den Pfaffen mit fetten Bäuchen recht ſehr mißfallen, und dieſelben wider Willen auf den Gedanken bringen, daß es bei ſolchem furchtbaren Jammer der Menſchheit Thorheit und Frevel iſt, neue Paläſte und Marſtälle oder Dome und Muckerſäle zu bauen. Fort mit eurem Corſo's, eurem Wettrennen, hinweg mit euren Miſſionen und heuchleriſchen Mäßigkeitsvereinen! Der Fluch des Geldes ſchwebt in der Luft und wird ſich über eure Häupter entladen und euch Alle zerſchmettern.

Glaubt doch dem alten legitimen Chateaubriand, wenn er prophezeiet: „Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr begreifen wird, daß es eine Zeit gab, wo Einige über Hunderttauſende und Millionen geboten, während Andere, die neben und mit ihnen lebten, nicht wußten, womit ſie ihre Blöße decken und ihren Hunger ſtillen ſollten." — — P.

Gedichte.

I. Von Georg Weerth.

1) Erſt achtzehn Jahr.

On this bitter night — the hour approaching midnight, a woman sat on a door-step in a London street. Her head had fallen backward against the door, and her face shone like a white stone in the moonlight. That face had a terrible history in it, cut and lined as it were by the two-workers, vice and misery — her temples were sunken, her brow wrinkled and pinched — her mouth thin and jagged — could it be thought that woman was once a child?

Douglas Jerrold.

Ein letztes Glüh'n! Da zog an britt'ſcher Küſte
Dämmernd herauf die ſchönſte Winternacht;
Im Mondenſtrahle floß die Waſſerwüſte
Und auf den Hügeln lag des Schnees Pracht.
Leer das Geſtad. Es ſchwieg der Dämpfer Sauſen;
Matros und Krieger war des Tages matt; —
Doch durch die Stille ſandte dumpf ihr Brauſen
London, der Themſe dunkle Rieſenſtadt.

Ihr gilt es gleich, mag auch der Schlummer drücken
Manch müdes Auge zu ersehnter Ruh;
Es wälzte donnernd über Park und Brücken
Derselbe Strom sich nach dem Morgen zu.
Zauberisch und still da draußen das Gefilde!
Hier nur das Volk, in bunten Strömen, wilde
Zusammenstoßend, schaffend, ringend, suchend,
Schwelgend und darbend, betend bald und fluchend!

Und Schimmer rings, vom Dach und Thor und Fenster;
Dort bauscht die Lust in seidenem Gewande!
Hier über'm Gelde höhnische Gespenster
Und dort geballt die mag're Bettlerhande!
Ein Seufzer hier; ein Kuß dort! von Terrassen
Und Treppen: Jubel, Flüstern und Geflehe —
Das ist der Tanz, in dem auf London's Gassen
Sich rastlos zwei Millionen Menschen dreh'n!

Er brauste fort. Da hob auch Sie vom Lager
Sich sacht empor; es fiel der Sterne Licht
Auf die Gestalt so tief gebeugt, so hager,
Und auf ihr bleiches, starres Angesicht.
Sie sann; — nur einen Augenblick; — sie preßte
Das kranke Kind an ihre nackte Brust; —
Das arme Weib schritt rasch durch die Paläste;
Ach, das Wohin — sie hat es nicht gewußt!

„Der Mutter Brod! und Kleider diesem Kinde!“
So rief sie. „O, wie toll das Herz mir schlägt!
Gern trüg' ich dich, mein Sohn, so warm und linde,
Wie wohl die Mutter ihre Kinder trägt.
Noch ist es Zeit! Bist du erst groß gezogen
Und siehst am Strand der Schiffe bunte Schaar:
Da eil'st du treulos durch die blauen Wogen,
Ein wilder Seemann, wie dein Vater war!“

„Dein Vater? Still! — das war ein sel'ger Morgen,
Als weinend ich an seiner Brust erwacht!
Es kam der Mai, der Juni drauf, verborgen
Hielt ich, was früh mich schon so bleich gemacht.
Erst als im Herbst das gelbe Laub der Bäume
Leis rauschend in die grüne Themse fiel:
Da ward erfüllt der schönste meiner Träume —
Und achtzehn Jahr, da steh' ich schon am Ziel!“

Erſt achtzehn Jahr! und ſchon ſo fahl mein Leben!
Erſt achtzehn Jahr! und arm und elend ſchon!
Doch halt! — froh will ich meine Stirne heben,
Dem Vaterlande gab ich dieſen Sohn!
Ha! reizt denn Niemand mein ſo junger Leib?
Sagt, die ihr klirrt mit Kreuzen und mit Ketten,
Seid ihr nicht reich genug, um nur ein Weib,
Ein brittiſch Weib vom Hungertod zu retten?“

Sie ſchwieg. Dem Gott, der niemals ſie erhörte,
Sie ſandte kein Gebet ihm himmelwärts.
Trüb ward ihr Blick. — Das ſiedend ſich empörte,
Ihr Blut, zu Eis gerann's; — ausſchlug ihr Herz!
Die Lippe bebend jetzt von einem Fluche! —
Ein Lächeln dann — ſie ſank, — rings tiefe Ruh —
Und die Natur mit ſchnee'gem Leichentuche
Deckte das reinſte ihrer Kinder zu! —

Geſchloſſ'nen Aug's, erſtarrt der Knabe lag
Feſt an der Mutter marmorkalten Brüſten,
Als weit ein Leuchten durch den Nebel brach
Und Sonnenſtrahlen Strom und Hügel küſten:
Fern von Weſtminſter feierlich Geläut, —
So tönt es an der Kön'ge Sarkophagen; —
Es klang ſo weit, — es war als müſt' es heut'
Rings nur der Welt den Tod der Armen klagen! —

Die Glocke klang — doch nicht für dich gerührt,
Armſelig Weib! Getroſt! laß ſie erdröhnen
Den todten Kön'gen nur. Dir ja gebührt,
Du früh Verblich'ne, wohl ein ander Tönen.
Dir tönt der Schrei, den jüngſt die Noth gepreßt
Aus tauſend Herzen; der in Oſt und Weſt
Die Völker ruft in einen Bund zuſammen —
Und deine Mörder werden ſie verdammen!

29) Freund Lenz.

Aus fernem Süden kommt ein munt'rer Lenz.
Die Dämmer sah er, so der Welt entschwunden,
Daß wieder der Natur gefehlet Sohn,
Der Frühling, wandelt zu der Erde Gründen.
Bei anderen Völkern hat er lang geweilt,
Da war's, daß jüngst die Kunde ihm erzählt,
Wie, hier im Norden trügen heiß Verlangen,
Nach Dir zu schauen seiner Blüthe Prangen.
Er kommt. Und aus des Südens fernen Thälern,
Wo schlummernd er im Rebenschatten lag;
Wo er zum Fest bei glutgefüllten Schalen
Das Myrthenheimat weiße Kränze brach;
Wo mit dem Zephyr er die Wangen kühlte
Und buhlerisch in schwarzen Locken wühlte —
Fern aus dem Süden hat er alle Pracht
Herauf jetzt in den Norden uns gebracht.
Er setzt sich lächelnd auf die Hügel hin —
Da weht ein Duften rings durch Feld und Au;
Zum Feste bunt Feld und Laube steh'n
Und Knospen röthlich aus den Gärten schauen.
Der Buche Laub schmückt er mit lichtem Sammt;
Es blitzt der Thau, hellauf die Sonne flammt —
Und nieder steigt er von den Hügelthronen
Hinab zum Thale, wo die Menschen wohnen.
Mit ihrer Lust, mit ihrem bittern Leid,
Mit ihren Freuden, ach, und ihren Thränen;
Mit all dem Ringen, all dem herben Streit;
Mit all dem Hoffen, all dem stillen Sehnen.
Er ist's, der in des Armen Hütte schaut,
Der zu ihm spricht, wenn kaum der Morgen graut:
„Vertrau', wie Deine Freuden auch zerstoben,
Dir Armen ist der Lenz noch treu geblieben!“
„Freund! durch meine Blumen sollst du schreiten,
Ich lade dich mit meiner Blüthen Grün;
Durch Busch und Wiese will ich dich geleiten
Den Berg hinan, wo meine Rosen glüh'n.
Ich zeige dir, wie nieder zu den Flächen
Befreit die Ströme ihre Bahnen brechen,
Und wie der Nacht erblüht der Sterne Schein,
Zieh' ich, der Lenz, in deine Seele ein!“

„Ich küſſe deiner Kinder müde Stirnen,
Ob all' ihr Glanz verloſchen und verſtaubt;
Ich will gleich der Lawine von den Firnen
Wälzen den Gram von ihrer Mutter Haupt.
Und Feuer menge ich mit deinem Blute,
Daß bald die Hand, die nur am Pfluge ruhte,
Zum Schwerdte greift und ringend im Gefecht
Von Schmach befreit ein unterdrückt Geſchlecht!"

---

3) Ein Feſtlied.

Natur, mit deinen ſtrahlenden Koloſſen,
Die du die Ewigkeit zur Dauer nahmſt;
Nur zur Vollendung biſt du erſt erſproſſen,
Seit du im Menſchen zum Bewußtſein kamſt.
Im Menſchen nur, daß ſtürmende Gedanken
Der Freiheit wunderbarſtes Gut geraubt,
Der auf den Trümmern jetzt von Trug und Schranken
Sein eigner Gott, an dich, an ſich nur glaubt.

Wohl mag ſein Auge keck den Himmel fragen,
Wenn Sonn' an Sonne wirbelnd ſich bewegt:
„Ihr fernen Welten habt ihr je getragen
Ein ſolches Kleinod, wie die Erde trägt?
Trugt Menſchen ihr, die trotz der grauſen Zweifel
Die wild zerſplittert ihre beſte Kraft,
Doch ſtets zum Kampfe mit dem alten Teufel,
Dem Wahne, kühn zuſammen ſich gerafft?"

„Und die geſiegt!" — Wohlan, Sieg und Triumphe
Laßt ſchmettern Eurer Krieger vollſten Chor!
Es trug der Menſch aus tauſendjähr'gem Sumpfe
Die Freiheit jubelnd an das Licht empor.
Was frühe Völker ahnend vorempfunden,
Er freut ſich deſſen in bachant'ſcher Luſt;
Er hat den größten Rieſen überwunden,
Vertilgt den Zweifel ſeiner eignen Bruſt!

Der einst dem Feuer seine Kniee beugte,
Der Heidentempel eherne niederschlug,
Der einen Gott auf Sinai erzeugte —
Triumph! der hat jetzt an sich selbst genug!
Und wie der Kranich sieht der Wolkenbahnen,
Und wie der Löwe sieht der Wüste Spur:
So sieht der Mensch die Flammen seiner Ahnen
Und weiß entzückt auf seiner Erde nur.

Die Millionen wandeln auch im Dunkeln —
Das Jahr entrollt! — es leuchtet sonder Wahl
Der Stern der neuen Zeit; hell wird er funkeln
Auch ihren Seelen mit gewalt'gem Strahl.
Die Freiheit dieser Tage fordern Knechte
Und Sklaven nicht, — sie fordern laut nur frei,
Daß Jeder, treu dem angestammten Rechte,
Hinfort ein Mensch mit seinen Menschen sei.

---

4) Vernunft und Wahnsinn.

Dem Morgen träumt nicht, was der Abend bringt,
Wenn lieblich wohl aus rosenrothen Düften
Sein erster Strahl durch Wald und Fluren dringt,
Des Thaues frische Perlensaat zu lesen.
Wenn ihr Erwachen hell die Lerche nennt
Und Heerde wandeln zu des Thales Brunnen;
Wenn an die Gletscher still der Abend brennt,
Sich in der Frühe heil'gem Licht zu sonnen.

Man schaut die Blume auf des Feldes Garten;
Auf Moor und Weiher schwankt des Schilfes Kranz.
Es fließt der Strom in Regenbogenfarben
Zum Meere, wiegend seiner Wellen Tanz.
Und rauschend im gewalt'gen Wogenfirste
Dehnt unabsehbar sich die grüne Fluth —
Und Freude nur und wundervoller Friede
Auf Festland, Insel und Gewässern ruht.

Doch wie zum Mittag wandelt ſich der Morgen,
Hüllt ſich in Schleier auch des Tages Pracht.
Was einer frühen Stunde tief verborgen,
Es bricht herein mit Angſt und Graus und Nacht.
Der Himmel tönt von raſſelnden Gewittern;
Die Erde zuckt und birſt zu jähem Spalt,
Und heulend über Fels und Eichenſplittern
Der Sturm entfeſſelt ſeine Bahnen wallt.

Es raſ't die Brandung an zerfetzten Küſten,
Und Dunkel herrſcht, bis aus entwölkten Höh'n,
Als ob ſie nichts von Sturm und Wetter wüßten,
Die Sterne ruhig ſtrahlend niederſeh'n.
Und die vom Staub bis auf zum Firmamente
Gewälzt ſich mit dämoniſcher Gewalt:
Sie ſchlummern dann, die ſtarken Elemente,
Bis ſie ein neuer Kampf zuſammenballt.

So ewiglich, mit wechſelndem Geſtalten,
Sklaviſchen Laufes rollt und kreiſ't das All!
Nicht ſchöner mag ſich die Natur entfalten,
Noch wenden ſich als zu gewohntem Fall.
Die Welt und Welten aneinander bannte
Mit unerbittlicher Nothwendigkeit:
Nur in den Geiſtern ihrer Menſchen brannte
Sie fort zu ſchrankenloſer Herrlichkeit!

Seit von der Lippe greiſer Patriarchen
Der Weisheit blumenreiche Rede floß,
Bis wo die Schädel ſtürzender Monarchen
Zerſtampft der Freiheit jugendliches Roß:
Hat die Natur mit ihrer Donnerſtimme
Geſungen ſtets den mahnenden Geſang,
Daß Jeder folge ſeinem Gram und Grimme
Wie ſeines Herzens liebevollem Drang.

Die gleich der Möve keck die See umſchwanken,
Die gleich der Schwalbe ihre Heimath bau'n,
Die gleich der Wolke blitzen den Gedanken
Und gleich dem Falken forſchend niederſchau'n;
Die ſich mit Palmen über Hügeln wiegen,
Mit Roſen träumen auf bemooſter Flur,
Die gleich dem Tiger zieh'n von Krieg zu Kriegen —
Sie ſollten folgen ihrem Innern nur! —

In gleicher Schönheit flammten durch die Zeiten
Des Raumes Wunder; nur zu höherm Flug
Mogt' ſeines Geiſtes rieſ'ge Schwingen breiten
Der Menſch! Der alle Kraft im Buſen trug!
Der, ob er knechtiſch ſich im Staube wühlte
Und zitternd ſich vor Thron und Altar wand —
Doch wieder keck mit ſeinen Göttern ſpielte
Und freier nur und herrlicher erſtand!

Der eignen Bruſt iſt Freud und Leid entſprungen;
Vernunft und Wahnſinn! Schon Jahrtauſend' lang
Hat dieſes fürchterliche Paar gerungen,
Den Kampf gewälzt vom Auf- zum Niedergang.
Es weht der Staub zermalmter Nationen
In düſtern Maſſen auf von ihrem Pfad;
Und ob ſie ruhig bei einander wohnen —
Sie raſten nur zu neuer, größ'rer That!

In Oſt und Weſt ein reges Völkerleben;
Vom Meere ſchallt's bis zu der Wüſte Saum.
Das iſt ein Ringen, Schaffen nur und Streben
Auf Feldern, Gaſſen und der Märkte Raum.
Und kommt der Morgen ſacht herangeſchritten:
Da ſcheint's, nur Segen ſchmücke rings das Land,
Als ſchaue Liebe ſüß aus hundert Hütten,
Als herrſche rings nur ordnender Verſtand. —

Wohl mag die Blume außen üppig winken,
In ihrem Herzen wohnt nur Angſt und Qual!
Wie einſt muß heute noch der Weiſe trinken
Des Wahnſinns giftdurchfluthetes Pokal.
Mit Blute leimen ſie ihr Werk zuſammen,
Die ſatt durchtaumeln Tempel und Palaſt;
Die Armuth röchelt Wimmern und Verdammen
Und wild die Luſt aus goldnen Schüſſeln praßt!

Doch wie der Wahnſinn, folgend ſeinem Rechte,
Sinnlos mag raſen — ſo durch alle Welt
Hat die Vernunft ihr Recht, daß ſie die Nächte
Des Wahnſinns funkenſtiebend auch erhellt!
Daß, eine Löwin, ſie die Glieder ſchüttelt
Und wieder naht in drohender Geſtalt;
Daß ſie den Wahnſinn aus den Fugen rüttelt
Und über Trümmer fort zum Siege wallt!

Vernichtet wird der Wahn zu Boden rollen,
Der mit Gewalt und ſchmeichelndem Geſchwätz
Gebeut, daß Alle Einem folgen ſollen,
Der Schranken ſchafft und Regeln und Geſetz;
Der ſeine Liebe macht zu Aller Liebe
Und ſeinen Haß zum Haſſe Aller nur,
Der ſie vergleicht die menſchlich freien Triebe
Der Elemente ſklaviſchen Natur! —

Der Erde gold'ner Morgen iſt verronnen;
Anbrach der wilde, wetterſchwang're Tag.
Es hat den langen, herben Streit begonnen,
Was ſchlummernd einſt in tiefſter Seele lag.
Fort mag er ſich durch alle Zeiten thürmen;
Es kennt der Menſch kein Ruh'n und Stilleſteh'n.
Nur aus des Wahnſinns fürchterlichſten Stürmen
Wird die Vernunft zu ſchönerm Siege geh'n! —

---

5) Lied aus Lancaſhire.

Der alte Wirth in Lancaſhire
Der zapft ein jämmerliches Bier,
Er zapft' es geſtern, zapft es heute,
Er zapft es immer für arme Leute!

Die armen Leut' von Lancaſhire
Die gehen oft durch ſeine Thür,
Sie gehen in Schuhen, die verſchliſſen,
Sie kommen in Röcken, die zerriſſen.

Der Erſte von dem armen Pack
Das iſt der bleiche ſtille Jack.
Der ſpricht: „Und was ich auch begonnen —
Hab nimmer Seide dabei geſponnen!“

Und Tom begann: „Schon manches Jahr
Spann ich die Fäden fein und klar;
Das woll'ne Kleid mocht' Manchem frommen —
Bin ſelbſt aber nie in die Wolle gekommen!“

Und Bill darauf: „Mit meiner Hand
Führt' ich den Pflug durch britiſch Land;
Die Saaten ſah ich luſtig prangen —
Bin ſelbſt aber hungrig nach Brot gegangen!“

Und weiter ſchallt's: „Aus tiefem Schacht
Hat Ben manch Zoller Kohlen gebracht;
Doch als ſein Weib ein Kind geboren —
God-dam, iſt Weib und Kind erfroren!“

Und Jack und Tom und Bill und Ben —
Sie riefen alleſammt: „God-dam!“
Und dieſelbe Nacht auf weichem Flaume
Lag ein Reicher in böſem Traume. —

II. Von Schmidt.

Der Verbrecher.

Sieh den Verbrecher zum Schaffote ſchleifen:
Die Sünde grinſt aus allen ſeinen Mienen! —
Wie in dem Blick ſich alle Teufel ſteifen! —
Ja, nur ſein Blut vermag ſein Thun zu ſühnen.

Gott lob, daß der Gerechtigkeit gelungen,
Mit ſtarkem Arm das Scheuſal zu ergreifen!
Des Henkers Hand — ſie iſt von Gott gedungen,
Des Staates faule Sproſſen abzuſtreifen. —

„Elender Wicht! Du biſt ſo tief geſunken,
Daß du nicht ahnſt die Unſchuld im Verbrecher:
Nicht ahnſt, wie er in haſt'gem Zug getrunken
Der Sünde Gift aus aufgedrung'nem Becher.

Noch ſoll der Mutterſchooß ſich ihm erſchließen,
Noch nährt die Mutterbruſt den zarten Sproſſen,
Da muß er ſchon das erſte Gift genießen,
Das Gift, das ihr der Mutter eingegoſſen.

Und wie den härt'ſten Schollen will durchdringen
Der Aehre Keim, — er muß zum Lichte ſtreben! —
So möcht' im Kinde die Natur bezwingen
Den Nebelſtreif, mit dem ſein Stern umgeben.

Frei möchte ſeine Fittige entfalten
Der Genius, der Menſchheit Schooß entſproſſen:
Sein Götterleben ringt er zu geſtalten,
Weil er des Werdens göttlich Recht genoſſen.

Er ringt und ſtrebt — und fern bleibt ſein Gedeihen
Die Sünde lebt — und muß den Gott ertödten! —
Zur Weltentſagung muß der Pfaff ihn weihen,
Damit er leichter in den Staub zu treten! —

In unnatürlichen Genuſſes Seuche
Schlürft ihr des Bruders Blut aus gift'gem Becher,
Und nennt's Beſtimmung — daß er krank erbleiche
Und droht dem Zweifler mit dem ew'gen Rächer.

Ihr Heuchler! — ſprecht von Gottes Racheblitzen
Und von der Luft in einſt'gen Himmelreichen:
Euch vor dem Spruch des Menſchenrechts zu ſchützen
Und vor der kalten Hand zertretner Leichen! —

Ihr habt die reine Gottesſaat zertreten
Und ſtreutet Unkraut in den edlen Boden,
Und wüthet fort, aus den beſchimpften Beeten
Sammt ihrer Wurzel die Natur zu roden.

Doch könnt dem Aug' ihr wohl das Ziel verrücken,
Könnt frech den Kämpfer um den Preis betrügen,
Doch nie könnt ihr des Strebens Luft erſticken,
Nie könnt ihr gänzlich die Natur beſiegen.

Seht, wie ihr den Verbrecher zugerichtet:
Der Fittig iſt dem Genius gebrochen
Durch euch, ihr Henker, ihr, ihr ſeid gerichtet,
Der Mörder hat das Urtel euch geſprochen!" —

O, laß ſie rinnen, Menſchheit, deine Thränen
Um dieſen Sohn, der deine Kronen erbte!
Er ward gepackt von wüthenden Hyänen,
Sein Herz zerfleiſcht, bis todt er ſich entfärbte.

Nun zerr'n ſie heulend ihn aus ſeinem Grabe
Und wühlend wühlen ſie in ſeiner Leiche —
O, daß der Fluch, den ich im Munde habe,
Daß er vernichtend endlich ſie erreiche.

III. Von Theodor Opitz.

1) Bekenntniß.

Ich lernte ſüßer Täuſchung längſt entſagen,
Mein Knabenſpielzeug hab' ich längſt zerbrochen,
Dem Herzen ſelbſt gebot ich leiſ'res Pochen
Und ſtolz verſchloß ich alle meine Klagen.

Ich lernte Unerträgliches ertragen:
Ich ſah, wie ſie vor todten Götzen krochen,
Wie ſie dem Elend bittern Hohn geſprochen,
Den Hungernden geſättigt nicht, erſchlagen.

Zum Ekel wurden mir die Freiheitsphraſen:
Als Löwe will der Haſe ſich verlieben —
Zum Ekel patriotiſche Extaſen:

In ſolcher Zeit lernt' ich mein Herz verſchließen,
Mein Geiſt erſtarkte durch das ſtille Leiden
Und keinen Pfeil wird er ins Blaue ſchießen!

---

2) Unbezahlbar.

Nun, ſo ſei das Wort geſprochen:
Krieg mit dir, du Krämergilde!
Auf! der Friede ſei gebrochen
Und wir reihen auf're Schilde:
Hört! wir wiſſen, was wir wollen:
Unſ'res Lebens ganzen, vollen
Unverkümmerten Genuß!

Wollt die Freiheit nicht berühren,
Nimmer nennen ihren Namen!
Lockend wollt ihr uns verführen?
Wißt! ihr Krämer könnt nur kramen;
Iſt das Herz euch aufgegangen,
Habt ihr liebend je umfangen?
Habt und ſeid ja nichts als Geld!

Geier mit dem Lamm in Lüften —
Soll das Rauben einmal gelten —
Adler in den Felſenklüften,
Seid gegrüßt! wer will euch ſchelten?
Und du Räuber der Abruzzen
Mit dem Dolch und mit dem Stutzen
Raube, raube frank und frei!

Wenn bei wilden Ungewittern
Wild die Wogen ſich empören,
Laſſe unterm Maſtenſplittern
Deinen ſchrillen Raubſchrei hören,
Schlürfe Wein aus gold'nem Becher,
Schlürf' Gefahr, verwegner Zecher,
Plünd're, plünd're, mein Corſar!

Aber ihr, humane Spinnen,
Ihr loyalen Menſchentödter,
Ach, man ſieht das Blut nicht rinnen,
Denn die Erde wäre röther,
Als nach fürchterlichſten Schlachten:
Aus ſind eure Menſchenpachten,
Weil wir unbezahlbar ſind!

---

8) Wintertag.

Du klarer, kalter Wintertag,
Du ſtrenger Eistyrann,
Wie ſehr dein Froſt auch zürnen mag,
Ich kehr' mich nicht daran!

Hinaus! Hinaus! nun fühl' ich mich
Ein ganzer, ſtarker Mann,
Mein Lebensmuth durchwärmet mich,
Mir ſelbſt gehör' ich an.

Jetzt fühl' ich, daß ich für mich bin,
Mein dieses Feuerblut,
Mein dieser stolze Eigensinn,
Mein dieser trotz'ge Muth!

Ich hab' es zwar nie recht geglaubt,
Daß ich ein Opferthier:
Doch höher trug ich nie mein Haupt,
Denn ganz gehör' ich mir!

Gegrüßt mein Feld dort, lustig frei,
Du schaffst auch nur um dich:
Es müßt der fromme Wanderer
Um Gott sich lächerlich!

Das ist ein ander Feuerblut,
Das er uns macht zum Knecht.
Kein Sommer sengt's und unser Muth
Wird nimmer unterjocht!

Du starrer, kalter Wintertag,
Du strenger Eisesmann,
Wie sehr dein Frost auch zürnen mag,
Wir kehren uns nicht dran!

IV. Lieder nach Texten der Offenbarung. Von Otto von Wenckstern.

I.

— — — quae et ego odi! *) — —

Auch mir ist jenes Volk verhaßt,
Das Volk der „Frommen" und der „Fernen;"
Ein Volk, das heimlich schweigt und praßt,
Da wo nicht Mond, nicht Sterne scheinen.
Der Haß im tiefsten Herzensgrunde
Ist hell zur Flamme mir entglommen —
Drum bet' ich auch mit Hand und Mund:
Herr Gott! behüt' uns vor den Frommen!

*) Revelationum II. 6.

Behüt uns vor der Wölfe Schaar
Im fetten, ekeln Schaafgewande;
Herr Gott, in Gnaden uns bewahr
Vor dem Gezücht im märk'ſchen Sande;
Laß deiner Donnerwetter Schlag,
Laß deinen Zorn ins Ohr uns dröhnen,
Behüt' uns heut' und alle Tag
Vor gleißneriſchen „Glockentönen!“

Auch mir iſt jenes Volk verhaßt,
Des Landes Fluch, ein Fluch vor Allen,
Des Landes Peſt, des Landes Laſt
Mit Taubengirren, Tigerkrallen;
Das, wie der Wüſte Wind Sammum
Der Horizont im Oſten röthet,
Und deſſen Hauch ſo Ehr' wie Ruhm,
Volksglück und Männertreue tödtet. —

2.

— missurus est diabolus. *)

Im Namen Gottes! gebt o gebt,
Ihr Wittwen, gebt mir euren Heller!
Ich ſtehe an der Kirchenthür
Und halte meinen Bettelteller;
Ihr alten Jungfern nur heran!
Mein Heiland wird euch dafür lohnen;
Denn was ihr auf den Teller warft,
Das iſt zum Wohl der Miſſionen.

Im Namen Gottes! gebt o gebt,
So viel ihr wollt, ihr Herrn der Heller,
Damit auch Ablaß werden mag
Durch Chriſti Blut und dieſen Teller;
Ihr Sünder, wie ſoll's euch ergeh'n,
Wenn ihr nicht blecht zu Gottes Ehre?
Ein Ablaß iſt's bei Leibe nicht,
Collecte nur für Miſſionäre.

*) Revelationum II. 10.

Geld oder Seele! ſeht die Schrift,
Und wär' es euer letzter Heller,
Und wär' die Armuth noch ſo groß,
Thut nichts, nur ſchnell ihn auf den Teller!
Ihr reichen Herrn, laßt euer Geld
Nur ja nicht hier im Orte laufen,
Wir wollen weit hin über's Meer
Die „blinden Heiden" damit taufen.

Um Chriſti Wunden gebt! o gebt!
Ob eure Brüder Hunger leiden —
S'iſt einerlei! viel beſſer iſt's,
Die Seele, als den Leib bekleiden:
Ich gebe euch mein Ehrenwort
Der Herr ſieht nur das Geld im Teller,
Und wird's vergelten, darum gebt
Für Chriſti Wunden euren Heller!

V. Von Guſtav Reinhard Nenhaus.

Stanzen.

Und wieder zieht der Frühling durch das Land,
Und wieder ſingt er ſeine ſchönſten Lieder,
Und wieder legt er ſegnend ſeine Hand
Auf Hain und Flur, auf Thal und Höhen nieder.
Was durch des Winters Strenge war gebannt,
Das kehret zu den heim'ſchen Fluren wieder.
Es jauchzet froh die Welt dem Gaſt entgegen
Und ſeinen Spuren folgen Luſt und Segen.

Wie warm ſein Hauch, wie ſüß ſein holder Gruß!
Der Erde, die ſo lang im Schlaf befangen;
Sie wachte auf bei ſeinem glüh'nden Kuß
Und purpurn färbten ſich die blaſſen Wangen!
Ha, wie nach dieſem ſeeligen Genuß,
Ha, wie nach dieſem glühenden Umfangen
Sich neu die Welt zu reichem Schmuck entfaltet
Und aus dem Tod das Leben ſich geſtaltet!

Sieh, wie der Himmel iſt ſo ſonnig blau! —
Der klare Strom ſein leicht bewegter Spiegel.
Es grünt und blüht auf ſonnbeſtrahlter Au,
Und Flammen lodern rings die grünen Hügel.
Was kürzlich noch des Winters Kraft ſo rauh
Gefangen hielt, das ſchwinget nun den Flügel.
Das ſprenget mächtig ſeine ſchweren Ketten
Und will ſich frei im Strahl der Sonne betten.

Und jubelnd jauchzt er in das weite All',
Der Frühling, ſchüttelnd ſeine Blüthenlocken:
Erhebt euch muthig aus der Sorgen Schwall,
O folgt dem Klang der hellen Freudenglocken!
Er ſendet aus die ſüße Nachtigall,
Sie will euch zu ſich in die Wälder locken;
Er läßt die Lerche jubeln über Saaten,
Sie will euch wecken nur zu neuen Thaten.

An Alle geht ſein Ruf, ſein Jubelklang!
An Alle ſeiner Sendung reicher Segen,
Was in ſich fühlt zum Leben Kraft und Drang,
Was in ſich fühlt der Gottheit mächtig Regen.
Er kennet keinen Unterſchied noch Rang,
Er hält den Gruß der ganzen Welt entgegen:
Hinaus, Hinaus! ihr Alle ſeid geladen,
Ihr ſollt euch froh im Strom der Freude baden!

Und viele kommen, viele fröhlich nah'n;
Es zieht dahin ein jauchzendes Gedränge!
Auf leichten Flügeln ſchweben himmelan
Der Freude liebumrauſchte Feierklänge.
Doch wehe! von der buntbekränzten Bahn,
Warum ſo fern der Armen große Menge?
Und ſo viel' Augen, die vor Freude ſtrahlen,
Auch wieder ſo viel' ungeſtillte Qualen?

O, ſieh auf Wieſen ſpielen dort ein Kind
Mit Blumen, die von buntem Glanz umfloſſen,
Mit Blumen, ſo des Kindes Schweſtern ſind;
Nachdem es hat den ſüßen Duft genoſſen,
Streut es ſie lächelnd von ſich in den Wind,
Der treibt ſie weg, weit wo ſie ſind entſproſſen,
Auf harte Felſen und auf rauhe Wege,
Wo ſie verwelken ohne Saft und Pflege.

So treibt der Menſch mit ſeinem eignen Blut,
Mit ſeinen Brüdern, die in Armuth leben,
Ein grauſam Spiel im wilden Uebermuth:
Nachdem ſie ihm ihr Schönſtes hingegeben,
Dann opfert er ſie ſeiner Launen Muth
Und läßt ſie bang vor ſeinem Zorn erbeben.
Sie wanken hin, ſie ſiechen und verderben
Und müſſen jämmerlich vor Hunger ſterben.

Sieh dort den Mann, wie grob iſt ſein' Gewand,
Mit fleiß'ger Hand am Pflug den Boden wenden,
Den Samen ſtreuen auf das Ackerland
Und mit der Nacht erſt ſeine Arbeit enden.
Dann kehrt er heim, von Sonnengluth durchbrannt,
Zu ſeiner Hütte moosbewachſ'nen Wänden;
Er hörte wohl von fern' des Frühlings Rauſchen,
Doch durft er nicht den ſüßen Klängen lauſchen.

Und was er ſegnend hat auf's Land geſtreut,
Es wird der Erde dunklem Schooß entſprießen.
Die Sonne flammt! O, ſeht ein goldnes Kleid
Von ſtolzen Aehren um die Erde fließen!
Der ſüße Anblick weckt unendlich Leid,
Der Arme darf die Früchte nicht genießen;
Denn für den Reichen ſind die ſchweren Garben,
In Noth und Elend muß der Arme darben.

Und dort das Kind; bevor die Nacht entflob'n,
Wenn And're träumen noch auf weichen Pfühlen,
Da geht es hungernd an die Arbeit ſchon,
Und wenn die Kinder auf den Wieſen ſpielen,
Es regt die Hände für den kargen Lohn
Und muß zum Dank noch blut'ge Schläge fühlen.
Du armes Kind, zu Leid und Schmerz erboren,
Es wäre beſſer, wärſt du nie geboren! —

Ihr armen Kinder, hülflos krank und ſchwach!
Die ihr da bauet hinter der Maſchine,
Naht nicht die Hülfe — kommen wird der Tag,
Da werdet ihr zur donnernden Lawine!
Da werdet tilgen ihr die bitt're Schmach,
Da wird der Reichen Blut die herbe Sühne:
Für jede Thräne eurem Aug' entglommen,
Für jeden Frühling, den ſie euch genommen. —

Ein Bettelweib! im Auge, welche Pein!
Das jüngſte Kind an ihren welken Brüſten:
So zieht dahin durch der Lebend'gen Reih'n
Das arme Weib, des Schmerzes ſtarre Büſte.
Ob Alles rings umher voll Sonnenſchein,
Iſt ihr das Land doch eine dürre Wüſte,
Die Blumen und die Früchte rings, die ſchönen,
Sie ſind nur da, das arme Weib zu höhnen.

Dort in der Stube, rußig und voll Rauch,
Auf ihrer Stirn' des Schmerzes tiefe Falten,
Und bitt'rer Groll in ihrem finſtern Aug':
Am Webſtuhl ſieh' die ſchweigenden Geſtalten,
Und ob ſie todesmüd' am Abend auch
Zu gläubigem Gebet die Hände falten:
Es weckt der Tag ſie nur zu neuen Plagen,
Und niemals will ein froher Morgen tagen.

O trübe Bilder zu der hellen Luſt!
O Grabgeſang bei frohem Hochzeitreigen!
Hier blickt das Auge ſtolz und ſiegbewußt,
Dort muß der Blick ſich ſcheu zur Erde neigen,
Hier tönen Lieder aus der vollen Bruſt,
Dort ſtarrt der Schmerz aus hoffnungsloſem Schweigen,
Hier tauſend Herzen, die vor Freude ſchlagen,
Dort müde Seelen, die im Kampf verzagen.

O Selbſtſucht! Das dein grauſenvoller Fluch!
Und deine Frucht der Menſchen ſchwere Leiden,
Und deine Stärke Lüge und Betrug!
Du ſiehſt in Elend deinen Bruder ſcheiden,
Du legſt auf ihn dein kaltes Leichentuch
Und willſt dich ſelbſt in Gold und Purpur kleiden.
Du ſchwelgſt geſättigt an dem heitern Male,
Dem Bruder reichend bitt'rer Wermuth Schale.

O Lebensfrühling mit dem Hauch ſo rein!
O weh' ſie an, die noch der Selbſtſucht fröhnen!
O weh' ſie an, die Herzen, die von Stein,
Die frech das ew'ge Menſchenrecht verhöhnen.
O weh' die Liebe in ihr Herz hinein!
Und laß die Menſchen ſich im Bund verſöhnen,
Wo weder arm noch reich, noch Herr'n und Knechte
Und alle Menſchen haben gleiche Rechte.

Auf daß ſie Alle kommen, Alle nah'n
In ſchönem Chor der Menſchen frohe Schaaren,
Sich frei zu wiegen auf dem ſonn'gen Plan,
Sich mit der Luft des Lenzes froh zu paaren.
Um friſche Kraft und Regung zu empfah'n
Rein aus dem Lebensquell, dem ewig klaren,
Vereint in buntem Wechſel zu genießen,
Was der Natur Urquell läßt ewig fließen.

VI. Brüderſchaftslieder eines rheiniſchen Poeten.

Trotz alledem und alledem,
Es kommt die Zeit trotz alledem,
Daß rings der Menſch die Bruderhand
Dem Menſchen reicht, trotz alledem!
F. Freiligrath nach Robert Burns.

---

1) Jagdrecht.

Fiat justitia, pereat mundus.
Altes Sprüchwort.

Sie hatten böſe Tage
Im Winter hingequält,
Die Zeit iſt harte Plage,
Wenn es am Brande fehlt;
Wenn darbet Küch' und Keller,
Wenn nicht der Schornſtein raucht,
Und wenn man nicht die Teller
Alltag zu ſpülen braucht.

Es war im Lenz; am Fenſter
Da ſchoß die Schwalbe hin,
Es ſcheuchte die Geſpenſter
Der Lerche Lied dem Sinn.
Er ſprach: gut wird es heuer,
Der Mai iſt kühl und naß,
Er füllt mit Frucht die Scheuer,
Er füllt mit Wein das Faß.

Sie ſah hinaus. Dort zeugte
Die Welt von junger Luſt,
Den Knaben, den ſie ſäugte,
Legt froh ſie an die Bruſt;
Er ſah ſo groß und offen,
Sie küßte lang das Kind:
O Glück, daß wir im Hoffen
Endloſe Thoren ſind.

Und ſieh', der ält'ſte Bube
Stürmt' athemlos herein
Laut ruft er in die Stube:
Im Felde wühlt das Schwein,
Die Jungen führt der Racker
Vom Wald in unſ're Saat,
Halb iſt zerſtört der Acker,
Verloren iſt die Mayt.

Des Reichen Säu'n und Hirſchen
Gibt Fraß des Armen Land;
Er nahm mit Zähneknirſchen
Die Büchſe von der Wand,
Er prüfte Stein und Pfanne,
Er prüfte Schloß und Lauf,
Der Knabe zeigt dem Manne
Den Pfad am Berg hinauf.

Er ſchlich mit tiefem Grollen
Zur ſegenvollen Au,
Noch wühlte in den Schollen
Mit ihrer Brut die Sau:
Die Aerndte geht verloren,
Kartoffeln, Klee und Korn,
Haſt vorig Jahr gefroren,
So hung're denn von vorn.

Er zielt; es dröhnt vom Knalle,
Der Schuß war wenig nütz,
Die Thiere flohen alle,
Es war ein Bau'r, kein Schütz;
Er ſchaut zum Wald' vergebens,
Vergebens lauſcht das Ohr,
Da treten, Herr des Lebens,
Zwei Jäger keck hervor.

Den Jägern folgt die Meute,
Es folgt des Freiherrn Sohn,
Holo! Hier gibt es Beute,
Das ist des Tages Lohn:
Ein Wildschütz auf der Lauer,
Fluchwürdiges Vergeh'n!
Auf Schwarzwild jagt der Bauer,
Sie rufen ihm zu steh'n.

Doch was hat der zu hoffen?
Er fliehet. Eitle Müh'n!
Rücklings vom Blei getroffen
Sinkt er ins junge Grün:
So mach mit deinem Blute
Die dunkle Erde satt,
Ein Schütz von kaltem Muthe
Traf regelrecht das Blatt.

Er that's nach seinem Rechte
Von allem Frevel fern,
Denn and'res gilt dem Knechte,
Und and'res gilt dem Herrn.
Der hier sein Feld vertheidigt,
Das Brod der Armuth gab,
Hat das Gesetz beleidigt,
Drum geht er in das Grab.

Die schmucken Jäger kehren
Und rühmen sich der That:
Man muß das Volk belehren,
Dies Beispiel dien' als Rath!
Indessen ist gebrochen
Ein Aug' in stillem Schmerz,
Für Weib und Kinder pochen
Wird nimmermehr dies Herz.

So fanden Frau und Buben
Die Leich' im grünen Feld;
Ein Wehgeheul erhuben
Sie in die Frühlingswelt.
Im süßen Mai noch eben,
Wie hoffet ihr so rein,
Nun wird eu'r langes Leben
Ein öder Winter sein!

2) Der Weber.

Hier wird der Menſch langſam gequält,
Hier iſt die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer.
Lied der ſchleſiſchen Weber.

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Das gibt ein ſchönes, langes Lein,
So blendend weiß, ſo zart und fein,
Bald gehſt du in die Welt hinaus,
Sie ſchneiden manche Windel draus;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt das Kind des Reichen!

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Du dieneſt noch zu manchem Kleid,
Mit Luſt näht dich die ſchönſte Maid,
Und legt' als Braut dich um die Bruſt
Mit blühend jungfräulicher Luſt;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt die Braut des Reichen!

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Du deckſt noch manchen langen Tiſch,
Dran zechen ſie beim Weine friſch,
Und auf dir duften Speiſen viel,
Und Sang und Jauchzen hat kein Ziel;
Die Armen,
Sie wirſt du nicht erwarmen,
Dich trägt der Tiſch des Reichen.

Am Webſtuhl fliegen die Schifflein geſchwind,
Wüſt durch die Winternacht heult der Wind,
Du frierſt, mein Weib, beim hungernden Kind.
Die Stunden, ſie ſchleichen, ſie ſchleichen!

Ach Gott, wann hört dann auf die Noth,
Wann wird die Liebe Hauptgebot,
Wann wird verbrüdert, was ſich fremd:
O Lein, dann werde Todtenhemd!
Die Armen,
Auf daß ſie all erwarmen,
Sei Todtenhemd der Reichen!

---

3) Der Banquier.

Und der Artikel miſſeſt du mir einen:
„Das Ehrgefühl" bei Lump und Compagnie.
Franz Freiherr Gaudy.

Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingl' ich drin, ſie ſtehen ſtumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt die Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Mein Weibchen ſchwärmt von Rang und Blut,
Von Pröbſten, Grafen, Fürſten,
Was will der blinde Uebermuth?
Ich kann ſie alle dürſten.
Sie beugen ſich vor meinem Gut,
Bedürfen ſie Gamaſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Mein Sohn, der faſelt was vom Staat,
Er fürchtet ſich vor Kriegen.
Einfält'ger Burſch! Der Könige Rath
Hab' in der Truh ich liegen,
Und ohne mich braucht kein Soldat

Nach Heldenruhm zu haſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die Tochter ſchätzt Talent und Geiſt,
Die ſchönen Seelen ſchnaufen,
Geſindel iſt's, ich will ſie meiſt
Mit gold'ner Münz' erkaufen;
Ich locke ſie mit Auſtern dreiſt
Und mit Champagnerflaſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die Zeitung nimmt ſo oft ins Maul
Das Volk, die armen Leute,
Sie gibt im wirren Sinn nicht faul
Ihm die Geſchichte heute,
Pah, reiten läßt ſich wie ein Gaul,
Pah, wie ein Hund ſich waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

Die ganze Welt ſie dreht ſich drum,
Das Geld, das iſt die Axe,
Und klingl' ich drin, ſie ſtehen ſtumm
Die Lumpen nied'rer Taxe;
Ich komm, man beugt den Rücken krumm,
Ich wußte Gold zu waſchen:
Ich ſteck' die Welt
Mit meinem Geld,
Juchheiſa, in die Taſchen!

---

1) Begräbniß des Reichen.

Vox populi, vox Dei.
Altes Sprüchwort

Fürwahr ein Leichenzug voll Pracht und Glanz,
Marſchälle, Wagen, Pferde, Eichenkranz,

Am Sarge Flor und reiche Wappenſchilde,
Es folgt ein langer breiter Menſchenſtrom,
Vielkönig dröhnt der Glockenſchall vom Dom,
Der Trauermarſch erklinget ernſt und milde.

Gott, welche Lüge! In der Jugend ſchon,
War er ein Burſch voll Bosheit, Tücke, Hohn,
Der Aeltern und der Lehrer ſtets betrogen,
Der hämiſch alle Schurkenſtreiche that;
Doch die Geſpielen ſchwärzte durch Verrath,
Der ſie aus Haß, der ſie aus Neid verlogen.

Als Jüngling führt er ſtets das größte Maul
Und doch war er zu allen Thaten faul,
Im Munde war ſein Muth und nicht im Herzen,
Scheinheilig pries er Wahrheit, pries er Recht,
Schlich aber ſelbſt geheim, verdächtig, ſchlecht,
Schalt man ihn drob, feig wußt' er's zu verſchmerzen.

Und Mann geworden ward er Freier gleich, —
Man hieß ihn glücklich, denn die Braut war reich,
Doch lag am Weib ihm nicht, ihm lag am Golde;
Sie kümmerte ihn höchſtens noch im Bett,
Sonſt trieb er Wucher, Jedem um die Wett':
Er war der treuſte Knecht in Mammons Solde.

Wie grinzt er gierig ſtets die Münze an,
Pfui, wie er markten konnte, wie er rann,
Was hat der Schuldner nicht von ihm erduldet?
Wie münzt er frech des armen Mannes Fleiß!
An ſeinem Golde klebt vom Kind und Greis
Rachſchreiend Blut; was hat er nicht verſchuldet?

Ihn rührte nie des Hungers heiſ'rer Schrei,
Des Armen Krankheit war ihm einerlei,
Wittwen und Waiſen ſchmäht' er jede Stunde,
Oft bettelte vor ſeinem Thor die Noth,
Doch Steine gebend ſprach er: das iſt Brod!
Und hetzte drauf die wohlgenährten Hunde.

Der ſtets der Armuth in das Antlitz ſpie,
Er beugte vor dem Reichern gern das Knie,
Ein Speichelleckr war er bei den Großen,
Er warb um Titelkram und Ordensband:
Heut gibt der Reichthum adeligen Stand.
Wann wird man dieſen alten Wahn verſtoßen?

Und elend war er doch trotz allem Prunk,
Trotz Glanz und Feſt; nie hat beim hellen Trunk
Ein Freund in Luſt an ſeinem Tiſch geſeſſen.
Wer tränke mit dem Geizhals auch den Wein?
Er ſtarb verachtet, unbeweint, allein,
Wer ihn nicht haſſet, wird ihn bald vergeſſen.

Wie er teſtirt, geht er mit Pracht zur Gruft,
Er war trotz alledem ein ſchnöder Schuft,
Niemals der Menſchheit ew'gem Recht gewogen.
Es heißt: Von Todten redet nicht als gut!
Der Pfarrer that es hier; ich hab den Muth
Zu ſagen, daß er ſalbungsvoll gelogen.

VII. Von Hermann Püttmann.

1) Verzage nicht!

Verzage nicht, du armes Volk!
Auch dich erwarten Ehrentage,
Wo du erheben magſt dein Haupt
Und von den Schultern wirfſt die Plage.
In Lumpen gingſt du ewiglange,
Man höhnte dich von Jugend auf,
Gekrümmten Nackens ſchlichſt du bange
Der Sorge ſteilen Pfad hinauf.

Nun aber ſchreite du getroſt
Hin zu der Bildung friſchem Quelle,
Und trink' daraus! — das ſchwere Blut
Wird leicht, die blöden Augen helle.
Bewußtſein deiner Menſchenehre
Kehrt in die Seele dir zurück,
Anſtatt der dumpfen Geiſtesleere
Schwellt deine Bruſt der Liebe Glück.

Du ſprichſt: „Wie war ich thöricht doch,
Vereinſamt auf der ſchönen Erde,
Ringsum mich wogte Ueberfluß,
Ich aber duldete Beſchwerde

Und ließ mir alle Rechte nehmen —
Des Liſt'gen Beute, der's verſtand,
Das rohe Thier in mir zu zähmen
Und Leib und Geiſt mit Ketten band.

„Ich bin erwacht, ich fühle Kraft —
Die Lumpen reiß ich von den Gliedern,
Aus freier Seel' die feige Angſt,
Den Schlaf von meinen Augenliedern.
Der Liebe Bündniß will ich ſchließen,
Nicht länger haſſend einzeln ſteh'n;
Des Lebens Wohlthat mitgenießen,
Nicht länger hungernd zu nur ſeh'n.

„Doch nicht vergelten will ich ihm,
Dem Reichen, daß er mich verachtet,
Zu ſeinem Sklaven ſchuf, deß Geiſt
Von eiteln Trieben war umnachtet.
Ich bin gerettet, bin erhoben —
Er ſinkt von ſeiner Selbſtſucht Thron,
Sein Flitterſtaat iſt bald zerſtoben,
Geknickt ſein Stolz, verhallt ſein Hohn." —

So ſprichſt du, und das Wort wird Fleiſch,
Den Heiland haſt du ſelbſt geboren,
Ich ſeh dich einig, muthig, frei —
Und alles Elend ging verloren.
Die neidiſch miteinander rangen
Vordem, ſie ſind dann Brüder all;
Und fürder nur auf blüh'nden Wangen
Wird ſpiegeln ſich der Sonne Strahl.

---

2) Die Gefangenen.

Der Aufruhr iſt bezwungen,
Der Tag des Bluts vorbei,
Die Todten ſind begraben,
Die Todten ſie ſind frei.
Die preußiſchen Soldaten
Haben das Werk vollbracht,
Die preußiſchen Soldaten
Schlugen die Weberſchlacht.

Die Bayonnette blinken
Im Abendſonnenſtrahl,
Schnurrbärtig ſtolz marſchiren
Lieutenant und Corporal,
Der ritterliche Hauptmann
Sprengt muthig vor dem Heer,
Die alten Fahnen rauſchen
Im Winde dumpf und ſchwer.

Es blaſen die Trompeter:
Heil unſerm König, Heil!
Das arme Volk erſchrocken
Entflieht in großer Eil.
Die preußiſchen Soldaten
Haben viel Beut' gemacht,
An achtzig der Rebellen,
Fingen ſie in der Schlacht.

Geknebelt und gebunden,
Mit trübem düſterm Sinn,
Die Herzen feſt gebrochen,
So ziehen ſie dahin.
Bleichgelb die hagern Wangen,
Das Auge ſtier und todt,
Die Adern haßgeſchwollen,
Fluchend aus tiefſter Noth.

So lumpig, ſo zerriſſen —
Man führt ſie vor Gericht,
Wo man im ſichern Dunkel
Den Stab gelaſſen bricht.
So lumpig und doch trotzig —
Weh' euch! Gerechtigkeit
Beſtraft die armen Sünder,
Die reichen thun ihr leid.

Mit Salbung ſpricht der Richter
Zum ärmlichen Geſchlecht:
„Kein gräulicher Verbrechen,
Als Hochverrath am — Recht,
Dem heiligen, uralten,
Das in jedwede Bruſt
Chriſtus voll Liebe ſenkte —
Wie euch iſt wohl bewußt.

„Ihr ſollt des Nächſten Habe
Nicht frevenlich entweih'n,
Selbſt nicht in höchſten Nöthen
Räuber und Diebe ſein.
Ihr aber habt den Herren,
Die euch all'zeit ernähret,
In ſipp'gem Uebermuthe
Ihr Eigenthum verheert." —

Die armen Sünder ſchweigen,
Das Herz von Zorn erfüllt,
Und beißen auf die Lippen,
Daß helles Blut entquillt;
Mit tiefgeſenkten Wimpern
Starren ſie auf die Flur,
In ihren bleichen Zügen
Von Reue keine Spur.

Doch Einer ſpricht: „„Herr Richter,
Urtheile nur nach Recht.
Wir Arme ſind verlaſſen,
Die Reichen, die ſind ſchlecht.
Die Reichen haben genommen
Uns Ehre, Glück und Ruh,
Sie ſind die wahren Räuber
Und Mörder noch dazu.

„„Sie ſtahlen uns aus der Seele
Den friſchen Lebensmuth,
Sie ſtahlen uns von den Wangen,
Das purpurrothe Blut;
Gern nähmen ſie mit dem Hemde
Die Haut vom Leib zugleich —
Die Reichen mag verdammen
Der Gott im Himmelreich.

„„Wenn unſ're Frau'n gebären,
Ein Jammer iſt's, ein Grau'n,
Die armen kleinen Weſen
So kläglich anzuſchau'n.
Verflucht zum Hungerleiden,
Von Anfang bis zu End',
Geboren und geſtorben
Im Elend — wie man's nennt.

„„Doch ſie, die reichen Herren,
Sie jubeln allezeit,
Und haben keine Sorgen,
Und kennen gar kein Leid.
An ihren Wiegen dufteten
Des Glückes Roſen ſchon,
Stolz auf den Gräbern prangen
Denkmäler uns zum Hohn.

„„Wir aber ſind wie Hunde,
Die man beliebig tritt;
Wir aber ſind wie Würmer,
Zerdrückt von jedem Schritt.
Und ſprechen wir von Hunger,
Und fordern wir uns Brod,
So heißt's: Heu müßt ihr freſſen
Dereinſt noch in der Noth.

„„Drum haben wir's gewaget,
Und wagen's noch zur Stund',
Die Reichen zu verderben,
Und gingen wir all' zu Grund.
Und können wir nicht werden
Gleich ihnen froh und reich,
So ſollen ſie gezwungen,
Arm werden und uns gleich!““

Der Richter ſpricht gelaſſen,
Das milde Urtheil drauf:
In's Zuchthaus ſie zu führen,
Nach des Geſetzes Lauf.
Fünf Jahre und auch zehen,
Das iſt fürwahr nicht ſchwer,
Es waren ihrer achtzig —
O wären's ihrer mehr!

Im Zuchthaus lebt ſich's beſſer,
Als im Gebirge dort,
Die hung'rigen Geſellen,
Sehnen ſich nimmer fort.
Viel milder ſind die Büttel,
Als ihre frühern Herrn,
Und da ſie's Salz verdienen,
Arbeiten ſie auch gern.

Drum ſingen ſie im Chorus:
„Heil unſerm König, Heil!
Er läßt uns hier nicht darben,
Gibt Jeglichem ſein Theil.
Wir wollen ihn beloben
Und flehen immerfort:
Daß alle unſ're Brüder
Einziehn in dieſen Ort!“

---

3) Der Winter.

Eiszacken blitzend hangen
Im dunkelgrünen Tann,
Gebirg und Thäler ruhen
Unter des Winters Bann.
Das Blut erſchlag'ner Weber
Iſt tief im Schnee verſteckt,
Ein weißes Leichenhemde
Ganz Schleſien bedeckt.

Juchhei! — die Fabrikanten
Sind wieder oben auf.
Die Furcht hat ſie verlaſſen,
Sie praſſen drauf und drauf.
S'iſt wieder wie beim Alten:
Die Herren ſäckeln ein,
Die armen Sklaven darben
Und möchten begraben ſein.

In Hütten kaltes Elend,
Im Palaſt glühende Luſt,
Dort bittere Verzweiflung,
Hier Hohn in jeder Bruſt.
Die blutige Emeute,
Wird allgemach verlacht,
Der Schaden für die Reichen
Iſt bald ja eingebracht.

Die preußiſchen Soldaten,
Sind allzeit conſignirt;
Die preußiſchen Spione,
Haben ſich einquartirt;
Der Polizeidirector,
Iſt doppelt fein und ſchlau;
Ja, ſelbſt der Herr Miniſter,
Hält eine Armenſchau.

Der Pfaff von Langenbielau
Donnert ſich zornesroth,
Nach ihm ſind alle Armen
Selbſt Schuld an ihrer Noth;
Geduldig ſtets beim Schinden,
Das ſei ja Chriſtenpflicht;
Und wer ſeine Schwäger haſſe,
Ererb' den Himmel nicht. —

Das hilft — die armen Teufel
Ducken ſich wiederum,
Sie lungern und ſie hungern,
Sind wie das Vieh ſo ſtumm.
Das hilft — faſt ohne Klage
Bricht ihnen ſtill das Herz;
Und dumpfe Racheſchwüre,
Retten ſich himmelwärts.

Das hilft — nur hin und wieder
Wagt's Einer frei und frank,
Sich heimlich zu — erhängen —
Wohl ihm, wenn es gelang!
Und ob auch jezuweilen
Ein Menſchenkind erfriert —
Die Ruhe und der Frieden
Des Staats ſind garantirt.

Juchhei! die Fabrikanten,
Sitzen am warmen Heerd
Und reiben ſich die Hände,
Und ſchau'n ſich an verklärt:
„Das wäre überſtanden —
Wir halten das Geld im Sack,
Die preußiſchen Kugeln zwangen
Das lumpige Weberpack!"

4) Rübezahl.

Der Frühling iſt gekommen! —
Mit ſeinem Roſenmund
Küßt er die kranke Erde
Und ſie wird flugs geſund.
Blätter und Blüthen ſpringen
Aus Buſch und Feld hervor,
Von allen Zweigen ſchwingen
Die Vöglein ſich empor.
Der Bach beginnt zu plaudern,
Er ſchwieg wohl lange Zeit,
So dumpf war ihm zu Muthe
Unter dem Panzerkleid.
Der Wolken Freudenthränen
Träufeln auf grüne Flur,
Die Sonne grüßt ſo munter
Die ganze liebe Natur.
Sieh! Drinnen im Gebirge
Der Rübezahl erwacht,
Mit ſeinen Geiſteraugen
Schaut er die holde Pracht:
Er lächelt — voll Behagen
Trinkt er die ſüße Luft,
Und wiegt die alten Locken
In junger Veilchen Duft: —
„Wohlan, die Menſchenkinder,
Sie leben nett und fein —“
So ſpricht er — doch mit Staunen
Hält er dann plötzlich ein:
Am Wege unten ſteht er
Den ärmſten Bettler ſteh'n,
Und einen reichen Herren
Ihm ſtolz vorüber geh'n.
„Nun, was iſt das? wahrhaftig,
Den Augen trau' ich kaum —
Quält denn die Menſchenkinder
Noch ſtets der böſe Traum?
Sind ſie noch ſtets geſchieden
Durch Haß in Reich und Arm?
Und ſchafft der Fluch des Goldes
Noch einzig Stolz und Harm?

„Die Thoren! Schon ſeit lange
Glaubt' ich ſie glücklich — frei,
Von aller Schmach erlöſet
Durch brüderliche Treu';
Allein noch immer fanden
Der Liebe Pfad ſie nicht,
Und liegen ſich in den Haaren,
Und ſchlagen ſich in's Geſicht.

„Warum nicht folgt der Arme
Der Blumen Beiſpiel nach?
Sie kleiden ſich in Seide
Und Sammet jeden Tag.
Er aber geht in Lumpen
Jahrein, jahraus daher —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort wär' nicht ſchwer.

„Der Reiche lebt ein Schrecken
Auf dieſer Erde hier,
Zum Raube muß er ziehen,
Gleichwie ein wildes Thier.
Und ſtets aus ſeiner Freude
Entſpringt des Bruders Leid. —
Warum? wenn er's begriffe,
Die Antwort läg' nicht weit.

„So kann's jedoch nicht bleiben,
Die Menſchen dauern mich —
Sie ſind ſo wohlgeboren
Und ſchänden ſelber ſich.
Im Bilde muß ich warnen
Und will ich Troſt verleih'n,
Die Zukunft wird das Wahre
Schon trennen von dem Schein."

Im Palaſt ſitzt der reiche,
Hartherz'ge Fabrikant,
Weinſelig mit dem vollen
Champagnerglas zur Hand.
Die Augen werden ihm trübe,
Er gähnt — und ſchlummert ein.
Der Berggeiſt läßt ihn träumen,
Zur Warnung ſoll es ſein.

Es dünkt den trunk'nen Schläfer,
Daß er im Golde wühl',
Mit funkelnd gier'gen Blicken
Und ſeligem Gefühl.
Da plötzlich vor'm Palaſte,
Tönt dumpfes Wuthgebrüll —
Zitternd und voll Entſetzen
Hält er im Zählen ſtill.
Die Fenſterſcheiben klirren,
Die Thüren ſprengt man ein —
Was iſt's? die lumpigen Weber
Dringen mit Macht herein.
Voran ein wilder Burſche,
Kräftig und hochgebaut,
An der Kehle faßt er den Reichen,
Spricht zu ihm donnernd laut:
„Du ſchuftig feiſter Schlemmer!
Mißlang es einmal zwar,
So ſoll's uns nun gelingen,
Wir haben dich, fürwahr!
Du filziger Blutſauger!
Das Vorſpiel half dir nicht,
Du wirſt ſo lange ſchinden,
Bis man den Hals dir bricht.
„So ſei's! Vergeltung ruf' ich
Und würge dich zur Stund' —
Meinen Vater ließeſt du hungern,
Meine Mutter ging zu Grund,
Ich ſelber bin verdorben —
Du aber warſt ſtets wohl
Und höhnteſt uns im Elend — —
Daß dich der Teufel hol'!"
Ein Griff — des Reichen Antlitz
Wird braun und blau und grün,
Die Augen rollen im Kreiſe,
Die Seele möcht' entflieh'n,
Er krümmt ſich, zuckt und zappelt —
Vor ſeinem Blick wird's Nacht —
Die Zung' tritt aus dem Halſe — —
Da — ſtöhnt er und erwacht. —

Vom Palaſt zieht der Berggeiſt
Zur Hütte ein geſchwind:
Ein junges Weib in Thränen,
Ruht dort mit ihrem Kind.
Sie liegt auf hartem Strohe,
Sie liegt dort faſt entblößt,
Der Tod hat ihren Gatten
Von allem Leid erlöſt.

Der Berggeiſt läßt ſie träumen,
Zum Troſte, nicht zur Qual,
Er leitet ſie allmälig
Fern in der Zukunft Thal.
Erſt ſieht ſie ihren Knaben,
Er wächſt ſo friſch empor,
Die gold'nen Locken wallen,
Die Bruſt tritt ſtolz hervor.

Dann iſt er Mann geworden
Voll edler Kraft, voll Muth,
Sie hört ihn jubelnd rufen:
„Mutter, bald iſt es gut!
Die Menſchen ſind nun beſſer,
Als da mein Vater lebt',
Wonach ſie ewig rangen,
Bald haben ſie's erſtrebt:

„Das Glück...! ſiehſt du, man ſuchte,
Es vordem einzeln nur,
So war es nicht zu finden,
So floh uns die Natur.
Die Liebe iſt's — verbunden
Sind wir ja Alle reich,
Nicht Einer mehr als Andre,
Nein, Alle, weil wir gleich!"

Er hatte Recht — denn Wunder!
Die Schlummernde erblickt'
Den Sohn des reichen Schinders
(Der ihren Mann gedrückt
Und elend ließ verſchmachten —)
Mit ihrem Hand in Hand —
Sie ſchienen treue Brüder
Von Ewigkeit verwandt.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Ich hatt' ich nur die Liebe.
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

———

DD 801 .R75 R43 C.1
Rheinische Jahrbucher zur gese
Stanford University Libraries
3 6105 034 481 924

DD
801
R75R43
V.1
1845

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.